

Die Stieftochter.

Erzählung

für

die reifere weibliche Jugend

von

Aurelie.

Stuttgart.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

[1854]

Die Stieftochter.

„Horch! war das nicht des Vaters Wagen, der eben vor dem Hause hielt?" rief Anna und wäre mit einem Sprunge am Fenster gewesen, hätte sie sich nicht von dem Garn umschlungen gefühlt, das sie gerade aufzuwickeln beschäftigt war. Sie trug noch den wachsenden Knäuel in der Hand, dessen Faden sie bei ihrer unbedachtsamen Bewegung so magisch gebannt hatte, während Frau Heinrichs den größeren Gehalt des Garnes über beiden Armen auseinander gebreitet hielt, und diesen vergeblich wieder glatt zu ziehen strebte. „Halt doch, halt, Anna, du richtest nichts als Unheil an," schalt diese, „wie kann denn jetzt der Vater schon nach Hause kommen? es ist kaum zwölf Uhr! Was sollte aus seinen vielen Kranken werden, die ihn alle wohl noch sehnsüchtiger erwarten als du?" — „Sehnsüchtiger?" meinte Anna kopfschüttelnd, „das gewiß nicht, aber jene bedürfen seiner und ich möchte ihn den armen leidenden Menschen ja nur dann entziehen, wenn ich glaube, seine Kraft müsse erliegen und Erholung sei ihm nothwendig."

„Er bleibt oft viel länger aus, als heute," sagte Frau Heinrichs, indem sie bedächtig die Verwirrung ihres Garns aufzuheben strebte.

„Ja, aber an einem solchen Tage?" entgegnete Anna, „oder soll der Arzt gar keinen Festtag mehr feiern dürfen?"

„Wenn es die Umstände erlauben, warum denn nicht!" sagte Frau Heinrichs.

„Ei, er hätte heut nur die nothwendigsten Besuche machen sollen," rief Anna ungeduldig, „und das mir und — der Mutter zu Liebe!"

Frau Heinrichs seufzte. „Du gutes Kind," sagte sie, „vielleicht hat er heut schon recht viel an die Mutter gedacht."

Anna schwieg einen Augenblick, dann sagte sie nachdenklich: „Aber sollten wir nicht heut den ganzen Tag wie ehemals beisammen sein? und nun ist's schon Mittagszeit!"

„Und nun, und nun," sagte Frau Heinrichs, „kommt der Vater wirklich."

Ein Wagen war vorgefahren und Anna schon zur Thüre hinausgeeilt, um die halbe Treppe dem geliebten Vater entgegenzulaufen. Bald kehrte sie an seinem Arme hängend zurück. „Da ist er, da ist er," sagte sie frohlockend, während Frau Heinrichs aufstand, den Hofrath Altheim zu begrüßen und ihm seinen Lehnstuhl an den großen runden Tisch zu rücken. „Sieh da," sagte der Hofrath, „wie festlich sieht's hier aus; wo hast du all die schönen Blumen aufgetrieben, Annchen?" In der That glich das Zimmer einem Blumengarten, und die Februarsonne schien so warm auf die Tulpen, Camelien und Veil-

chen und erleuchtete so freundlich das tiefe, heimliche Zimmer, in dem ein helles Kaminfeuer loderte, daß jeder Eintretende ein Behagen hätte empfinden müssen. Wie viel mehr der Arzt, der müde und erschöpft aus der drückenden Luft so manches Krankenzimmers kam. „Was hast du aber heut vor und was bedeutet das Alles?" wollte der Hofrath weiter fragen, doch die Frage erstarb auf seinen Lippen, als Anna mit tiefem Erröthen leise antwortete: „Vater, hast du's vergessen?" „Mein Gott ja!" — rief der Hofrath, indem er mit der Hand an die Stirne fuhr, „ist's nicht der eilfte heut! der eilfte!" Und kaum hörbar setzte er langsam hinzu: „Der Mutter Geburtstag!" Er zog mit feuchten Augen Anna an seine Brust, dann schaute er andächtig auf zu dem schönen sanften Frauen-Antlitz, das über dem Sopha hing und das von Blumenguirlanden umgeben so milde herabsah auf Vater und Tochter, die sich Beide noch fest umschlungen hielten. Dies Bild war ja Alles, was den Beiden blieb von der treuesten, liebevollsten Gattin und Mutter. Und doch war es nicht Alles; hatte sich nicht ihre Liebe, ihre Hingebung vererbt auf Vater und Kind; suchte nicht Eines dem Andern Alles zu sein und ihm zu ersetzen, was ihm das Schicksal geraubt hatte? Gewiß, so war es, und selten wird man ein Verhältniß zwischen Vater und Tochter finden, wie es das des Hofraths Altheim zu Anna war. Mit fast mütterlicher Zärtlichkeit überwachte der Vater die Tochter und theilte gern ihre kleinen Freuden und Leiden, die letzteren aber wußte ihm Anna zu verhehlen; denn sie war frühzeitig durch ihre vortreffliche Mutter dazu erzogen

worden, dem Vater, wenn er von Berufsgeschäften ermüdet nach Hause kam, jede Last des Tages vergessen zu machen. Da gab es nur fröhliche Gesichter, nur erheiternde Gespräche. Wenn eine ungewöhnliche Falte sich auf der Stirn des Arztes zeigte, dann war die Mutter zwar doppelt bemüht gewesen, ihn zu zerstreuen, doch niemals in einer aufdringlichen Weise, noch hatte sie gleich nach der Ursache seiner Verstimmung geforscht. Schweigend pflegte sie dann ein neues Buch oder die Zeitungen in seine Nähe zu legen und setzte sich still zu ihm; erst, wenn er mechanisch anfing, die Blätter flüchtig zu durchlaufen, wagte sie ihn aufmerksam zu beobachten. Ihr besorgter Blick suchte dann in seinen Zügen zu lesen, während Anna auf den Zehen um die Eltern herumschlich und die Spannung der Mutter halb unbewußt theilte. Kein Laut ward hörbar, bis der Hofrath plötzlich aufseufzend von selbst dem Bedürfniß der Mittheilung nachgab und sein Herz dadurch erleichterte, daß er es seiner Gattin aufschloß. Erzählte er nun von der großen Sorge, die ihm irgend ein schwerer Kranker mache, wie theilnehmend hörte dann seine Elise zu; und sann er wieder, in Schweigen versenkt, den Mitteln nach, die ihm noch anzuwenden übrig blieben, so betete sie im Herzen für die Erhaltung des ihr oft ganz Unbekannten, in dessen Umgebung sie sich doch durch die Mittheilung ihres Mannes lebhaft versetzen konnte. Wie rief sie aus vollem Herzen: „Gottlob! es geht besser, nicht wahr?“ wenn der Hofrath mit erheiterten Mienen nach Hause kam, und Annchen fragte ihn: „Hast du den Vater der Kinder gesund gemacht?“ „Gott hat's gethan,“ sagte

dann der Hofrath, und liebkosete sein Töchterchen, das nun fröhlich umherspringen, ungestraft an dem Vater hinaufklettern und mit ihm spielen durfte, wie mit einem Kameraden. Die Mutter aber pflegte eine Landparthie für den Nachmittag oder mindestens einen Gang ins Freie dem Vater vorzuschlagen und nach einigen Weigerungsversuchen seinerseits zuletzt damit durchzudringen.

So waren viele glückliche Jahre verstrichen, als die Geburt eines Knaben Anna's Mutter das Leben kostete; bald nachher war auch das Söhnchen der Mutter gefolgt und der Vater, untröstlich über den herben Verlust, hatte nichts mehr, das ihn an das Leben band, als die Pflicht, für die kleine Anna zu sorgen, deren sanfte, liebende Seele alle Tugenden ihrer Mutter im Keime trug. Während Frau Heinrichs, die treue Pflegerin der Verstorbenen, über die physische Entwickelung des Kindes wachte und ihr zugleich die Führung des Haushaltes spielend beibrachte, war es des Vaters liebste Beschäftigung, das geistige Interesse seiner Tochter zu erwecken und auszubilden; gern las er am Abend ihre Arbeiten und die guten Zeugnisse durch, die sie aus der Pension heimbrachte, oder er ließ sich von ihr wissenschaftliche Bücher und Zeitungen vorlesen und erklärte ihr, was sie davon schon begreifen konnte. So war Anna in ihrem zwölften Jahre ungewöhnlich entwickelt und dem Vater eine liebe Gesellschafterin geworden, die ihm reichlich die Mühe und Sorgfalt lohnte, die er ihr gewidmet, und ihm sein Haus wieder angenehm zu machen verstand. Der Hofrath hatte allen geselligen Verkehr seit dem Tode seiner Gattin abgebrochen. Still floß sein

Leben hin, der Wissenschaft und seinen Vaterpflichten gewidmet. Selten nur sah er einige Freunde bei sich; aber am Geburtstag seiner Frau, der noch immer feierlich begangen ward, versammelte er gern die früheren Bekannten um sich, doch nur solche, die sie gekannt und geliebt hatten. Deshalb fragte er auch heute Anna, sobald die augenblickliche Rührung, die ihn übermannt hatte, vorüber war: „Hast du Jemand eingeladen für den Mittag?“ „Freilich!“ sagte die Kleine, „ich konnte dich gestern nicht fragen, weil du so spät zurückkehrtest;“ (der Hofrath hatte einen Kranken über Land besucht) und sie nannte die Freunde, während der Vater sich's bequem machte und seine Cigarre anzündete. „Nun,“ sagte er lächelnd, indem er Anna winkte, sich auf seinen Schoos zu setzen, „zur Tagesordnung! Hat Jemand nach mir geschickt?“ fragte er, während Anna auf seinen Knieen Platz nahm und sich zu antworten anschickte. „Niemand,“ rief sie fröhlich, „gar Niemand, die Leute sind mir zu Liebe heute gesund geblieben!“

„Hm,“ sagte der Hofrath, „es scheint beinahe so; denn es ging allen meinen Patienten diesen Morgen besser; die kleine Lüders ist über den Berg und der Präsident hat das Bett zum ersten Male verlassen.“ „So bleibst du wohl den Nachmittag zu Hause?“ frohlockte Anna. „Ich denke es,“ meinte der Hofrath, und Anna umhalste den Vater mit solchem Ungestüm, daß er rufen mußte: „Genug! genug! hast du mir nicht die Cigarre ausgelöscht! Geh', lauf und zünde sie mir wieder an! bist ohnedies zu groß, auf den Schoos genommen zu werden.“ Davon

wollte nun Anna nichts wissen, und der Hofrath eigentlich auch nicht, der sie gern noch als Kind betrachtete. „Wie wird das werden," sagte Frau Heinrichs lachend, „wenn Anna einmal zu ihrer Tante nach England soll?"

„O, das hat noch Zeit!" meinte die Kleine.

„Wir haben's der Tante Wilton doch fest versprochen, dich ihr anzuvertrauen, wenn du erst confirmirt sein wirst," sagte der Hofrath.

„Ja, wenn ich erst confirmirt sein werde, in drei Jahren! bis dahin bin ich vernünftig und du bringst mich hin, Papa! dann will ich mich recht freuen, die Schwester meiner Mutter zu sehen und gern eine kurze Zeit bei ihr bleiben; denn lange kann ich ja nicht von dir wegsein." Der Hofrath nickte lächelnd mit dem Kopfe und sagte nur: „Das sollst du auch nimmermehr." Da wurde heftig an der Thüre geklingelt. „O, weh! was war das?" rief Anna, und der Diener brachte einen Brief an den Hofrath, der ihn hastig erbrach. Anna betrachtete ängstlich ihren Vater, der mit einem Ausrufe des Schreckens las. „Anspannen, anspannen, Kind!" rief er, und Anna flog nach der Thür es zu bestellen. In wenig Augenblicken war der Hofrath zum Ausfahren gerüstet.

Anna und Frau Heinrichs, die ihm dabei behülflich gewesen waren, zweifelten, ob der Wagen schon vorgefahren sein werde. „Er soll mich abholen," meinte der Hofrath, „ich gehe lieber gleich, da ist keine Zeit zu verlieren." Schon an der Thür rief er noch zurück: „Wenn ich zur Mittagszeit nicht da bin, bewirthe unsere Freunde gut!"

Anna sah ihm seufzend nach. „Da ist wieder ein-

mal die Freude zu Wasser geworden," sagte sie; „nun wenn er nur Hülfe bringen kann, oder doch Trost, der gute liebe Vater, dann bin ich auch damit zufrieden."

„Wer aber mag wohl erkrankt sein," fragte Frau Heinrichs, und Anna nahm den Brief, den der Hofrath hatte liegen lassen; denn zum Lesen oder Fragen war bis jetzt keine Zeit gewesen; er lautete wie folgt:

Herr Hofrath!

Ein unglücklicher Vater, dessen einziges Kind mit dem Tode ringt, ruft Sie um Hülfe an. Meine Tochter ist von unserm bisherigen Arzte aufgegeben, er sagt mir ziemlich klar, es sei keine Rettung mehr; ich aber hoffe noch auf Gottes Gnade, hoffe auf Ihren Blick, Ihren Rath. Erfüllen Sie meine Bitte, Herr Hofrath, und verpflichten Sie durch Ihr Kommen zu ewiger Dankbarkeit

Ihren ergebenen

A. v. Gröden.

Anna hatte in großer Bewegung den Brief mit Frau Heinrichs, die ihr neugierig über die Schultern sah, gelesen. „Ein einziges Kind!" riefen Beide, „o mein Gott!" Aber es dauerte ein Weilchen, ehe sie die Unterschrift entziffern konnten. „Von Gröden?" sagte endlich Anna, „ei das ist ja der Cultus-Minister, dessen Tochter im vorigen Jahre erst unsere Pension verlassen hat. Die kannte ich wohl, sie war in der ersten Classe, als ich noch in die dritte gehörte, sie heißt Fanny und ist sehr schön; aber ein wenig stolz war sie gegen uns Kleine, zumal gegen mich, nun, sie hatte aber auch eine Ursache mich nicht wohl leiden zu können."

„Dich nicht wohl leiden zu können! ei, welchen Grund hätte sie dazu gehabt?“ fragte Frau Heinrichs.

„O, das war ein garstiger Einfall von unserer Vorsteherin,“ erzählte Anna; „Fanny mochte wohl ein wenig unordentlich oder vergeßlich sein, und ihre Arbeit nicht immer aufräumen. Da kam einmal Befehl in unsere Classe, die Kleinste (das war ich) solle gleich in dem obern Saal erscheinen. Als ich nun in der zweiten Etage angelangt war, sagte die Vorsteherin: „„Tritt einmal näher, du kleine Folgsamste und Ordentlichste, und lege dem fünfzehnjährigen Fräulein da ihre Arbeit zusammen.““ Ich weiß nicht, wie roth ich geworden sein mag, Friederike; mir schien aber, ich sei für meinen Ordnungssinn so hart bestraft, als Fanny für ihre Unordnung. Du kannst denken, daß ich so schnell als möglich und ohne die Augen aufzuschlagen das aufgetragene Geschäft verrichtete, und davon lief, ohne den Dank abzuwarten, den mir, auf Befehl der Vorsteherin, die arme Fanny gar noch abstatten sollte. Kein Wunder, daß sie mir seitdem gram war; hätte sie doch fast ihr Vater des Vorfalls halber aus der Pension genommen. So oft sie mir begegnete, verfehlte sie auch nicht, wegzusehen.“ „Nun, das bleibt sehr Unrecht,“ schalt Frau Heinrichs; „was konntest du dafür?“ „O, ich hab's ihr gern vergeben,“ sagte Anna, „nur der Vorsteherin konnte ich es nicht recht verzeihen, daß sie uns Beide so gequält hatte. Doch das sind alte Geschichten. Gott wolle die arme Fanny nur jetzt erhalten und gesund machen!“

Frau Heinrichs mahnte Anna, ihr Garn wieder vor-

zunehmen, und Beide beschäftigten sich nun bis die Gäste kamen. Anna sah oft nach der Uhr, aber vergebens wartete sie auf den Hofrath, er blieb aus, und man mußte sich endlich ohne ihn an den Tisch setzen. Man trank auf seine Gesundheit und auf das Wohl seiner Tochter und die Herren suchten Anna, die stillbescheiden die Wirthin machte, so oft als möglich in's Gespräch zu ziehen, doch gab sie nur hie und da ein Wort dazu, wenn sie gefragt wurde. Wenn aber die Freunde des Hofraths in politische Debatten vertieft ihre und Frau Heinrichs Gegenwart ganz vergaßen, dann dachte Anna an den Vater und an seine Kranke und hätte so gern gewußt, wie es um sie stand!

Der Hofrath kehrte endlich zur Theestunde, nachdem seine Gäste bereits heimgekehrt waren, zurück. Hastig trat er ein, warf sich erschöpft in einen Stuhl, verlangte nach Wein und kalter Küche, aber möglichst schnell, sagte er, denn er müsse gleich wieder gehen. Vergeblich bat ihn Anna, doch etwas Warmes zu genießen. „Nein, du kleiner Doktor," sagte er. „Ich komme aus der heißen Krankenstube, mir ist Kühlung nothwendig." „Und wie geht's?" fragte Anna, nachdem das Bestellte gebracht war und während der Hofrath aß und trank. „Noch immer zweifelhaft," war die Antwort, „aber ich bin nicht ohne Hoffnung, daß eine Krisis eintreten werde nach den letzten Mitteln, die ich verordnet habe; es muß sich bis morgen entscheiden, wir können jetzt nichts thun als abwarten." „Ist dann deine Gegenwart so nöthig?" fragte Anna schüchtern. „Nicht so nöthig für die Kranke, als für den armen Vater," erwiederte der Hofrath. „Wie gern hätte

er mich ganz dort behalten! ich kam auch nur deinethalben auf einen Augenblick nach Hause; denn bewirthen wollte man mich dort. Aber laß dir den Tag nicht gar so traurig verstreichen, mein Kind, kommt nicht eine deiner Freundinnen auf den Abend zu dir?" „O nein," sagte Anna, „ich bin lieber allein heut, wenn ich doch nicht mit dir sein kann. Friederike und ich haben viel Arbeit, uns wird die Zeit nicht lang." Der Hofrath erinnerte nur noch, daß Anna ihn nicht erwarten, sondern früh zu Bett gehen möge, dann griff er nach Hut und Stock und Anna hörte bald seinen Wagen fortrollen. Trotz seinem Verbot jedoch und Frau Heinrichs Ermahnungen wachte Anna, immer unter dem Vorwande, noch ein Paar Stiche zu vollenden, bis kurz vor Mitternacht; dabei unterhielt sie das Kaminfeuer und die Theemaschine, wenn Frau Heinrichs über ihrem Strickstrumpf einnickte; endlich wollte sie sich doch anschicken zu Bett zu gehen und empfahl eben noch dem treuen Diener Johann für den Hofrath auf's Beste zu sorgen, als dieser eintrat. „Bist du noch auf?" rief er vorwurfsvoll, aber mit so freundlichem Gesicht, daß Anna gleich Gutes ahnte, doch bedachte sie zunächst des Vaters Bequemlichkeit, schenkte ihm Thee ein und brachte Cigarre, Schlafrock und Pantoffeln herbei. „Und du fragst mich nicht einmal nach meiner Kranken?" sagte der Hofrath, als sich die Tochter, während er aß und trank, zu ihm setzte und ihm zärtlich die Hand küßte. „O" sagte Anna, „meinst du, ich wisse nicht, daß es besser gehe? Das sah ich dir gleich an." „Ja," erwiederte der Hofrath mit unverhohlener Freude, „sie ist außer Gefahr;

früher als ich's hoffen durfte, hat sich ein heftiger Schweiß eingestellt, das Fieber nahm darnach ab, und mit vollem Bewußtsein fragte sie mich vor wenig Minuten, als ihr Vater eben das Zimmer verlassen hatte, wo er hingegangen, und ob ich ihr Arzt sei. Jetzt ist sie in einen tiefen Schlaf gefallen; aber nun gehe auch du zur Ruh', mein liebes Annchen. Ich denke, die Kranke wird mir nun nichts mehr zu schaffen machen, ich kann sie jetzt ihrem früheren Arzte ganz überlassen, den ich ungern kränken möchte." Und Vater und Tochter sagten sich gute Nacht und legten sich fröhlich im Gefühl eines wohlvollbrachten Tages schlafen. Aber der Hofrath irrte sich darin, daß er meinte, weder der Vater der Patientin, noch diese selbst würden seinen Rath fernerhin begehren; entschieden erklärte die Kranke, keine andern Mittel nehmen zu wollen, als die, welche der neue Arzt verschrieben, und der Hofrath mußte gutwillig oder nicht den stürmischen Bitten nachgeben und die Behandlung des Fräuleins v. Gröden fortsetzen, wofür ihn der wärmste Dank von Seiten des Vaters sowohl als auch der Tochter belohnte. Fanny war zwar von ihrem Fieber befreit, doch noch in einem Zustande großer Schwäche, und bedurfte vieler Pflege und Schonung. Der Hofrath legte gern die letzte Hand an sein Werk und sah mit Freuden die Gesundheit und die Schönheit des jungen Mädchens unter seiner ärztlichen Leitung wieder erblühen. „Es ist aber auch wunderbar," sagte der Minister oft, „wie sie Ihnen folgt; sie nahm sonst so ungern ein, ja ich konnte sie fast niemals dazu bewegen!"

„Sie haben das Fräulein ein wenig verzogen," meinte

der Hofrath, „ich besitze auch nur ein einziges Kind, aber ich verziehe es nicht.“ Die schöne Fanny ward bei diesen Worten so roth, daß dem Hofrath seine scherzende Bemerkung fast Leid that. „Wir alten Aesculape, mein Fräulein,“ sagte er, halten uns aus Gewohnheit gern an das Moralische, weil wir dem Physischen oft nicht gewachsen sind.“ Aber Fanny schwieg und schlug die Augen nicht wieder auf. Ihre Genesung schritt indessen rasch fort, des Hofraths ärztliche Besuche wurden immer seltener, doch um so häufiger die Einladungen, die er erhielt, sich zu Mittag- und Abendgesellschaften im Hause des Ministers einzufinden. Er sah darin nur das Bestreben, ihm den Dank für die gelungene Kur an den Tag zu legen, doch stellte er sich so selten als möglich dort ein. Indessen konnte ihn der herzliche Empfang des Ministers und die Freude, die sein Erscheinen bei Vater und Tochter hervorrief, nicht ganz unempfindlich lassen. Anna weidete sich daran, ihren Vater so geehrt zu sehen. „Du darfst nicht so oft abschlagen, Väterchen,“ sagte sie, „geh nur dießmal noch hin, es wird dich zerstreuen;“ und sie ließ nicht nach, bis der Hofrath die weiße Binde umlegte und sich mit all seinen Orden schmückte, so daß er sich gar stattlich ausnahm.

„Sah der Vater heut nicht aus, wie ein ganz junger Mann?“ fragte Anna dann zuweilen Frau Heinrichs, die kopfschüttelnd und seufzend antwortete: „Er ist auch noch jung, dein Vater!“ „Und schön ist er auch,“ sagte Anna stolz, „so klug und edel sieht er aus: nicht wahr, Friederike?“

Der Hofrath kam gewöhnlich heiter nach Hause, wenn

er bei Herrn von Gröden gewesen war, deßhalb veranlaßte ihn Anna gern, die Einladungen immer seltener auszuschlagen. Nur einmal kehrte er so verstimmt von einer Abendgesellschaft zurück, daß ihn Anna erschrocken fragte, was ihm zugestoßen oder ob er nicht wohl sei? — „Mir fehlt nichts, gar nichts," sagte der Hofrath, „aber rede mir nicht mehr zu, Annchen, große Gesellschaften zu besuchen, es paßt nicht für mich und die Leute machen mich am Ende ganz zum Narren." Anna sah den Vater so erstaunt an, daß er schnell hinzufügte: „Ich weiß, du meinst es gut, mein liebstes Kind, aber Eines führt zum Andern und mit einem Wort, ich will nie mehr den Einladungen des Ministers Folge leisten, hörst du?"

Anna schwieg. Nach einer Weile sagte der Hofrath: „Haben sie mich heute doch veranlaßt, nein gezwungen, zu . . . . ja zu tanzen?"

„Zu tanzen!" rief Anna verwundert und war nahe daran, über die Vorstellung zu lachen; doch der plötzliche Ausdruck von Schwermuth, mit dem der Hofrath die Augen zu dem Bilde ihrer Mutter erhob, machte sie betroffen. „Väterchen," sagte sie bittend, „was ist dir doch? Ist's denn so schlimm, daß du, um es den Leuten nicht abzuschlagen, einmal getanzt hast? Gewiß hat dich das Fräulein v. Gröden dazu aufgefordert?" Der Hofrath nickte bejahend. „Nun also," sagte Annchen, „sie hat's sicherlich gut gemeint, hat dir ihre Dankbarkeit an den Tag legen wollen . . . ."

„Ja, Dankbarkeit!" sagte der Hofrath halblaut für sich hin, „es ist auch wohl nichts als Dankbarkeit."

Anna konnte ihres Vaters Gefühle nicht verstehen. Es blieb indessen dabei, daß der Hofrath alle ferneren Aufforderungen von Seite des Ministers, sich bei ihm einzufinden, beharrlich abwies, dringende Berufsgeschäfte vorschützend. Anna wagte keinen Einspruch mehr. So waren mehrere Wochen in gewohnter Weise verstrichen, als ihr Vater eines Morgens ein Billet erhielt, das ihn in große Aufregung zu versetzen schien. „Ist Jemand erkrankt?“ fragte ihn Anna ängstlich; aber er antwortete nicht und ging in Gedanken versenkt unruhig im Zimmer auf und ab, doch war es eher eine freudige Bewegung, die sich in seinen Zügen malte. „Sage dem Diener,“ rief er endlich aus, „der da draußen wartet, ich würde heut Nachmittag von 5 — 6 Uhr zu sprechen sein.“ Und als Anna wiederkehrte, ging der Hofrath auf sie zu und umarmte sie so zärtlich, so gerührt, daß sein Kind nicht begriff, was in ihm vorgehen mochte. Er ließ ihr keine Zeit, ihn länger zu beobachten, denn die Stunde für die täglichen Kranken hatte geschlagen und er eilte fort. Aber der Ausdruck von stiller Sammlung in seinem ganzen Wesen beruhigte Annchen völlig. „Es kann nur etwas Gutes sein,“ dachte sie, „was der Vater durch den Brief erfahren hat, und zu seiner Zeit wird er mir's schon mittheilen.“ Nicht so geduldig harrte Frau Heinrichs der Dinge, die da kommen sollten, und hatte als weltkluge Frau längst mehr durchschaut, als ihr selbst zu wissen lieb war. „Weißt du, woher der Brief kam?“ fragte sie Anna. „Er schien mir vom Herrn von Gröden; der Diener trug seine Livree!“

„Glaubst du?“ antwortete Anna ruhig und ohne

Arg zu schöpfen. „Was kann Herr v. Gröden so Wichtiges an Papa schreiben, denn etwas Wichtiges war es gewiß ......"

„Wichtiger als du meinst, du armer Narr!" sagte Frau Heinrichs mit weinerlichem Tone. „Ach, Annchen! wenn ich das erleben muß, das! dann wollte ich doch lieber, ich wäre längst schon unter der Erde!" Und die gute Frau schluchzte laut.

„Mein Himmel, du erschreckst mich," rief Anna, „wovon redest du, Friederike?"

Aber diese fuhr, in ihre eigene Empfindung vertieft und ohne Schonung für das Kind, das sie doch über Alles liebte, fort:

„Wer hätte das voraus gesehen! Als deine liebe selige Mama ihre letzte Stunde herannahen fühlte, ließ sie mich zu sich kommen und sagte zu mir: „„Friederike, du warst mir immer treu ergeben und ich weiß, du liebst auch mein Kind, als ob es dein eigenes wäre. Vertritt nun Mutterstelle an ihm und gelobe mir jetzt, es niemals, niemals zu verlassen."" Mein Gott, wie redlich habe ich ihr das versprochen! ......"

„Du hast es auch gehalten," unterbrach sie Anna gerührt und schlang beide Arme um die Weinende, „aber wie kommst du jetzt auf das alles?"

„Wie ich darauf komme?" rief Frau Heinrichs. „Ei, weil ich mich frage, ob ich mein Versprechen werde halten können? ob ich es werde mit ansehen können, daß eine andere Frau als deine liebste Mama hier regiere und daß du! du! eine Stiefmutter haben wirst!" Frau Hein-

richs hielt erschreckt inne, denn Anna's Gesicht war plötzlich mit Todesbläſſe übergoſſen und ſie schien nahe daran umzuſinken. „Wie iſt dir? um Gotteswillen, was hab ich angerichtet; ahnteſt du denn gar nichts? Herr Jeſus, ich muß Hülfe holen," ſo ſchrie Friederike durcheinander, doch Anna winkte ihr bittend, zu bleiben. „Mir iſt ſchon beſſer," ſagte ſie und brach in leiſes Weinen aus. Friederike wollte ſie in ihre Arme nehmen, während ſie zugleich über den Hofrath, der an allem Schuld ſei, und die Treuloſigkeit der Männer Anklagen ausſtieß. „Laß mich einen Augenblick allein, Friederike," bat ſie, „wenn du mich lieb haſt," und Frau Heinrichs, die zu andrer Zeit eher Gehorſam von Anna forderte, als ſie ihn ihr zu leiſten gewohnt war, folgte in dieſem Augenblick willig ihrem Wunſche. Kaum hatte ſie das Zimmer verlaſſen, ſo floſſen Anna's Thränen unaufhaltſam. Sie zweifelte nicht mehr an dem, was ihr Friederike geſagt hatte; ja freilich, nun ward ihr auf einmal klar, was des Vaters Weſen verändert und ihn in den letzten Tagen ſo bewegt hat. Eine Menge Gefühle kreuzten ſich in Anna's Bruſt, von denen ſie ſich ſelbſt keine Rechenſchaft zu geben wußte; war es Schmerz, war es nur Schrecken über die unvermuthete Nachricht, was ihre Thränen hervorlockte? Sie warf ſich vor, daß ſie traurig ſein konnte über eine Wendung des Schickſals, die den Vater zu beglücken ſchien. In dieſem Kampfe ihrer jungen Seele erhob ſie unwillkürlich die Augen zu dem Bilde ihrer Mutter, gleich als ob ſie dieſe um Troſt, um Kraft hätte anrufen wollen. Aber ach! nun ward ſie ſich des Schmerzes erſt recht bewußt, nun erſt erſchien ihr die geliebte Mutter

wahrhaft verstorben. Ihre Stelle sollte ersetzt werden, aber konnte sie denn jemals ersetzt werden? Je länger Anna jedoch das Bild mit strömenden Thränen betrachtete, desto sanfter flossen diese, und desto ruhiger und klarer fühlte sie es in sich werden. Es war, als ob der fromme, ergebene Geist dieser Züge auf sie überginge, als ob er zu ihr spräche und sie wie ehemals zur Erfüllung ihrer Pflicht auffordere. Des Vaters Glück war ja auch das ihrer Mutter gewesen. Wenn er wieder glücklich werden konnte in einer neuen Verbindung, sollte nicht auch Anna Gott dafür danken? Und doch ward es ihr so schwer; aber sie blickte fester und fester in die Augen ihrer Mutter, und immer deutlicher empfand sie es, daß sie ihr im Herzen die alte Stelle unantastbar bewahren und dennoch der zweiten Erwählten ihres Vaters Liebe und Ergebung entgegen tragen könne. Und wenn es nicht kindliche Verehrung sein konnte gegenüber einer so jungen Mutter wie Fanny, so wollte sie dieselbe lieben und verehren wie eine ältere Schwester. Dieß Alles nahm sich Anna fest vor und dankte Gott und ihrer Mutter im Gebet für diesen Vorsatz; denn sie glaubte fast, er käme von ihr. Wie aber in jeder Lage nichts mehr Trost gewähren kann, als der feste Wille, seine Pflicht zu erfüllen, so war Anna beinahe wieder heiter geworden. Diese Stimmung gebar indeß nach und nach die geheime Hoffnung, daß am Ende doch die Entscheidung ihres Vaters noch nicht ganz feststehe; aber auf beide Fälle war Anna gefaßt und erwartete mit Geduld die endliche Gewißheit. Sie vermied Frau Heinrichs den ganzen Morgen über absichtlich, weil sie wußte, daß sie sich mit ihr

nicht verständigen könne; jene dagegen legte ihr die wieder heiter gewordene Miene für kindischen Leichtsinn aus und schien nicht mit ihr zufrieden. Wenn Anna irgend eine gleichgültige Frage hinwarf, so antwortete Frau Heinrichs so kurz als möglich; denn sie fühlte sich beleidigt, daß Anna nicht auf den Gegenstand zurückkam, mit dem sie doch gewiß mehr oder weniger innerlich beschäftigt sein mußte. In dieser gegenseitigen Spannung wollte der Vormittag nicht enden, und doch stellte sich der Hofrath pünktlicher, als je, zur Mittagszeit ein. Anna's verweinte Augen fielen ihm auf, sie schützte Zahnweh vor, und ihr Vater, der von andern Gedanken abgezogen war, setzte keinen Zweifel in diese Aussage, obwohl er hätte wissen sollen, wie kräftig Anna sonst körperlichen Schmerzen, trotz einer zarten Constitution, Widerstand zu leisten vermochte. Man sprach wenig bei Tisch; der Hofrath war zerstreut, Anna gedankenvoll, und Frau Heinrichs grollte im Herzen Beiden. Einmal warf der Hofrath die Frage hin: „Kannst du dich erinnern, Annchen, war es nicht der Mutter Geburtstag, als ich zu Fanny, ich wollte sagen zu Fräulein von Gröden, gerufen ward?“ Anna stockte einen Augenblick, dann antwortete sie erröthend: „Ja freilich, Papa, so war es,“ und sie setzte schnell hinzu, gleichsam des Vaters Gedanken verfolgend: „und auch noch in derselben Nacht ging die Gefahr ganz vorüber.“ Frau Heinrichs sah bitterböse auf ihren Teller herab und der Hofrath schwieg sinnend. Doch seine Züge hatten einen feierlich-freudigen Ausdruck angenommen, und Anna dachte im Stillen über die Bestimmung nach, die vielleicht in all den Umständen gelegen haben

mochte, welche dem Hofrath Fanny's Bekanntschaft verschafften, und als sie des Vaters Auge so zuversichtlich auf das Bild ihrer Mutter gerichtet sah, glaubte sie darin die Bestätigung dessen zu lesen, was ihr wie eine halbe Hoffnung vorgeschwebt hatte: vielleicht habe der Geist ihrer Mutter segnend über dem Vater geschwebt und ihm die neue Gefährtin zugeführt. Anna wäre gern dem Vater um den Hals gefallen und hätte gesagt: ich will glücklich sein, daß du es bist; aber sie durfte nicht, denn ihr Vater hatte ihr ja sein Geheimniß noch nicht mitgetheilt. Aber wie schlug Anna's Herz, als die sechste Stunde kam und Herr von Gröden ihrem Vater gemeldet wurde. Der Hofrath empfing ihn in einem Nebenzimmer, Frau Heinrichs hatte sich schon früher zurückgezogen. Anna blieb allein und hätte mit leichter Mühe Alles hören können, was in dem angrenzenden Zimmer verhandelt wurde; doch wenn es auch nicht Neugier war, was ihr einen Augenblick den Gedanken einflüsterte, sondern innige Theilnahme an ihrem Vater, so widerstand sie doch der Versuchung, denn dies Mittel, früher zu erfahren, was sie so sehnsüchtig zu wissen verlangte, schien ihr unerlaubt und unwürdig. Sie entfernte sich daher so weit als möglich von der Wand, nahm Platz an dem entgegengesetzten Fenster und versuchte zu lesen; aber die Zeilen tanzten vor ihren Augen; sie legte das Buch weg, faltete die Hände und betete recht inbrünstig, daß, was auch daneben entschieden werde, alles doch zum Glücke ihres Vaters führen möge. Das Gespräch zwischen dem Hofrath und seinem Gaste ward indessen lebhafter und lauter; einzelne Worte drangen an Anna's Ohr, sie wollte

eben das Zimmer verlassen, um nicht in eine neue Versuchung zu gerathen, sich der Wand zu nähern, da rief der Hofrath mit erhobener Stimme: „Nein! unmöglich! was verlangen Sie von mir! Mein Kind, meine Anna von mir entfernen!“ Ehe Anna wußte, was sie that, stand sie an der Thüre und legte ihr Ohr mit klopfendem Herzen daran. „Hören Sie mich doch erst an,“ sagte Herr von Gröden, „aber unterbrechen Sie mich nicht wieder, lieber Hofrath, ich bitte darum.“ Der Hofrath schwieg, und sein Gast fuhr fort: „Wenn ich darein willige, mein einziges Kind, welches die glänzendsten Aussichten erwarteten, eine Heirath schließen zu lassen, die meinen Wünschen nicht entsprechen kann ......“

„Ich habe mich nie um die Hand Ihrer Fräulein Tochter beworben,“ sagte der Hofrath.

„Schon wieder! So lassen Sie mich doch ausreden,“ rief Herr von Gröden. „Nein, mein Gott, ich weiß es ja: Sie wichen sogar ihrer entgegenkommenden Freundlichkeit aus; Sie vermieden mein Haus. Ich weiß das alles, und das gerade hat Ihnen meine Achtung erworben; aber nichts destoweniger bleibt es hart für einen Mann von meiner Stellung in der Welt, daß er sein Kind, wenn auch einem hochachtbaren Freunde, doch einem Mann hingeben soll, der nicht von gleichem Range in der Gesellschaft ist,“ (der Hofrath wollte etwas sagen, doch Herr von Gröden fuhr fort:) „der in beschränkteren Verhältnissen lebt, als die, worin meine Tochter auferzogen ward, und der endlich — Wittwer ist!“ Wieder fiel der Hofrath ein: „Weßhalb lassen Sie uns dann nicht sogleich den Gedanken einer solchen

Verbindung ganz aufgeben?" und ein Seufzer rang sich aus seiner Brust. Aber Herr von Gröden rief ungeduldig: „Weßhalb? weßhalb? weil ich nur das Glück meines Kindes im Auge habe, weil mir Fanny wiederholt gesagt hat, daß sie niemals einen andern Mann so lieben, so verehren könne als Sie und ihm mit solcher Dankbarkeit anhängen. Deßhalb habe ich Ihnen meine Tochter geradezu angetragen, und deßhalb eben steht es mir zu, eine einzige Bedingung mir vorzubehalten." „Die, von welcher Sie vorhin sprachen," sagte der Hofrath mit besänftigter Stimme, „ist unmöglich. Sie werden davon zurückkommen, wenn Sie meine Anna kennen. Sie hat das Herz ihrer seligen Mutter, und das war von Gold," setzte er mit Rührung hinzu. „Von meiner Tochter hat Fanny nur Liebe, nur Hingebung zu erwarten; sie wird sich ihr stets unterordnen, und wenn mich Fanny wahrhaft liebt, so wird sie auch meine Anna lieben lernen, wird sie als eine schöne Zugabe zu unserm Glücke ansehen und ihr, wenn nicht eine zweite Mutter, doch eine liebende Schwester sein wollen."

Anna, die in immer steigender Bewegung dem Gespräche gefolgt war, konnte jetzt ihre Thränen nicht zurückhalten. Wie gern hätte sie ausgerufen: „Ach ja, so wird es sein. Und wie will ich Fanny, die den Werth meines Vaters erkannt hat, die ihm ihr Leben zu weihen entschlossen ist, wie will ich sie lieben und hoch halten!" Es zog sie gewaltsam in das Nebenzimmer, sie wäre beinahe hineingetreten und hätte das alles laut gelobt und wäre dem Herrn von Gröden zu Füßen gefallen, seine Einwilligung

zu erlangen. Ach! hätte sie es gethan, dann wäre vielleicht Alles, Alles anders gekommen, als es kam.

„Ich habe Sie vollenden lassen," sagte Herr von Gröden nach einer kleinen Pause zum Hofrath, doch können und werden Sie meine Ansicht nicht ändern. Eine achtzehnjährige Stiefmutter für eine zwölfjährige Stieftochter, das gibt immer ein Mißverhältniß, dem ich mein Kind nie aussetzen werde; zu dem kommt noch, daß sie eine und dieselbe Pension besucht haben, daß vorangegangene Umstände ein Vorurtheil von beiden Seiten erwecken mußten. . . ."

„Welche?" fragte der Hofrath verwundert.

„Ein unangenehmer Vorfall," erwiederte Herr von Gröden, „veranlaßt durch die Ungereimtheit und Arroganz der Vorsteherin," — und er erzählte die Begebenheit, die wir schon kennen. Der Hofrath war erstaunt, nie etwas davon erfahren zu haben.

„Sie vergaßen es vermuthlich," sagte Herr von Gröden. Aber Anna hatte wirklich zum ersten Male neulich gegen Friederike davon gesprochen.

„Legt Fräulein Fanny noch ein besonderes Gewicht auf diesen Vorfall?" fragte der Hofrath.

„Das nicht, gewiß nicht," erwiederte Herr von Gröden, „im Grunde beweist ja der Umstand auch gar Nichts, als daß Fanny ehemals, wie reich begabte Naturen es zu sein pflegen, ein wenig zerstreut und Ihre Tochter dagegen von anderen Gedanken nicht abgezogen war, daher kein Ueberlegenheitsgefühl von der einen noch eine Beschämung von der andern Seite die Folge davon zu sein brauchte."

„Nun also," unterbrach der Hofrath. Doch Herr von Gröden fuhr fort: „Indessen eine Erinnerung davon muß Beiden geblieben sein, und eben keine angenehme; aber wäre es auch nicht so, stünde doch die Ueberzeugung in mir fest, daß meine Tochter erst in Ihrem Hause heimisch werden, sich als Herrin des Hauses fühlen muß, ehe ihr eine fast erwachsene Tochter das Regiment entweder streitig zu machen sucht oder erschwert oder es doch mindestens selbst als einen Druck empfindet."

„Von allem würde keine Rede sein," fiel der Hofrath ein; aber Herr von Gröden ließ sich nicht stören. „Ich verlange ja nicht, daß Sie Ihre Tochter für immer aus Ihrem Hause verbannen sollen; nein, nur auf wenige Jahre, vielleicht nur auf ein Jahr, geben Sie das Kind in eine Pension."

„Nicht auf zehn Tage," fuhr der Hofrath dazwischen, „versetzen Sie sich in meine Lage, hätten Sie Ihre Tochter jemals von sich gelassen?"

„Ich habe mich nicht wieder verheirathen wollen," erwiederte Herr von Gröden.

„Um diesen Preis will ich es auch nicht," sagte der Hofrath.

„So, so?" meinte Fanny's Vater. „Also Sie schlagen die Hand meiner Tochter aus?"

Der Hofrath seufzte. „Ich muß es wohl," sagte er endlich; „Fanny wird mich vergessen oder meine Meinung bei Ihnen vertreten und Anna's Mutter werden wollen. Kann sie es nicht sein, so wird mich das Bewußtsein, meine Pflicht erfüllt zu haben, dafür schadlos halten,

daß mir der liebste Wunsch meines Herzens unerfüllt blieb.“

Die letzten Worte sprach der Hofrath so gerührt, daß Anna tief erschüttert ward. Herr von Gröden schwieg einen Augenblick, dann hub er nochmals an: „Lieber Hofrath, täuschen Sie sich nicht und denken Sie nicht vielleicht, ich würde Fanny's Bitten nachgeben; ihre Wahl habe ich entschuldigt — nein, sogar billigen müssen, aber jetzt liegt die Erfüllung ihres Glückes ganz allein in Ihrer Hand.“

Der Hofrath blieb stumm. Wie gern hätte Anna in seinen Zügen lesen mögen!

„Nun denn zum letzten Male,“ fuhr Herr von Gröden fort, „will ich Ihnen einen Vorschlag machen; es widersteht Ihnen, Ihre Tochter in eine Pension zu geben. Wohlan, ich habe eine Schwester, die Präsidentin von Brandt, eine höchst würdige, geachtete Dame; sie lebt auf dem Lande, fünfzehn Meilen von hier, hat zwei charmante liebenswürdige Töchter, im Alter Ihrer Kleinen. Auf meine Bitte würde sie Ihr Kind aufnehmen, es mit ihren Töchtern unterrichten lassen, Ihre Josephine, oder wie heißt die Kleine?“

„Anna,“ sagte der Hofrath kurz. „Ihre Marianne also könnte zum Weihnachtsfeste oder bei sonstigen außerordentlichen Veranlassungen ein- oder zweimal des Jahres hereinkommen ihren Vater zu besuchen. Nun was sagen Sie dazu?“

Der Hofrath schwieg; Anna zitterte; wird er darauf eingehen? dachte sie.

Endlich ließ sich die Stimme ihres Vaters so vernehmen: „Halten Sie mich nicht für eigensinnig, Excellenz, ich sehe aber die Verbindung zwischen Fräulein Fanny und mir für unmöglich an. Meine Tochter soll niemals ein Gast in meinem Hause werden, soll meinem Herzen so nahe bleiben als es denkbar ist, und wenn ich sie auch freiwillig gern zu ihrem Wohl eine Zeitlang aus meinem Hause gäbe, so werde ich mich doch nie dazu zwingen lassen, mich von ihr zu trennen!“

„Ist das Ihr letztes Wort, Hofrath?“

„Mein letztes!“

Anna hörte noch einige heftige Reden von dem Minister ausstoßen. Ihr Vater blieb höflich, doch kalt; Herr von Gröden verließ das Zimmer. Der Hofrath ging noch lange unruhig darin auf und ab, dann ließ er anspannen und fuhr aus, ohne bei Anna vorzukommen. Das arme Kind hatte Zeit, seiner Bewegung Meister zu werden und sich allmählig zu sammeln. Was sollte sie beginnen, so dachte sie, um nicht ihrem Vater an seinem Glücke hinderlich zu sein? Ihm gestehen, daß sie um Alles wisse, und ihn bitten, daß er sich entschlösse, sie aus dem Hause zu geben? Gern hätte sie ihm dies schwerste Opfer gebracht, denn was wäre ihr zu schwer gewesen für ihren Vater. Anna schien, sie liebe ihn seit heut noch mehr als jemals, doch würde er das Opfer von ihr annehmen wollen? Gewiß nicht — sie mußte Zeit und Umstände abwarten. „Vielleicht wird mir Gott den rechten Gedanken geben,“ dachte sie, „vielleicht auch Fanny's Vater zur Nachgiebig-

keit umstimmen.“ Sie konnte ein Gefühl von Abneigung nicht bezwingen, wenn sie an Herrn von Gröden dachte. Es war zum ersten Male, daß Anna eine solche Empfindung kennen lernte, denn ihre weiche Seele hatte bisher nur Liebe und Wohlwollen erfüllt. „Was habe ich ihm doch zu Leide gethan,“ dachte sie, „daß er mich von meinem Vater reißen will?“ und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Noch schwerer vergab sie es ihm, daß er ihren Vater, ihren Vater nicht so über aller Alles hochstellte, daß er ihm vor jedem andern Schwiegersohne den Vorzug gegeben hätte. Nur halb gezwungen fügte er sich ja darein, seiner Tochter Neigung zu willfahren. Anna konnte sich nicht auf den Standpunkt des Herrn von Gröden versetzen, sonst würde sie es ihm hoch angerechnet haben, daß er doch am Ende Standesvorurtheile und weltlichen Hochmuth zu Gunsten seines Kindes überwinden konnte. Aber je mehr sie ihn für tadelnswerth hielt, je höher stieg in ihrer Meinung Fanny, die ihren Vater so innig liebte und verehrte, daß in ihrem Herzen Niemand sein Bild zu verdrängen vermochte. Ja! sicher war sie nun auch seiner Liebe in Anna's Augen werth, und sollte, mußte ihn glücklich machen. Anna träumte von nichts als von dem Augenblicke, der Fanny und ihren Vater vereinigen würde, und vergaß sich selbst völlig dabei.

Der Hofrath kehrte den Tag spät heim; er war still und in sich gekehrt. Anna mußte ihm wie gewöhnlich vorlesen, doch unterbrach er sie selten und war sichtlich nicht bei der Sache. „Wollen wir nicht lieber Schach spielen, Väterchen?“ fragte Anna, „ich sehe dir's an, du hast

Kopfweh, da thut Stille besser als das laute Lesen.“ Der Hofrath nickte lächelnd; Anna holte das Brett und setzte die Figuren auf. Aber sie gewann dem Vater zwei Partieen hinter einander ab, und es gelang ihr nicht ihn zu zerstreuen.

Die nächstfolgenden Tage vergingen eben so, doch schien der Hofrath ruhiger, lebte wieder ganz für seine Kranken, und kam er nach Hause, so versuchte er mindstens heiter auszusehen und an Allem, was ihm Anna erzählte, Theil zu nehmen; jedesmal aber, wenn sich die Thürklingel hören ließ, lauschte er auf und schien eine Botschaft zu erwarten von daher, von wo sie doch ausblieb, und die Enttäuschung, die sich dann in seinen Zügen malte, entging Anna nicht. Je freundlicher, je zärtlicher ihr Vater gegen sie war, desto drückender lastete der Gedanke auf ihrer Seele, daß sie zwischen ihm und seinem Glücke oder doch seinem vermeintlichen Glücke stehe.

„Annchen!“ sagte Frau Heinrichs eines Tages zu ihr, als sie wieder still vor sich hinbrütete über alle Pläne, die sie entwerfen wollte, um Herrn v. Gröden oder Fanny zu sprechen und ihnen zu sagen — sie wußte selbst kaum was! — „Annchen! sei nicht so traurig, obwohl mir's besser von dir gefällt, als wie du es noch so leichtsinnig zu nehmen schienst — aber du sollst sehen, es geht noch Alles gut!“

„Glaubst du?“ fragte Anna hastig, einen Augenblick in der Täuschung begriffen, daß Friederike den Zusammenhang der Dinge und ihre eigenen Gefühle errathen habe, „glaubst du?“

„Höre," sagte Frau Heinrichs, „die Sache kommt nicht zu Stande, wenn mich nicht Alles täuscht; ich sah den Herrn Hofrath neulich in den Wagen steigen, nachdem Herr v. Gröden bei ihm gewesen war; nun, meiner Seele, ich bin ordentlich vor ihm erschrocken, so verstört sah er aus!"

„Ach Gott!" rief Anna, „ich bin doch recht unglücklich!"

„Weshalb, du Närrchen?" fuhr Frau Heinrichs fort, „der Himmel fügt Alles besser, als ich's dachte. Der Hofrath wird das schöne Fräulein bald vergessen haben, da ihr Herr Papa die Sache nicht zugeben mag. Gewiß will er noch einen vornehmeren Schwiegersohn haben, denn anders kann's ja nicht zusammenhängen. Und sind wir einmal die Gefahr los, so wird der Hofrath nicht so leicht einem zweiten jungen Mädchen begegnen, die ihn auf Heirathsgedanken brächte, denn wie ich mir habe sagen lassen — meiner seligen Schwester Tochter ist doch von väterlicher Seite her die Muhme von der Jungfer des gnädigen Fräuleins, und da hab ich's aus guter Quelle — also wie ich mir habe sagen lassen, ist das Fräulein deinem Vater gar sehr entgegengekommen und hat's ihm nahe genug gelegt, daß er ihr lieb sei — und das wird ihm ein zweites Mal nicht begegnen, denn siehst du, Annchen, er ist ja, wenn auch nicht alt, doch Wittwer, und so ein junges Fräulein sucht sich lieber ein frisches Herz, wenns auch bisweilen noch unreif ist ......"

„Fanny muß doch recht ausgezeichnet sein!" war Alles, was Annchen mit trauriger Miene erwiederte.

„I nun, sie hat ein dankbares Gemüth," meinte Frau Heinrichs, „und vielleicht den Eigensinn, zu lieben, wo sie nicht soll, auch ist sie jetzt ganz niedergeschlagen, heißt es, und wieder kränklich geworden, und ihr Vater hat sie auf's Land gebracht, um sie zu zerstreuen; wieder ein Beweis, daß er entschieden nichts von der Heirath wissen will." Anna stand seufzend auf.

„Kind, bist du krank?" fragte die gute Heinrichs ängstlich, „du siehst elend aus!"

Wirklich fühlte sich Anna nicht wohl; die ungewohnten Gemüthsbewegungen, das Geheimniß, in welches sie eingeweiht war, ohne sich mit ihrem Vater darüber aussprechen zu dürfen, die Verantwortlichkeit, die sie zu haben glaubte, eine Lösung zu finden, hatten ihre Seele erschüttert und ihre Gesundheit angegriffen. Ihre Nächte waren unruhig, und sie mochte wenig oder gar nichts genießen. Der Hofrath bemerkte auch gar bald die Veränderung in dem Wesen seines Kindes. Ihre bleichen Wangen machten ihm Sorge, er untersuchte ihren Puls und sagte: „Sobald mir nur meine Kranken ein wenig Zeit lassen, will ich eine kleine Reise mit dir unternehmen. Du mußt die Luft wechseln." Der Gedanke zündete in Anna's Brust. „Papa," sagte sie mit einem schweren Seufzer, „wie wäre es, wenn du mich auf einige Zeit zur Tante nach England brächtest?"

Der Hofrath sah Anna erstaunt an, und Frau Heinrichs schlug die Hände zusammen. „Nun sieht man's deutlich, Herr Hofrath," sagte sie, daß Anna krank ist; wie vermöchte sie sonst einen solchen Gedanken zu fassen;

sie, sich von Ihnen trennen!“ Der Hofrath meinte, es sei nicht ihr Ernst; aber Anna nickte still mit dem Kopfe und sagte traurig: „Wenn ich nun dadurch wieder ganz gesund würde,“ während sie innerlich dachte: „Wenn mein Vater dadurch glücklich werden könnte!“

Wie aber der Himmel immer unsre guten Vorsätze, wenn sie ernst sind, zu begünstigen pflegt, so kam wenige Tage nach diesem Gespräch ein College des Hofraths zu ihm, dem Anna's verändertes Aussehen ebenfalls auffiel und der dem Hofrath dringend rieth, sie auf's Land zu schicken. „Das macht sich nur nicht so leicht,“ wandte dieser ein und ward nachdenklich; da klingelte es heftig an der Hausthüre, und Frau Heinrichs brachte bald darauf einen Brief, der den englischen Poststempel trug. Anna rief mit einer solchen Hast: „Von der Tante, nicht wahr, von der Tante? O, gib geschwind her!“ daß der Hofrath sie fast erschrocken ansah. Er erbrach den Brief, der an ihn gerichtet war, und nahm ein kleines Zettelchen heraus, auf dem mit kindischer Hand die Adresse: „An Anna“ stand; dieß übergab er seiner Tochter, die er ernst und prüfend beobachtete. Anna ergriff eifrig das Billetchen und las die folgenden Zeilen von ihrem kleinen unbekannten Cousin, während der Hofrath den Brief seiner Schwägerin entfaltete und durchlief:

„Liebe Anna!

„Ich soll Dir auch einmal schreiben, damit Du magst „glauben, daß ich deutsch kann; ich schreibe aber auch „englisch, weit besser noch als deutsch; die Mama hat mich „Beides gelehrt. Du sollst doch recht bald kommen; wenn

„Du erst kommst in drei Jahren, wie Mama sagt, so bin „ich schon neun Jahre alt and then I must go to school; „jetzt bin ich sechs und drei Monat passed. Kannst Du „denn nicht kommen directly? Clara und ich we are so „fond of you, ich will Dir auch schenken meine Soldaten „und meinen Baukasten. Bald kommt auch unser Bruder „von Göttingen nach Haus. Good bye, my own dear „cousin, Yours!

Charly."

Auch die Tante schrieb dem Hofrath: „Wir zählen die Tage bis wir die Tochter unserer liebsten Schwester bei uns erwarten dürfen." Anna las beide Briefe mit thränenfeuchten Augen, denn ihr schien es nun eine Bestimmung, daß sie auf die Reise nach England dringen müsse, und doch zitterte sie vor dem Momente, wo sie den Vater verlassen sollte. Der Hofrath legte ihre Rührung anders aus und nahm sie für eine krankhafte, nervöse Sehnsucht nach Veränderung, weshalb er auch als Arzt ihrem Herzen keinen Vorwurf darüber machte. „Möchtest du denn gern jetzt schon zur Tante reisen?" fragte er halb zögernd sein leidendes Kind. Anna konnte nur stumm nicken, während ihre Thränen reichlich zu fließen begannen. Des Hofraths Freund redete aus allen Kräften zur Reise zu und Frau Heinrichs davon ab. Indessen war man nach wenigen Tagen einig geworden und zu dem Entschlusse gelangt, daß Anna auf einige Monate wenigstens mit Frau Heinrichs zu ihrer Tante reisen solle. Der Hofrath wollte sie bis Hamburg geleiten, und nachdem man der Tante den Plan angekündigt und diese mit Jubel auf die Nachricht geantwortet

hatte, ward die Reise ohne weitere Verzögerung angetreten.

Als Anna die Treppe des väterlichen Hauses hinabging, um in den Wagen zu steigen, war es ihr, als ginge sie in eine lange Verbannung, und so wenig vermochte sie ihre Traurigkeit zu beherrschen, daß der Hofrath ganz irre an ihrer Neigung für die Reise ward und sie lächelnd fragte: „Annchen, ist dir's leid geworden, und soll ich dich von Hamburg wieder mit nach Hause nehmen?" „Es wird wohl so werden," meinte Frau Heinrichs; doch Anna schüttelte mit dem Kopfe, und der Hofrath traute ihrem Instincte, der sie die Reise erwählen ließ, doppelt, da sie doch so vieler Willenskraft bedurfte, die nahe Trennung zu ertragen. Mehr und mehr ward er unterwegs in der Meinung bestärkt, weil Anna, welche das Bewußtsein trug, so gehandelt zu haben, wie sie es für ihre Pflicht hielt, sich allmählig beruhigte. Die Reise regte sie an, die ungewohnte Freude, den ganzen Tag mit ihrem Vater zu sein, mit ihm die eben wieder erwachende Natur und Alles, was sie Neues sah und hörte, zu theilen, belebte sie, und am Meisten that ihr der Gedanke wohl, daß ihn die Veränderung auch zerstreuen und zu seiner Erholung beitragen werde. Anna's Aussehen besserte sich schon in den ersten Tagen. Der Hofrath war glücklich, und Frau Heinrichs söhnte sich deshalb auch mit der Reise ein wenig aus.

Anna hatte sich anfangs geweigert, Friederike mit nach England zu nehmen, denn wer sollte des Hofraths Wirthschaft so treu und sorgsam führen? Aber ihr Vater wollte es nicht anders; Friederike mochte sich auch von Anna

nicht trennen, und zuletzt sah diese selbst ein, daß bei der Hoffnung, die sie hegte, durch ihre Abwesenheit Fanny's und des Hofraths Vereinigung möglich zu machen, Frau Heinrichs der neuen Hausfrau mehr eine Gegnerin, als eine erwünschte Hülfe sein würde.

Der Hofrath blieb noch zwei Tage mit seinem geliebten Kinde in Hamburg, zeigte Anna die schöne Stadt mit ihren reichen Gebäuden und Schiffen, und Anna beherrschte so viel wie möglich den Schmerz über die bevorstehende Trennung, um dem Vater den Genuß an den neuen Anschauungen nicht zu verderben. In früher Morgenstunde brachte sie der Hofrath mit Frau Heinrichs an Bord des Dampfschiffes, das sie nach England führen sollte. Wohl waren Vater und Tochter heftig bewegt, aber Beide gaben sich der Hoffnung hin, ein Opfer für des Andern Wohl gebracht zu haben. Beide wollten einander den Abschied erleichtern, und die Eile, mit der der Hofrath wieder das Land zu erreichen suchen mußte, ehe das Schiff abstieß, die Sorge für Anna's Pakete und alle die nothwendigen Fragen und Antworten darüber verkürzten die Abschieds-Umarmungen, und ein einziger Kuß durfte alles ausdrücken, was Vater und Tochter fühlten. Der Hofrath stand noch am Ufer, während das Schiff sich langsam in Bewegung setzte, und Anna winkte ihm unter Thränen lächelnd mit ihrem weißen Tuche. Lange nachdem sie den geliebten Vater nicht mehr sehen konnte, waren ihre Augen immer noch dem Lande zugekehrt, und mit gefalteten Händen betete sie weinend für sein Glück.

Wir haben Anna an Bord des Dampfschiffes verlassen, dessen schaukelnde Bewegung, als sie die grünen Ufer der Elbe hinter sich hatte und das offene Meer vor sich sah, sie bald nöthigte, mit Friederike einen festen Platz aufzusuchen.

Den weiteren Verlauf ihrer Reise und ihre Ankunft in London mag hier ihr erster Brief an den Hofrath schildern:

London, den 4. Mai.

„Lieber Herzensvater!

„Da bin ich also wirklich in London angelangt, beinahe schon heimisch in dem Hause der lieben Tante, und doch ist mir's noch wie ein Traum, daß ich fern von Dir bin, und daß ich an Dich schreiben muß, da ich fast nicht aufgehört habe, in Gedanken bei Dir zu sein. Wie oft möchte ich noch an's Fenster laufen, wenn ein Wagen vor dem Hause hält; ein paar Mal hab' ich's wirklich gethan, denn ich dachte immer: „Jetzt kommt der Vater von seinen Krankenbesuchen heim.“

„Dann sah ich die Paläste von Grosvenor square vor mir und seufzte, daß es nicht unsere liebe enge Straße war. Aber ich will nicht gleich klagen, es war ja meine Wahl, Dich zu verlassen, um desto gesünder und froher einmal zu Dir heimkehren zu können, und ich glaube, ich bin auf gutem Wege dazu; denn ich schlafe gut und esse wieder besser. Du warst wohl neulich, nachdem wir uns getrennt hatten, ein wenig in Angst um mich und die gute Heinrichs, da sich der heftige Sturm, der bald darauf unserm Schiff eins aufspielte, doch wohl auch auf dem Fest-

land fühlbar machte. Ich würde Dir auch gleich nach meiner Ankunft hier geschrieben haben, um Dich zu beruhigen, wenn der Onkel nicht die Pflicht, Dir Nachricht zu geben, übernommen hätte; und wirklich war ich noch so angegriffen von der Fahrt und all den neuen Erlebnissen, daß Onkel und Tante gewiß Recht hatten, mir das Schreiben nicht zu gestatten; Du hättest auch einen zu verkehrten Brief erhalten müssen. Nun bin ich genugsam ausgeruht und nach acht Tagen meines Aufenthaltes hier auch schon fähiger, Dir ein Bild unseres hiesigen Lebens zu geben. Doch mußt Du nun auch Alles hören, was uns begegnete, seit wir Dich verließen, Du lieber Vater! die Trennung von Dir war ein so überwältigender Eindruck gewesen, daß ich lange Zeit darnach unempfindlich blieb für Alles, was mich umgab, sowohl für die Schönheit der Elbufer als für die bunte Gesellschaft fremder Menschen, in deren Mitte Friederike und ich, die stillen Einwohner Deines Hauses, uns plötzlich versetzt sahen; doch als bei Cuxhaven das weite Meer sich vor unsern Augen eröffnete, da ward ich aus meinen Träumen geweckt, und sonderbar ist mir's zu Muthe gewesen, liebster Vater, halb graute mir vor dem unermeßlichen Elemente, dem sich unser Schiff nun übergab, halb entzückte mich der Anblick. Sobald die letzte Empfindung aufkam, war auch der Wunsch gleich dabei: Ach! wäre doch der Vater da! Säh' er doch auch, was ich sehe: die weißen Schaumwellen rings um das Schiff sich bäumen, die grüne Fluth da vor uns und dort das ferne Wassergebirge am Horizont mit dem weiten blauen Himmelsdach darüber! Ist es nicht herrlich, Friederike? sagte ich zu dieser, aber sie

schien noch ein Grauen vor dem ungewohnten Anblick zu beherrschen, denn sie schüttelte den Kopf als wolle sie sagen: Nein, dieß Stück Schöpfung gefällt mir schlecht, und sah sich dabei abwechselnd nach dem Land hinter uns und nach der zahlreichen Gesellschaft des Schiffes um, wie Jemand, der sich trösten will durch den Gedanken: Nun die Andern wagen's ja auch.

„Daß doch die Menschen sich auf so eine Nußschale setzen mögen!" rief sie aus, und wirklich tanzte unser Schiff, je weiter wir in See kamen, wie eine Nußschale auf den Wellen. Bald stellte sich denn auch die unvermeidliche Seekrankheit ein; lange half mir Dein Rath dagegen, in die Ferne zu sehen und mit dem festen Willen das Unbehagen zu bekämpfen; aber endlich erlag auch ich dem Uebel, und es hatte mindestens die gute Folge, daß es mich gegen die Angst vor dem zunehmenden Sturme, welcher die gesund gebliebene arme Friederike Thränen vergießen ließ, ganz abstumpfte. Indessen erhielt die ganze Gesellschaft bald die Weisung das Verdeck zu verlassen, da die Schiffsmannschaft zu viel Vorkehrungen gegen den zunehmenden Sturm zu treffen hatte. Die Cajüte ward nun zum Lazareth, in der ein junger Arzt, der gleich gut Englisch und Deutsch sprach, daher ich nicht wußte, was für ein Landsmann er sein mochte, Befehle austheilte. Obwohl selbst von der Seekrankheit ergriffen, lief er doch nach jedem überwundenen Anfalle unermüdet hin und her, den Kranken mit allerlei kleinen Mitteln Hülfe zu leisten. Ich bewunderte ihn, denn ich hätte keinen Finger rühren mögen. Die gute Heinrichs hatte ihn bald auch für mich in An-

spruch genommen, und er zeigte mir so viel Theilnahme und redete mir so zu den Muth nicht sinken zu lassen, in wenig Stunden sei das Schlimmste der Fahrt überwunden und auf ganz offener See werde es besser gehen, daß es mir moralisch wohl that; das körperliche Leiden wollte freilich nicht weichen, aber er wußte es doch auch durch praktischen Rath zu erleichtern. Ich mochte wohl eine der Kränksten an Bord sein, denn er widmete mir die größte Aufmerksamkeit und trug mich mit Friederikens Hülfe, sobald wir auf völliger offener See waren und der Capitän das Verdeck wieder freigab, selbst hinauf, die frische Luft zu athmen; es ward mir denn auch bald erträglicher zu Muthe. Ich dankte dem jungen Manne recht herzlich und konnte die Frage nicht unterdrücken, ob er ein Deutscher sei. „Halb und halb bin ich Ihr Landsmann," sagte er. „Meine Mutter ist eine Deutsche und mein Vater ein Engländer. Ich habe auf einer deutschen Universität studirt, weil eine Menge Deutsche in London leben, welche die deutsche Heilmethode der englischen vorziehen, und weil ich selbst von ihren Vorzügen durchdrungen mich auf die Praxis unter den deutschen Fremden beschränken will." Ich sah ihn prüfend an, denn mir flog eine Ahnung durch den Kopf, doch sogleich fiel mir ein, wie groß London sei und wie so oft sich dieselben Verhältnisse wiederholen konnten; aber während ich noch die Hoffnung nicht ganz unterdrücken konnte, am Ende mit meinem Vetter Edmund an Bord zu sein und seine Züge näher betrachtete, die mir vom ersten Augenblicke an so bekannt erschienen waren, kam ein junger Engländer auf's Verdeck, um ihn abzuholen. „O bitte,"

sagte er, „stehen Sie meiner kranken Frau ein wenig bei, Mr. Wilton!“ und in dem Augenblick, wo ich nun die Gewißheit hatte, daß es wirklich Edmund sei, der vor mir stand, verließ er uns, um in die Cajüte zurückzueilen. Die Freude über meine Entdeckung blieb mir aber und machte mich ganz gesund; schon wieder rief ich: „Wenn das doch der Vater wüßte!“ Ich schickte Friederike sobald als thunlich meinem Vetter nach mit der Bitte, er möge doch nochmals auf dem Verdeck erscheinen; doch bat ich sie, ihm noch nichts zu verrathen; aber die Plaudertasche hatte nicht schweigen können, und da kam er gleich mit offenen Armen gelaufen und rief: „Anna, liebste Cousine Anna!“ und wir schüttelten einander die Hände. So hatte ich inmitten des weiten Oceans einen Verwandten, einen Bruder gefunden! Edmund war von meiner Reise zur Tante noch nicht unterrichtet worden, sonst, meinte er, würde er mich an der Aehnlichkeit mit der seligen Mama gleich erkannt haben; denn diese Aehnlichkeit sei ihm schon angenehm aufgefallen. Viele Erinnerungen tauchten nun in ihm auf: wie er vor langen Jahren bei Dir und Mama einige Wochen gewohnt und mich damals auf den Armen getragen habe, und er sprach mit solcher Liebe von Dir und der Mutter, daß es mir recht wohl that. Welch ein Trost war es doch, einen so nahen Verwandten auf der Ueberfahrt anzutreffen! Er baute mir über das Weltmeer eine Brücke von Dir zur Tante und weihte mich schon in den neuen Familienkreis ein. Aber wir hatten noch viele böse Stunden zu überstehen, denn der Wind nahm immer noch zu und verwandelte sich mit dem Aufgang des Mon-

des in einen wahren Sturm. Wie schauerlich war in der Nacht bei der abermals beginnenden allgemeinen Seekrankheit das Krachen der Bretter und Balken, als solle das Schiff auseinander springen, während alles Geschirr, auch Spiegel und Bänke in der Cajüte umher rollten. Friederike und ich sahen uns angstvoll an und dachten wohl wieder Beide: „Wenn das der Vater wüßte!“ aber Edmund, der an unsrer Seite saß, lächelte und sagte, das wolle noch gar nichts bedeuten und von Gefahr sei keine Rede; er selbst habe das noch ganz anders erlebt. Endlich ging die böse Nacht vorüber, der Tag fand uns alle um nichts gesünder, aber doch am Leben, und wir begrüßten ihn mit Wonne, denn der Gedanke, morgen Abend das Ziel der Reise zu erreichen, war herrlich. Der Sturm legte sich nach und nach bis zu völliger Windstille, aber das Meer ging noch eben so hoch, und es trat ein dichter Nebel ein, der den Capitän nöthigte, das Schiff vor Anker zu legen. Das war nun eine harte Geduldsprüfung, weil die schaukelnde Bewegung des Schiffes auf die Art noch lästiger ist als wenn's geht, und wir wußten nicht, wie lange dieser Stillstand sich ausdehnen würde. Manchmal schien es, als wolle der Nebel zerfließen, dann wurde er wieder dichter, und seine schöne röthliche Farbe gewährte uns keinen Trost. Die Nacht brach endlich herein, wir lagen noch auf der nämlichen Stelle; erst gegen Morgen hieß es: „Das Schiff geht wieder.“

„Nun war es aber eine köstliche Fahrt bei aufgehender Sonne und beruhigtem Meere, alle Passagiere auf dem Verdeck mehr oder minder blaß, aber von freudiger Hoff-

nung beseelt. Und noch ein Tag und noch eine Nacht vergingen, und im hellsten Sonnenlichte lag um acht Uhr Morgens die weiße Küste von England vor uns. Edmund schwenkte seinen Hut, das Vaterland begrüßend, während Friederike und ich seufzten und leise sagten: „Ach! es ist doch Deutschland nicht.“ — Edmund gab mir sein gutes Fernglas, nannte mir die einzeln hervorragenden Punkte und Orte, und bald konnte ich der Schönheit des Anblickes auch nicht widerstehen und mußte mich daran erfreuen. Wie soll ich Dir aber erst mein Erstaunen beschreiben, als wir in dem Hafen der Themse ankerten und ihren Wald von Schiffen erblickten! Das Herz wird einem ganz leicht dabei, es ist als athmete man die Luft aller Welttheile ein, von denen die Schiffe kommen oder nach denen sie zu gehen bestimmt sind, als hörte man erzählen in allen Sprachen und Tönen von fernen Sitten und Gebräuchen, und das Leben derer, die sich in den Städten ansiedeln, kommt einem vor wie Sclaverei gegen das der wandernden Seeleute auf dem freien frischen Ocean. Und das Alles empfand ich, die noch kaum sich von der Anstrengung der Seekrankheit erholt hatte! Wie mag es erst den Matrosen selbst zu Muthe sein, die dieß Ungemach längst überwunden haben und nur noch den Kampf mit dem Elemente im Auge behalten, das sie doch wohl mehr lieben als fürchten. Wie eng, wie schaal, wie beschränkt muß ihnen das Alltagsleben auf dem Festlande erscheinen, wenn sie ihr wechselndes Geschick wieder einmal in die Heimath führt. Aber sieh, lieber Vater! ob ich nicht gleich die Untugenden der Reisenden angenommen habe, ihre Re-

flexionen aufzudrängen; ich weiß aber, Dir ist's recht, wenn ich schreibe, wie es mir in den Kopf kommt. Mein Brief ist schon so ungeziemend lang, daß ich Dir nicht noch den Eindruck schildern will, den mir London selbst machte. Du kennst die Riesenstadt, Du kennst aber auch Dein Kind, dem solche Pracht ganz neu, ganz unerhört war! Und das Gewühl der Menschen in den Straßen und am Landungsplatze! Friederike und ich mögen wohl recht verwundert ausgesehen haben, denn Edmund sagte: „Gelt, so etwas ist euch noch nicht vorgekommen?“ Er bot Friederiken und mir den Arm und führte uns durch die dichtgedrängten Menschen; plötzlich aber blieb er stehen und rief: „Die Mutter! der Vater! aber sie sehen uns nicht, suchen wohl Jemanden? wahrscheinlich Dich, Anna, die sie ja erwarten!“ und er ließ mich einen Augenblick los, drängte sich durch die Menge und kehrte mit der Tante am Arme zu mir zurück, der Onkel folgte ihnen! Wie waren sie alle so gut und herzlich mit mir, und wie rührte mich so viel Liebe, die ich doch noch durch nichts verdient habe als dadurch, daß ich Dein und der Mutter Kind bin. Die Tante erweckte lebhaft in mir das Bild der seligen Mama, nur ist sie größer und sieht viel wohler aus, doch fehlt ihr der Ausdruck von immer gleicher Sanftmuth, dessen milder Glanz aus dem Antlitz der geliebten Mutter leuchtete. Die Tante scheint unendlich gut, hat aber etwas fast männlich Entschiedenes in ihrem Wesen.

„Der Wagen des Onkels erwartete uns, wir stiegen ein und fuhren durch die Stadt nach Grosvenor square. Daß dasselbe Schiff mich und Edmund gebracht hatte, war

eine angenehme Ueberraschung für Alle gewesen. Der Onkel kehrte erst nochmals in sein Comptoir zurück, dann vereinigte man sich um sechs Uhr zum Mittagstisch, wo auch die allerliebsten Kinder Charly und Clara, mit denen ich schon innige Freundschaft geschlossen habe, zum Vorschein kamen. Friederike ward mit an den Familientisch gezogen. Mich hatte der Gedanke erschreckt, daß man es ihr vielleicht nicht anbieten würde, während sie doch bei uns zur Familie gehörte; aber Onkel und Tante hatten ihr Verhältniß zu mir herausgefühlt. Ich war ziemlich stumm, denn mit mir drehte sich noch die Welt und that es viele Tage lang, und zumal des Abends im Bett glaubte ich immer das Schwanken des Schiffes noch zu empfinden; aber die Reise hat mir doch wohl gethan, die gute Heinrichs sagt, ich sehe um Vieles besser aus und so habe ich gar keine Ursache, meinen Entschluß zu bereuen, wenn ich nur erfahre, wie es Dir geht, Du bester Vater, und daß Du wohl und vergnügt bist. Du glaubst nicht, wie ich mich nach Nachricht sehne, schreibe mir auch, was Deine Kranken machen, ob Du nicht meiner Abwesenheit wegen wieder mehr in Gesellschaften gehst und wie die neue Haushälterin einschlägt. Schreibe auch Alles, was ich vielleicht zu fragen vergesse —— Alles, Alles, geliebter Vater, was mit Dir und Deinem Glücke zusammenhängt, für das ich hier wie daheim ja täglich und stündlich bete! — Es gibt auch eine deutsche Kirche hier, welches Friederike sehr erfreut; ich selbst komme mit meinem Englisch überall recht gut durch, nur tadelt man noch meine Aussprache. Ich hoffe darin Fortschritte zu machen, denn des Abends, wo sich Freunde

zum Thee bei der Tante versammeln, (die täglichen Gäste sind der Compagnon des Onkels, Herr Brown, und dessen Sohn) wird die Conversation nur Englisch geführt. Die Tante will mir auch allerlei Lehrer annehmen, um meinen Unterricht von daheim fortsetzen zu können. Du bist doch damit zufrieden? Ich küsse Deine Hand, ebenso thut Friederike.

Deine

Anna."

Es währte Anna gar lange bis sie von ihrem Vater eine Antwort auf ihren Brief erhielt: zwar hatte sie dem Hofrath nichts von Heimweh geschrieben; aber in ihrem Herzen wurzelte es um so tiefer, und die Besorgniß um den Vater und sein Schicksal nahm ihre Seele oft so ganz ein, daß die Tante sie bisweilen fragte, ob ihr etwas fehle.

Endlich kam der ersehnte Brief, aber er war kurz für Anna's Wünsche.

„Ich bin wohl," schrieb der Hofrath, „weiß, daß Du gut aufgehoben bist, und kann mich Andern nützlich machen, mehr bedarf es nicht zu meiner Zufriedenheit. Aber weßhalb willst Du in London Unterricht nehmen? Ich kann es nicht recht billigen, da Du nur zu Deiner Erholung dort bist und ich Dich in acht Wochen spätestens abzuholen gedenke; denn länger hielte es wohl auch mein Kind nicht aus, und der Vater würde kaum besser bei einem Aufschub des Wiedersehens bestehen. Plaudere indessen recht viel Englisch, das will ich Dir erlauben."

Anna konnte sich bei diesen Worten der Thränen nicht enthalten; also *er verlangte auch nach ihr*, ach

und sie! Ihr Herz war ja immer bei ihrem Vater geblieben, nichts konnte ihr seine Liebe, nichts seine Nähe ersetzen. Aber wenn sie nun auch heimkehren wollte, würde sie ihm nicht die Liebe einer Gattin unwiederruflich für alle Zukunft rauben, und Fanny ihm für immer verloren bleiben! Nein! sie mußte ihre Heimkehr verzögern, mußte dem Vater ihre Sehnsucht verschweigen, ja ihn sogar glauben machen, — wie weh that ihr das! — daß sie gern ihre Abwesenheit verlängern wolle. Die Tante, die nichts eifriger wünschte als Anna länger zu behalten, fand es sehr begreiflich, daß diese ihren Wunsch theile. „Frauen," sagte sie, „müssen Frauen zum Umgang haben, und es taugt nichts, daß du daheim so allein bei deinem Vater bist." Sie schrieb daher dem Hofrath recht eindringlich, er solle ihr Anna wenigstens auf ein Jahr überlassen, seine Tochter fühle sich ja ganz glücklich bei ihr und blühe sichtbar auf, wenn auch noch bisweilen ein melancholischer Zug in dem hübschen Gesichtchen spiele, der Hofrath thue überdies gut sich daran zu gewöhnen von Anna getrennt zu leben, da sie sich doch später einmal verheirathen werde. — Des Hofraths Erlaubniß blieb auch nicht aus. „Wenn es zum Wohle meines Kindes ist," so lautete die Antwort, „kann ich jedes Opfer bringen, und Anna mag noch bleiben bis sie selbst heimzukehren verlangt. Du hast darin vollkommen Recht, liebe Schwägerin, daß ein mütterlicher Umgang meiner Anna längst gefehlt hat, und sie mag sich erst jetzt recht bewußt werden, was sie Alles bei mir entbehren mußte." Anna brach bei dieser Stelle des Briefes, den sie ihrer Tante vorlas, in heftiges Weinen aus. „Was

ist dir, mein liebes Kind?“ fragte Mrs. Milton, „reut dich vielleicht dein Entschluß?“ Und die Kinder kletterten an Anna hinauf und küßten und herzten sie, während Edmund aus einiger Entfernung in stiller Theilnahme auf seine Cousine hinblickte. „Ach,“ schluchzte Anna, „ihr seid alle so herzensgut gegen mich, viel besser als ich's verdiene, und ich habe euch alle auch so lieb; aber es thut mir doch zu weh, daß mein Vater glaubt, ich könne irgendwo lieber sein als bei ihm, bei ihm, der mir Vater und Mutter gewesen ist und bei dem ich ja ewig, ewig hätte bleiben mögen!“ Und sie weinte heftiger. „Mein liebstes Kind,“ sagte die Tante, „was kommt dir an? Wir Alle wissen, und dein Vater weiß es gewiß auch, daß du ihn, dem du die meiste Dankbarkeit auf der Welt schuldest, auch mehr liebst als uns Alle; aber weder er, noch wir können dir's verargen, daß du eingesehen hast, wie es für deine Entwickelung und Bildung besser ist, einige Jahre fern von ihm, bei uns zu leben; deßhalb müssen wir und gewiß auch dein Vater deine Einsicht und Vernunft billigen.“ „Meine Einsicht!“ rief Anna aus, „ach, wie sollt' ich denn einsehen und begreifen, daß ich irgendwo besser aufgehoben sein könnte in jeder Weise als bei ihm? wo gehörte ich denn mehr hin als zu ihm? wenn nicht Ein Grund wäre.“ . . . . . Und sie weinte von Neuem und sagte bittend: „Tante was wirst du von mir denken?“ „Beruhige dich erst,“ erwiederte Mrs. Wilton begütigend, „war es denn dein aufrichtiger Wunsch nicht, mein Kind, bei uns zu bleiben?“ — — —

Anna schüttelte den Kopf. „Tante,“ sagte sie, „ich

muß dir nur Alles sagen, aber schicke die Kinder zuvor aus dem Zimmer." Mrs. Wilton befahl ihnen zu gehen; doch Edmund schien sich nicht zu den überflüssigen Zuhörern zu zählen, er blieb in der Fenstervertiefung stehen und war Zeuge des Gesprächs, das nun folgte. Anna erzählte Alles, was wir schon wissen. Nur den Vorfall in der Pension verschwieg sie, aus Furcht, ein Vorurtheil gegen Fanny zu erwecken. Die Tante hörte mit Erstaunen und endlich mit Bewunderung von dem Opfer, das Anna's kindliche Liebe dem Vater gebracht hatte. Zärtlich schloß sie die Nichte in ihre Arme, und Edmund kam hervor und schüttelte mit feuchten Augen Anna schweigend die Hand. „Du bist die ächte Tochter meiner Schwester," sagte die Tante, „aber weißt du denn gewiß, du liebes Kind, daß die Früchte deines Opfers auch gute sein werden, und ob Fanny deinen Vater wirklich glücklich zu machen im Stande ist?"

„Sie liebt ihn doch so sehr!" sagte Anna.

„Ja, sie liebt ihn, das will ich wohl glauben," meinte die Tante, „aber wird ihre Neigung ausdauern, wird das verwöhnte, vornehme Mädchen sich in beschränktere Verhältnisse finden können? Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Fanny zwar vermögend, aber reiche Frauen, wenn sie nicht häuslich erzogen sind, können mit ihrem eigenen wie mit dem Vermögen des Mannes gar leicht fertig werden, und kommen erst die Sorgen ins Haus" — — — —

Anna sah die Tante so betroffen an, daß diese innehielt. „Nun," meinte sie, „die Hauptsache ist freilich, daß Fanny das Herz auf dem rechten Flecke habe, dann

wird sie mit Verstand und gutem Willen erlernen, was ihr noch fehlt. Und du glaubst gewiß, daß sie selbst keinen Antheil hat an der Bedingung, die ihr Vater in Bezug auf deine Entfernung gemacht hat, Anna? denn so gern ich dich für immer bei uns behalten möchte, so sehr widersteht es mir zu denken, du sollest aus deines Vaters Hause geradezu verbannt sein!"

„Fanny ist gewiß unschuldig daran," erwiederte Anna. Die Tante schüttelte bedenklich den Kopf. „Vielleicht fügt sie sich in diesem Falle dem Wunsche ihres Vaters nicht ungern" — — —

„Das wäre abscheulich," unterbrach Edmund.

„Das ist nun deine Lesart," sagte die Tante ruhig, „aber so seid ihr jungen Leute Alle, ihr schüttet das Kind mit dem Bade aus; setze für abscheulich, schwach, egoistisch, so will ich dir's eher einräumen."

„Die Tochter von dem Vater trennen wollen?" rief Edmund. „Ist das nicht selbst von Fanny's Vater eine empörende Forderung?"

„Es zeigt nur," sagte Mrs. Wilton, „daß er eine sehr einseitige Ansicht hat und rücksichtslos den Zweck verfolgt, seiner Tochter alle Pfade des Lebens zu ebnen. In der falschen Voraussetzung, die Stieftochter könnte dem Glück seiner Tochter im Wege stehen, könnte durch Eigenschaften, die Fanny nicht besitzt, diese in den Schatten stellen oder einen zu großen Platz im Herzen ihres Gatten einnehmen, will er lieber diese Gefahr gänzlich entfernen. Nun denke dir dabei, daß er unsere Anna nicht kennt, so wirst du den Mann nicht schlimmer finden als die meisten

Menschen, die sich nicht in die Lage Anderer versetzen können, sondern nur egoistisch die eigenen Anforderungen zu befriedigen streben. Dazu gibt es für solche Leute Entschuldigungen genug, ihre Unbilligkeit zu bemänteln. Herr von Gröden meint wahrscheinlich, daß früher oder später Anna sich doch verheirathen werde, während seine Tochter ihr ganzes Leben dem Hofrath widmen soll, und daß der erste Eindruck ihres häuslichen Friedens für die Zukunft einer jungen Frau entscheidend ist" — — — —

„Aber wer sagt denn, daß Anna diesen Frieden stören würde?" rief Edmund heftig.

„Die Tante hat Recht," sagte Anna nachdenklich, „Herr von Gröden kann trotz Allem ein viel besserer Mann sein, als ich glaubte!"

Edmund wandte sich unwillig ab.

Mrs. Wilton lachte. „Du bist wie die Kinder," sagte sie, „und gibst den besten Beweis, daß es verzeihlich ist, die Dinge einseitig zu beurtheilen. Wenn ich durch ein blaues, du durch ein grünes und Anna durch ein rothes Glas dieselben Gegenstände betrachten, so werden sie jedem von uns auch in einem andern Lichte erscheinen, und Keiner wird den Andern überzeugen können, daß er sie sehen müsse wie er!"

„Tante," unterbrach Anna, „wenn nur aber meine Abwesenheit nicht ganz fruchtlos bleibt, und der Vater es nicht vielleicht verschmäht, davon Nutzen zu ziehen. Ich vergaß dir zu erzählen, daß Friederike vor wenigen Tagen einen Brief von ihrer Nichte erhalten hat; wir erfuhren daraus, daß Fanny wieder ärztlicher Hülfe bedurft und daß

man den Vater habe rufen lassen, der Vater aber doch nur seinen Famulus in das Haus des Herrn von Gröden gesandt und durchaus nicht selbst ihre Behandlung habe übernehmen wollen."

„Nun," sagte die Tante, „deßhalb sei außer Sorge, wenn man schon wieder seine Hülfe verlangt hat, so ist das ein Beweis, daß der Minister von deiner Abwesenheit unterrichtet ist, sonst würde er es nicht geduldet haben, und gewiß knüpft er neue Hoffnungen an deine Entfernung aus dem väterlichen Hause. Und wenn dein Vater auch, wie es seiner würdig ist, nicht in die Bedingung, dich zu entfernen, willigen wollte, so hat er doch keinen Grund, deine zufällige Abwesenheit nicht zu benutzen, um Fanny's Hand zu erlangen, vorausgesetzt daß die für deine Entfernung bestimmte Frist eines Jahres den Forderungen des Ministers genüge. Ist aber Fanny erst die Frau deines Vaters, so wird sie deine Rückkehr verlangen, wenn sie so ist, wie wir hoffen. Und weßhalb sollte sie auch ein Vorurtheil gegen dich haben?"

Anna seufzte und ward nachdenklich; doch schnell faßte sie sich und rief: „Wenn nur der Vater glücklich wird, dann ist ja Alles gut!"

Die Tante sagte, sie habe immer den Wunsch gehabt, Anna's Vater, der ja noch jung sei, wieder verheirathet zu sehen, und wäre nur Fanny die rechte Frau für ihn, so wolle sie gern damit zufrieden sein, „denn was hätte aus ihm werden sollen, wenn du erst einmal sein Haus verlassen hättest," wandte sie sich zu Anna. „Ich würde es nie verlassen haben," erwiderte Anna mit festem Tone.

„Das glaubst du jetzt,“ meinte die Tante, „aber wenn du selbst auch nie eine andere Neigung als die zu deinem Vater hättest kennen lernen, so würde er dich doch lieber versorgt gesehen und lieber Enkel auf dem Schoos gewiegt als nur dich allein behalten haben.“

Edmund stimmte dießmal seiner Mutter bei und sah ein, daß der Onkel sich wieder verheirathen müsse, weil es ihm ganz unzweifelhaft schien, daß dieß auch Anna's Bestimmung sein werde.

Seit diesem Gespräch mit ihrer Tante fühlte sich Anna aber um Vieles heimischer in ihrem Hause, denn nun wußte sie sich ja in ihrem innersten Herzen erkannt und verstanden, brauchte es nicht zu verbergen, daß sie oft mit allen Gedanken daheim war, und durfte sich offen darüber aussprechen. Eben deßhalb konnte sie mit Sehnsucht und Heimweh, wenn diese Gefühle sie zuweilen noch übermannten, besser fertig werden. Die Tante und auch der Onkel zeigten ihr immer die herzlichste Theilnahme, und seit sie so tief in die Seele ihrer Nichte geblickt hatten, begegneten sie ihr beinahe mit einer Art von Achtung, die ihr beweisen sollte, wie das Vertrauen in Anna's Vernunft und in ihr eignes Urtheil Tante und Onkel jeder Vormundschaft und Aufsicht überhoben. Höchstens bat Mrs. Wilton zuweilen noch Anna, wenn sie besonders in sich gekehrt war, an dieser oder jener Zerstreuung, die sich ihnen darbot, Antheil zu nehmen, schlug es aber Anna aus, so drang sie nicht weiter in sie, sondern überließ sie auch darin ganz ihrer Neigung. Anna strengte ihre eigene Willenskraft, ihrer Empfindungen Meister zu werden, um

so mehr an. Gelang es ihr nicht, durch Zeichnen oder Lesen die Sehnsucht nach dem geliebten Vater oder doch nach öftern Briefen von ihm zu bewältigen, und wollte sie Trübsinn beschleichen, dann bat sie die Tante um recht viel Beschäftigung im Hause, und sie führte alle Aufträge so vortrefflich aus, daß die Tante ihr nach und nach die Führung der Wirthschaft ganz überließ; Anna lehrte den kleinen Charly deutsch lesen und die noch kleinere Clara buchstabiren. Auch in weiblichen Arbeiten unterrichtete sie die Kleine, und die Kinder lernten so gern und leicht von ihr, weil sie es ihnen spielend beizubringen wußte, daß man ihnen, wenn sie einmal ungehorsam waren, nur damit drohte: „Cousine Anna wird euch heute nichts lehren wollen.“ Das war eine harte Strafe für die Kinder und für Anna beinahe auch, denn sie liebte sie um so zärtlicher, je länger sie um sie war, und kannte keine größere Freude, als sich mit ihnen zu beschäftigen. Die Zeit nahte indessen heran, wo Edmunds Ferien abgelaufen waren, und als man ihm bis an Bord des Dampfschiffes das Geleit gab, da schlug wohl Anna's Herz bei dem Gedanken, das Schiff könnte auch sie wieder nach Deutschland, nach dem Vaterlande tragen und nicht länger das Meer zwischen ihr und dem liegen, der ihr das liebste auf Erden war. Auch die Trennung von Edmund that ihr weh, er war so gut gegen sie gewesen und ihr erster Bekannter in der neuen Familie. „Warum reisen wir auch nicht wieder heim, Anna?“ fragte Frau Heinrichs etwas mürrisch. „Du bist wieder wohl; wie lange willst du den Vater noch allein lassen?“ Anna seufzte. ‚Gute Friederike,“ sagte sie,

„du wirst es noch einsehen, wie gut es war, daß ich den Bitten der Tante nachgegeben habe und daß ich noch länger fern vom Hause bleibe — du wirst es noch begreifen, wenn ich dir einmal Alles werde sagen können“ — —

„Alles sagen können!“ wiederholte Friederike, „seit wann hast du Geheimnisse vor mir? Und was könntest du auch für welche haben?“ fügte sie achselzuckend hinzu. „Nein, mach' mir nur nichts weiß, du bist nur zu gern hier, weil man dich so lieb hat und über Gebühr verzieht; nun ich lasse mir das faule Leben auch gern eine Zeit lang gefallen, aber wir dürfen doch den Vater nicht ganz vergessen“ — — —

„Nein, gewiß nicht,“ erwiderte Anna, doch hatte sie nicht den Muth Frau Heinrichs zu gestehen, wie sie schon bestimmt ihre Rückkehr auf ein Jahr hinausgeschoben habe, auch hoffte sie halb und halb auf einen Befehl ihres Vaters heimzukehren, wenn sie schon um längeren Urlaub gebeten und ihn bereits erhalten hatte. Indessen verstrich ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern, der Sommerr ging vorüber, die Bäume färbten sich schon herbstlich, und noch immer fragte Friederike vergebens: „Aber, Anna, wann reisen wir denn? oder bleiben wir etwa für immer hier?“

„Das wolle Gott verhüten!“ meinte Anna, „daß ich nie wieder zu meinem Vater zurückkehren dürfe! vielleicht geschieht es eher als wir vermuthen.“ „Ich weiß es nicht, was du für Umstände machst,“ sagte Friederike, es hängt ja nur von dir ab, oder will dich vielleicht der Vater noch

nicht haben? fragte sie, plötzlich wieder Verdacht schöpfend, „sollte doch am Ende etwas Anderes dahinter stecken?“ —

„Bewahre! nichts, nichts!“ rief Anna beschwichtigend, mußte aber der ungläubig gewordenen Friederike versprechen, ihr den nächsten Brief ihres Vaters zu zeigen. Sie meinte um so eher dieß Versprechen halten zu können, als die Briefe ihres Vaters nichts von den Aussichten verriethen, welche sich für ihn an ihre Abwesenheit hätten knüpfen lassen. Ja, Anna hatte sogar bemerkt, daß die ruhige Klarheit seiner kurzen Berichte an sie in letzterer Zeit eher zugenommen hatte, daß seine Stimmung heiterer, der Ausdruck seiner Zärtlichkeit für sie stärker geworden war, und glaubte daraus zu ersehen, daß er vielleicht sehnsüchtiger, als er es aussprach, nach ihrer Nähe verlange. Konnte der Vater nicht vielleicht zu der Einsicht gekommen sein, daß Fanny doch nicht dazu geeignet sei ihn glücklich zu machen? konnte er nicht den Gedanken zu einer zweiten Ehe völlig aufgegeben haben? Wie hätte er sonst gegen Anna davon zu schweigen vermocht? Wie hätten seine Briefe so das Gepräge innerer Ruhe tragen können? Ach, wäre nur Anna völlig sicher darüber gewesen, wie gern würde sie heimgeflogen sein, ihm das leere Haus wieder zu beleben und ihn die gescheiterte Hoffnung seines Herzens durch Alles, was ihr an Liebe und Sorgfalt zu Gebote stand, verschmerzen zu machen. Der Hofrath hatte in seinem letzten Briefe davon gesprochen, er werde die Herbstzeit benützen, um auf acht Tage bei guten Bekannten seiner alten Leidenschaft, der Jagd, zu fröhnen — die einzige Erholung, welche er sich alljährlich gönnte, wenn es der

Zustand seiner Patienten erlaubte. Anna war sehr erfreut darüber, und dieser Umstand überzeugte sie mehr als alles Andere von dem Frieden seines Gemüths. Nur das that ihr leid, daß der Vater die Freunde, welche er auf dem Lande aufsuchen wollte, nicht nannte. Anna rieth unter dem Kreis ihrer begüterten Bekannten und hätte so gern gewußt, in welcher Gegend ihr lieber Papa jetzt jage. Dabei beunruhigte sie der Gedanke, daß sie nicht wie sonst mit Friederiken seine Sachen packen könne, und ob Johann das Alles ohne sie zu Stande bringen werde. Sie berieth sich mit der Tante, daß sie nur noch einen Brief des Vaters abwarten und ihm dann offenherzig den wahren Grund ihrer Abwesenheit bekennen und fragen wolle, ob und wann sie heimkehren dürfe; denn, was bis jetzt sich nicht entschieden hatte, war doch wohl völlig aufgegeben! Es machte Anna, die immer mit Ungeduld die Briefe ihres Vaters erwartete und die Tage zählte, an welchen sie solche empfangen konnte, einen Strich durch ihre Rechnung, daß der Onkel Wilton plötzlich mit dem Plane herausrückte, seine Familie nach englischer Sitte mit den fallenden Blättern auf's Land bringen zu wollen. Der Onkel selbst konnte seiner Geschäfte halber nur die Sonn- und Festtage auf seinem Landgute, welches nur drei Stunden von London entfernt war, zubringen, doch pflegte die Familie stets bis Weihnachten dort zu verweilen. Anna hätte unter andern Umständen gerne die Stadt mit der ländlichen Stille vertauscht. Auch freute sie sich den Landsitz kennen zu lernen, denn die Kinder waren ja so unerschöpflich gewesen in der Schilderung aller Reize von Seven-Oaks, — so

hieß die Besitzung des Onkels; aber die Briefe dahin wurden durch einen Boten nur zweimal wöchentlich befördert, und Anna war untröstlich über den Gedanken, die Nachrichten von ihrem Vater noch länger erwarten zu müssen. Indessen widerstand sie dem Eindruck nicht, den eine sonnige Herbsttagsfahrt auf sie machte; und die vielen grünen Matten, die mit schattigen Alleen wechselten, entzückten ihr für die Natur so empfängliches Gemüth. Ein schöner Park umgab das geschmackvolle, bequem eingerichtete Haus von Seven-Oaks. Der Wagen hielt endlich vor der Thüre; die Tante rief: „Da wären wir ja wieder," die Kinder jubelten und selbst Anna und auch sogar Friederike fühlten sich wie von heimathlichen Lüften angeweht, so traulich erschien ihnen das in grünen Bäumen versteckte Dach, so gastlich nahm sie das bequeme, warme Haus auf.

„Siehst du, Anna," sagte Charly, „da drinnen in der Stadt haben wir nur ein Quartier, das aber hier ist unser Nest," und der Knabe drückte durch diesen naiven Vergleich vollkommen den Charakter eines englischen Wohnsitzes aus, in welchem Kinder und Enkel geboren und groß gezogen werden und der von Jahr zu Jahr reicher wird an Zweckmäßigkeit und Schönheit wie an Erinnerungen.

„Geh, Charly," befahl die Tante, „führe nun auch unsre liebe Anna nach ihrem Zimmer." Und als sich Charly mit der Cousine in Bewegung setzen wollte, sagte Mrs. Wilton: „Wir hatten nicht Zeit, Anna, weil deine Abreise aus Deutschland so kurz vor deiner Ankunft hier uns gemeldet wurde, dir in der Stadt ein recht wohnliches, wie wir hier sagen, comfortables Zimmer zurecht zu

machen, hier wirst du es besser finden," und die Tante folgte langsam mit Frau Heinrichs Anna und Charly die breite Treppe hinan, während Clara lustig voranhüpfte, den Weg zu zeigen. Anna blieb auf der Hälfte der Treppe stehen, die Tante zu erwarten, und diese wußte es ihr Dank, denn sie wollte sich gern an der angenehmen Ueberraschung weiden, die Anna's Zimmer auf diese hervorbringen würde. Charly hatte längst die Stubenthüre geöffnet, die Sonne schien hindurch auf den Vorplatz, und schon auf den letzten Treppenstufen schallte Anna lauter Vogelgesang entgegen. Ein paar schön gefiederte amerikanische Sänger, deren Käfig zwischen Blumenampeln und Schlingpflanzen von der Decke herabhing, schmetterten im hellen Sonnenglanz des gemüthlichen Zimmers, dessen einzige Bewohner sie bisher gewesen waren.

„Die wollen dich willkommen heißen," sagte die kleine Clara zu Anna, während diese ganz erstaunt um sich sah. Was sie nur jemals von der Annehmlichkeit eines Wohnzimmers hatte träumen können, umgab sie hier. Ein schöner Flügel stand in der Mitte der Stube, die reichste Auswahl von Noten und Büchern in zierlichen Schränken daneben. Ein Schreibpult am Fenster, gegenüber der Zeichentisch, Blumenetageren zu beiden Seiten mit reichblühenden Pflanzen, und die schönsten Kupferstiche nach der Gallerie ihrer Vaterstadt bedeckten die Wände. Was sie aber vor Allem entzückte, war ein Bild ihrer Eltern und darunter das Haus des Hofraths; diese Gemälde besaß die Tante aus früherer Zeit, und Anna sah sie hier zum ersten Male. „Ach Tante! liebe Tante!" war Alles, was

sie bei dem Anblick auszurufen vermochte, während Thränen gerührter Dankbarkeit aus ihren Augen hervorbrachen. Die Tante schloß sie an ihr Herz und sagte liebreich: „Möchte es dir doch hier recht wohnlich werden und du dich immer heimischer bei uns fühlen.“ „Ich fürchte nur,“ meinte Friederike, „sie wird sich verwöhnen, so gut hat sie's doch zu Hause nicht.“ — — —

Anna sah sie vorwurfsvoll an. „Hab' ich denn da nicht den Vater, Friederike?“ sagte sie. „Ach wäre er doch hier und sähe, wie viel Liebe ihm die Tante in seinem Kinde erweist! Nun, er wird mich ja wieder zu euch bringen in einigen Jahren, und dann bleib' ich recht lange!“

„Zu uns bringen?“ meinte die Tante mit Nachdruck, „vor der Hand, mein Kind, bist du ja noch da!“

„Freilich wohl,“ sagte Anna, „und glaube mir, Tante, mich zieht auch Nichts fort von hier, als eben nur der Vater, der doch am Ende in der Stille meine Rückkehr wünscht, denn“ — sie hielt inne, die Gegenwart von Friederike und den Kindern machte sie scheu, zu vollenden, was sie hatte sagen wollen. Aber die Tante verstand wohl, daß sie den Glauben an des Vaters zweite Ehe völlig aufgegeben hatte. „Willst du, liebe Anna,“ fragte sie, „nun nicht auch den Garten mit mir sehen? Komm, laß uns, ehe die Sonne untergeht, ihn einmal durchwandern.“ Charly und Clara, die sich anschließen wollten, wurden abgewiesen. „Ihr sollt nun auch Frau Heinrichs ihre Stube zeigen!“ gebot die Mutter, und Charly öffnete das angrenzende Zimmer, das Mrs. Wilton nicht minder sorgsam hatte aus-

statten lassen als das ihrer Nichte. Die Tante erinnerte Anna, die noch stehen blieb, um Friederikens Einrichtung zu bewundern, ihr zu folgen. Sanft legte sie Anna's Arm in den ihrigen und ging mit ihr die Treppe hinab; sie traten vor das Haus und schlugen schweigend den Weg nach einer alten Lindenallee ein. „Sieh, dort ist eine Bank, da wollen wir sitzen," sagte die Tante zu Anna. Diese folgte still und gedankenvoll, das feierliche Wesen ihrer Tante und ihre Absicht mit ihr allein zu sein, waren ihr nicht entgangen. Als sie sich setzten, sagte Anna mit klopfendem Herzen: „Tante, hast du mir etwas zu sagen?" Doch wußte sie selbst nicht recht, warum sie eine Antwort beinahe fürchtete.

„Mein liebes Kind," begann Mrs. Wilton nach einer kleinen Pause, „als du dich freiwillig aus dem Hause deines Vaters verbanntest, hattest du eine Absicht dabei" — —

„O," unterbrach Anna, „nun verstehe ich, du meinst, ich solle die Dinge, die kommen können, noch länger abwarten, ist's nicht so? Aber waren wir denn nicht einig, daß nach den letzten Briefen" — —

„Es war thöricht von uns," sagte die Tante, an die Möglichkeit deiner ersten Vermuthung gar nicht mehr zu glauben; was hatten wir für B e w e i s e, daß die Neigung deines Vaters sich geändert und daß deine Abwesenheit nicht, wie du es dachtest, die von dir g e w ü n s c h t e Folge haben würde, ihn mit Fanny zu vereinigen?"

„Tante," rief Anna erbleichend, „du weißt mehr, als

du sagst, bestimmt weißt du mehr!“ und sie ergriff mit beiden Händen die Hand ihrer Tante.

„Mein Kind,“ sagte Mrs. Wilton, „beweise mir nun zuerst, daß es nicht wirklich, wie ein großer deutscher Dichter sagt, leichter ist, andächtig zu schwärmen, als leidlich zu handeln! Warst du nicht bereit für das Glück deines Vaters jedes Opfer zu bringen, und könnte die Gewißheit, daß dieß Opfer nun auch verlangt werde, deinen Sinn ändern?“

„O! meine Herzenstante,“ rief Anna und ihre Wangen färbten sich wieder, „glaube mir, für das Glück meines Vaters werde ich nicht weniger vollbringen können, als ich es Gott und mir gelobt habe; aber sage Alles, Alles — da du doch mehr weißt, als ich!“ setzte sie seufzend mit einem thränenschweren Blick hinzu.

„Du darfst es deinem Vater nicht verargen,“ sagte Mrs. Wilton, „daß er dir von seinen neuen Lebensplänen nicht eher etwas mitgetheilt hat, als er sicher wußte, daß sie sich erfüllen würden, und diese Erfüllung ist so rasch, ihm selbst so unvermuthet eingetreten, daß er kaum Zeit gehabt hätte, dir vor — ja vor seiner — Heirath zu schreiben.“

„Vor seiner Heirath!“ rief Anna, und die Tante fühlte ihre Hand in der ihrigen zittern; doch fuhr sie ruhig fort, indem sie einen Brief hervorzog: „Dein Vater hat diesen Brief an dich in einen an mich gerichteten eingeschlossen, mit dem Auftrag, ich möge dich auf seinen Inhalt vorbereiten.“

„Vorbereiten?“ sagte Anna wieder schmerzlich

bewegt und erfaßte den Brief; doch ihre Arme sanken schlaff herab und sie schien nicht begierig das Papier zu öffnen.

„O! nicht so, Anna,“ sagte die Tante, „sei nicht ungerecht! konnte dein Vater ahnen, daß du schon Alles wußtest? mußte dich nicht, wenn es nicht so gewesen wäre, die plötzliche Nachricht erschrecken, wenn du sie auch an sich für eine gute gehalten hättest?“ Anna nickte schweigend, doch traurig mit dem Kopfe.

„Denn daran,“ fuhr die Tante fort, „zweifelt er nicht, daß du die innigste Freude an der glücklichen Wendung seines Schicksals empfinden werdest; lies nur selbst, ich will dich mit dem Brief, mit deinem Vater allein lassen, du wirst ihn besser verstehen.“ Und die Tante drückte Anna nochmals warm und herzlich die Hand, dann ging sie, nicht ohne sich oftmals umzusehen und leise vor sich hin zu seufzen: „Armes, liebes Kind!“ dem Hause zu, während Anna mit zitternden Händen den Brief ihres Vaters öffnete und zu lesen versuchte. Sie mußte die Augen oft trocknen, denn Thränen verdunkelten sie, endlich standen die wohlbekannten, festen Schriftzüge des theuren Vaters klar vor ihren Blicken, sie glaubte seine Stimme zu hören, während sie die folgenden Zeilen las:

„Mein geliebtes Kind!

„Muß ich Dir schriftlich mittheilen, was ich so viel lieber mündlich gethan hätte! doch Du weißt schon Alles durch die Tante und dankst gewiß Gott im Herzen, wie ich es thue, daß er mir so viel Gnade erzeigt und mir wieder eine liebende Gefährtin zugeführt! Ich bin nicht

mehr allein in der Welt, habe ein Herz, das ich mein nennen kann und das treu an mir hangen wird. Fanny, die Tochter des Ministers von Gröden, ist heute vor acht Tagen meine Frau geworden. Ich hatte längst ihren Werth erkannt, und ihre Güte für mich hätte mir schon früher den Muth gegeben, trotz der Verschiedenheit unserer Jahre und Verhältnisse um ihre Hand zu werben, wären damals nicht andere Hindernisse gewesen, die ich Dir jetzt nicht auseinandersetzen kann. Du sollst nur erfahren, daß meine Neigung für Fanny eine alte ist, und daß sie mir das Leben, welches, wie sie meint, ich ihr erhalten habe, längst zu widmen entschlossen war. Fanny hört mich täglich viel von Dir erzählen, und ich denke Dir auch recht viel von ihr zu schreiben, dann werden Mutter und Kind, wenn sie, will's Gott, bald sich kennen lernen, einander schon vertraut sein. Zum Frühjahr wollen wir Beide unsre Anna aus den Armen der Tante holen, es war die von Dir selbst festgesetzte Zeit, meine Anna, Du wirst sie nicht hinausschieben wollen? Unterdessen mag Dich die Tante den Winter warm an ihrem Herzen halten, wende aber auch Deine Zeit gut an, daß ich viel neue Geschicklichkeiten an Dir zu loben haben möge und Dich geistig und körperlich entwickelt finde; nur Dein Herz bringe mir unverändert zurück. Fanny will selbst einen Gruß beifügen, schreibe uns bald.

Dein

treuer Vater."

Anna hatte mit unaussprechlicher Rührung den Brief ihres Vaters gelesen und ihn oft an die Lippen gedrückt.

So war also ihr Gebet erfüllt, der Vater glücklich und sie dennoch nicht verbannt aus seinem Hause. Aber ihr blieb noch das P. S. von Fanny's Hand zu lesen übrig. Die zierlichen kleinen Buchstaben lauteten wie folgt.

„Liebe Anna! Ich muß doch selbst unbekannter Weise einen Gruß sagen; ich hoffe, ~~daß es Ihnen~~ daß es Dir recht wohl gehe. Moritz spricht sehr viel von seiner Anna, doch bin ich nicht eifersüchtig und freue mich auf die Bekanntschaft dieser so seltenen Tochter. Bis dahin denke zuweilen freundlich an uns.

Fanny."

Anna las diese Zeilen wiederholt und konnte nichts dabei empfinden, konnte sich kein Bild von Fanny dadurch machen, doch warf sie sich vor, daß sie das ausgestrichene Wort verletzt habe und daß sie gern mehr in den Zeilen gefunden hätte, als sie herauszulesen verstand. Indessen konnte sie die Meinung nicht unterdrücken, der Tochter des Mannes gegenüber, den man liebe, müsse einem das „Du" geläufig sein und das „denke zuweilen freundlich an uns" schien ihr eine überflüssige, leere Phrase. Indessen sagte sie der Tante darüber nichts. Diese aber rief tröstend aus, als sie Fanny's Zeilen auch schweigend gelesen hatte und Anna's beobachtendem Blick begegnete: „Was noch nicht ist, meine Anna, kann werden." Anna fiel ihrer Tante weinend um den Hals, und ihr schien, seit heute liebe sie diese noch in ganz andrer Weise. Nun blieb ihr aber noch eine schwierige Aufgabe zu lösen, die Nachricht von ihres Vaters Vermählung Friederiken mit-

zutheilen. Anna liebte Frau Heinrichs von Herzen und fürchtete daher eben so sehr den schmerzlichen Eindruck, den des Vaters zweite Heirath auf sie machen mußte, als das ungerechte Urtheil, welches sie über den Hofrath fällen würde. Frau Heinrichs hatte durch die Erfahrung ihrer eigenen Ehe (sie war von einem leichtsinnigen Manne, nachdem dieser ihre geringe Habe durchgebracht, verlassen worden) Ursache gehabt, im Allgemeinen den Männern Schlimmes zuzutrauen. Nur der Hofrath, der Mann ihrer geliebten Gebieterin, der Vater ihres Pflegekindes, war ihr immer wie eine Ausnahme von der Regel, wie eine Art Heiliger erschienen. Indessen hatte schon seine ihr nicht entgangene Neigung für Fanny ihrem Herzen einen Stoß gegeben, und nimmer hätte sie ihm damals die Verwirklichung seiner Wünsche verziehen. Das wußte Anna; würde Friederike jetzt anders darüber denken? Anna wartete den Abend ab, und als Beide allein in ihrem Zimmer waren und Anna nach alt gewohnter Weise einen Psalm laut vorgelesen hatte, nahm sie Frau Heinrichs bei der Hand und führte sie vor das Bild ihrer Mutter. „Hier sieh einmal hin," sagte sie, „und antworte mir, ob du ihr noch heute geloben möchtest, was du ihr einst versprochen hast?"

„Dich nicht zu verlassen, Anna?" fragte Frau Heinrichs verwundert, „das gelobe ich noch heute, auch wenn du länger hier zu bleiben gedächtest, denn darauf spielst du doch wohl nur an, du Schelm du! und ich habe ja auch weiter nichts dagegen, als daß wir der Pflichten gegen deinen Vater nicht ganz vergessen müssen, oder meinst du,

ich hätte deiner seligen Mama nicht auch versprochen, treu für ihn sorgen zu wollen" — — — —

„Nicht wahr," unterbrach Anna, „das hast du? und nicht nur seinen Haushalt zu führen, sondern ihm selbst treu anhangen zu wollen unter allen Umständen! hast du das nicht versprochen, Friederike?"

„Das hab' ich," sagte diese halb zögernd und vielleicht nicht ohne eine Ahnung dessen, was da kommen sollte, „aber wo willst du hinaus?"

Anna zog ohne Weiteres ihren Brief aus der Tasche. „Hier lies," sagte sie, „aber halte nun auch dein Versprechen." Friederike las und ward stumm vor Schrecken; indessen hatte Anna durch ihre Vorrede weiter Nichts erreicht, als daß die gute Frau Heinrichs schwieg von dem Sturm ihrer Seele und sich nicht in Anklagen gegen den Hofrath erschöpfte, wie sie es doch im Herzen that. Alles, was sie zu Anna leise und beklommen sagte, war: „Bleibe du nur hier, so lange du willst, je länger je besser, denn daheim braucht man uns gewiß nicht mehr."

„Wir werden nicht länger bleiben," erwiederte Anna empfindlich, „als es der Vater wünscht," und Frau Heinrichs ging kopfschüttelnd aus dem Zimmer, während Anna fürchtete, sie durch diese Zurechtweisung verletzt zu haben und ihr nachrief: „Gute Nacht, Friederike, liebe Friederike!" „Gute Nacht, Anna!" wiederholte jene traurig.

Am nächsten Tage schrieb Anna ihrem Vater, ganz wie es ihr in die Feder kam, so recht aus dem Herzen heraus über sein Glück und ihre Freude daran. Aber als sie ihrer neuen Mutter den Gruß erwiedern sollte, den

diese an sie gerichtet, fand sie es schwieriger, als sie es gedacht hatte, die rechten Worte zu wählen, und endlich erschien ihr, was sie geschrieben, steif und gezwungen. „Wir müssen uns erst gesehen haben," dachte sie, und sie fand es jetzt viel begreiflicher, daß auch Fanny nicht gleich aus der Ferne den rechten Ton habe treffen können.

Die Zeit bis Weihnachten verging Anna nun schneller, als sie erwartet hatte, in dem lieben stillen Seven-Oaks. An schönen Tagen war man viel im Freien und machte große Spaziergänge; bei schlechtem Wetter oder Nebel, wie er so häufig in England die Gegend umzieht, mußten Bücher, Bleistift und Clavier den Sonnenschein ersetzen. Anna, deren Lehrer wöchentlich einmal nach Seven-Oaks kamen, war in allen ihren Studien sehr fleißig, hielt dabei mit Friederikens Hülfe, welcher zu ihrer Freude die Milchwirthschaft des Hauses überlassen ward, das ganze Haus in Ordnung und unterrichtete mehrere Stunden täglich die Kinder.

Am Abend vereinigte man sich am Theetisch, die weiblichen Arbeiten wurden hervorgesucht, worunter auch manche Weihnachtsstickerei, und die Tante las dabei ein gutes Buch vor. An Sonn- und Festtagen aber kam der Onkel Wilton angefahren, gewöhnlich in Begleitung einiger Freunde, worunter stets Brown und dessen angenehmer, unterhaltender junger Sohn. Da ward denn das Haus lebendig; man conversirte, erzählte Neuigkeiten aus den Zeitungen, oder las gemeinschaftlich ein gutes Buch. Aber trotz dem heimischen Gefühl, das Anna immer mehr und mehr im Hause der Tante empfand, trotz ihrer Liebe für

Alle, sah sie doch mit Freude die Zeit heranrücken, in der sie endlich zum Vater heimkehren sollte. Seine Briefe an sie kamen nicht seltener als ehemals, aber sie waren für ihr Bedürfniß nicht ausführlich genug. Versicherung seines Wohlseins, seines Glückes, zuweilen eine ausgesprochene Besorgniß um Fanny's zarte Gesundheit, das war Alles, was der Vater in gedrängten Zeilen meldete. Doch sprach sich immer gleiche Liebe und Theilnahme für Anna darin aus, sowie die Freude, welche die Erwartung, sie bald wieder zu sehen, in ihm erregte, wo man dann mehr von einander erfahren werde, als es durch Briefe möglich sei.

Das Weihnachtsfest ward indessen in Seven-Oaks auf das Fröhlichste begangen. Edmund war wenige Tage vor dem heiligen Abend heimgekehrt, und nun gab's Freude im ganzen Haus. Der Onkel Wilton kam auch mit den beiden Herren Brown, und dießmal um bis Neujahr bei dem Onkel auf dem Lande zu bleiben und sie dann wieder sämmtlich nach London zu bringen. Das war ein herrliches Beisammensein, Jeder beschäftigt, für den Andern heimliche Freude und Ueberraschung zu ersinnen, und die jubelnden Kinder dazwischen! Es ging freilich lebendiger her, als wie der Hofrath nur Anna und Anna dem Hofrathe bescheerte. Und doch waren Anna's Augen oft feucht an dem frohen Abend, und sie dachte mit innigster Sehnsucht an die vergangenen Jahre, wo sie den Tag mit dem Vater zugebracht hatte. —

Niemand verargte ihr die heimliche Schwermuth, wußte sie ja doch so herzlich mit den Andern zu empfinden, wie hätte man es nicht auch mit ihr können sollen? Nur

Friederike sagte: „Genieße doch recht die Gegenwart, wer weiß, wie es zu Hause sein wird, wenn wir wirklich noch heimkommen.“

Anna war dergleichen Reden von ihr gewohnt und erwiederte nichts mehr darauf. Sie hatte viele prächtige Geschenke von Onkel und Tante erhalten, aber nichts machte ihr größere Freude, als eine Uhr, welche ihr im Auftrage ihres Vaters der Onkel besorgt hatte. Nicht der Gegenstand, sondern daß er von ihm, von dem Vater kam, machte sie so glücklich. So trug sie also stündlich ein Zeichen seines Andenkens mit sich herum. Auch Edmund hatte ihr etwas nach ihrem Sinne gar Werthvolles geschenkt: es war eine Busennadel, die er einst von seiner Tante erhalten hatte und die Anna noch an ihrer Mutter gesehen zu haben sich erinnerte. Edmund konnte sich nicht, ohne ein Opfer zu bringen, von dem Kleinod trennen, denn das Andenken der sanften, lieben Tante, deren Bild wie das einer Heiligen in seine Knabenjahre hineingeleuchtet hatte, war ihm gar sehr werth, und gleich einem Talisman hatte er die Nadel bisher bewahrt. Aber Anna's Freude daran und die Herzlichkeit, mit der sie ihm die Hand drückte und ausrief: „Du guter lieber Edmund!“ belohnten ihn reichlich dafür.

Anna ließ den Weihnachtsabend nicht vorübergehen, ohne ihrem Vater zu schreiben, obwohl sie erst nach Mitternacht auf ihr Zimmer kam. Friederike kramte nochmals alle Geschenke aus, welche Beide erhalten hatten, — denn auch Frau Heinrichs war reichlich beschenkt worden, — und bewunderte sie dann wieder von Neuem. Aber Anna

überwand doch Friederikens Geschwätz und ihre eigene Müdigkeit und schrieb fast bis zum hereinbrechenden Morgen einen langen Bericht an den Hofrath, von vielen zärtlichen Ergießungen unterbrochen.

Vergebens hatte sie ihrerseits auf einen Festtagsbrief gehofft. Die Feiertage, auch das neue Jahr, brachten ihr keine Nachricht vom Haus. Endlich kamen eines Morgens Charly und Clara die Treppe heraufgepoltert, Eines über das Andere hinstolpernd, und als Anna die Thüre des Zimmers aufmachte, standen sie da und rauften sich um einen großen Brief, den jedes der Kinder allein ihr überbringen wollte. Edmund, der am Fuße der Treppe stand, war in drei Sprüngen oben, hatte den Kindern den Brief entrissen und hielt ihn Anna hin.

„Vom Vater!" rief diese. „Gottlob, ich war in Sorge, so lange blieb ich noch nicht ohne Nachricht." Und hastig ward das Siegel erbrochen, und Anna schien ganz in den Brief verloren. Edmund und die Kinder standen, ihre Freude belauschend, neben ihr. Aber plötzlich entfärbte sich Anna, und ein schmerzlicher Ausdruck legte sich auf ihre Züge. „Nun, es gibt doch nichts Schlimmes?" rief Edmund. „O nein, nein," sagte Anna wieder lächelnd, „eigentlich nur Gutes und deßhalb muß ich wohl auch freudig die längere Trennung ertragen." Und seufzend fuhr sie fort: „Mein Vater meldet mir, daß Fanny, — daß meine Mutter, wollt' ich sagen — ihm wohl noch ein Kind schenken wird und daß diese Erwartung ihm die Reise nach England unmöglich mache."

„Aber, ich könnte dich und Frau Heinrichs nach Deutschland begleiten," sagte Edmund.

„Der Vater scheint es nicht zu wünschen," meinte Anna traurig. „Fanny bedürfe großer Ruhe, so schreibt er, und ich möge, bis das Kind geboren sei, noch bei Euch bleiben!"

„Nun, so sollst du auch auf Händen getragen werden," rief Edmund und die Kinder jubelten, daß sie ihre Anna noch länger behalten würden. Auch Onkel und Tante waren gar glücklich darüber, und Friederike grämte sich keineswegs und sagte: „Ich hab's wohl vorausgesehen!"

„Das konntest du nicht voraussehen," rief Anna ungeduldig und trug es ihr dießmal ernstlich nach, daß sie nicht den zufälligen Umständen, sondern einer heimlichen Absicht ihres Vaters die Schuld gab. —

Man kehrte nach London zurück. Edmund nahm abermals Abschied und dießmal auf ein ganzes Jahr. „In Deutschland sehen wir uns wieder, Anna," sagte er zu dieser, und sie nickte halb zweifelnd mit dem Kopfe, denn was konnte nicht wieder und wieder dazwischen kommen? Obwohl sie keineswegs daran zweifelte, daß ihr Vater dem Anscheine der Nothwendigkeit folge, so dünkte es ihr doch, sie hätte, ohne Unruhe in's Haus zu bringen, heimkehren dürfen; je tiefer und schmerzlicher sie aber die längere Trennung empfand, um so weniger sprach sie in ihren Briefen gegen den Vater davon; es schien ihr, daß darin ein Vorwurf gegen ihn oder Fanny gelegen haben würde, den sie Beiden sparen wollte. Auch hätte sie ihm um kei-

nen Preis keinen Zwang auferlegen wollen, sie heimzuberufen. Sie begnügte sich daher, ihrem Vater treulich ihre Lebensweise zu erzählen, und je weniger sie ihre Sehnsucht nach ihm erwähnte, desto mehr befestigte sich der Hofrath in dem Glauben, daß sie sich nach und nach an ihre Abwesenheit vom Hause gewöhnt habe.

Im nächsten Sommer erfuhr Anna, daß ihr ein Brüderchen geboren war. Ihr Vater schrieb sehr glücklich darüber und dießmal so ausführlich, als sie es nur wünschen konnte. Das Kind glich Anna, so hieß es, und sollte ihr Pathchen sein. Es ward Franz Paul genannt, und Anna dachte so viel nach Haus, daß sie oft im Traum von Paulchen sprach. Der Vater hatte in seinem Briefe von Anna's Heimkehr noch immer nichts erwähnt; davon, dachte Anna, wird er nun gewiß nächstens schreiben, aber der Hofrath meldete in einem darauf folgenden Briefe, daß er Fanny im nächsten Sommer in ein Bad bringen müsse, und vertröstete Anna abermals auf die Zukunft.

So kam ein Frühling nach dem andern, und Paul war schon beinahe drei Jahre alt, als der Hofrath Anna die Geburt einer Tochter anzeigte. „Du begreifst nun, mein liebes Kind," fügte er den in fröhlichster Stimmung geschriebenen Zeilen bei, „daß ich dich nicht in dieser neuen Spannung heimkommen ließ. Jetzt wollen wir das gute alte Haus, welches für seine neuen Bewohner nicht mehr Raum genug hat, ausbauen. Der Plan ist schon gezeichnet, es wird ein neuer Flügel angesetzt werden, in welchem du auch deine eigene Stube finden wirst, die an Bequemlichkeit und zweckmäßiger Einrichtung der von Seven-Oaks

nicht nachstehen soll. Der Bau wird ohngefähr noch ein Jahr in Anspruch nehmen; das wollen wir denn in Gottes Namen noch daran geben, um dann um so ungestörter und friedlicher das Beisammensein genießen zu können. Freilich wird es mir schmerzlich sein, deiner Einsegnung nicht beizuwohnen, die doch diese Ostern vor sich gehen muß. Aber ich werde im Geiste bei dir sein und du bei mir, nicht wahr? — Deshalb eine Reise nach England zu unternehmen, ohne dich heimbringen zu können, würde mir weder meine Zeit noch mein Beutel erlauben, denn du begreifst, daß der ausgedehntere Hausstand und viele neue Bedürfnisse der Meinigen mir sogar oft einige Sorgen machen; aber um so sicherer hole ich dann mein geliebtes Kind im Sommer über's Jahr heim. Dann wirst du schon deinen siebzehnten Geburtstag feiern, und ich finde eine erwachsene Tochter wieder, aber gewiß noch immer das Kind meines Herzens, das ich verziehen will, wie ehemals, und so rechne denn fest darauf, daß wir uns, wenn nicht der Himmel einfällt, in einem Jahre wiedersehen, um uns nicht wieder zu trennen." So schrieb der Hofrath, und Anna, deren Hoffnung, daß der Vater ihre Heimkehr je wieder erwähnen werde, fast erloschen war, faßte neuen Muth und ergab sich dießmal gern in Geduld.

Ihre Anwesenheit bei der Tante ward indessen fast unentbehrlich, da Mrs. Wilton bald nach Anna's stiller Einsegnung in Seven-Oaks ernstlich erkrankt war und, um sich zu erholen, das ganze Jahr auf dem Lande blieb, wo sie an Anna die sorgsamste Pflegerin und liebenswür-

digste Gesellschafterin hatte, die ihr, je nach ihrem Wunsche, vorlas oder mit ihr plauderte oder auch ganz schweigend an ihrer Seite saß, jedes Winkes gewärtig. Die Kinder wußte sie zu beschäftigen und auch selbst vom Fenster aus zu beaufsichtigen, wenn sie im Garten spielten, so daß der Tante alle Sorge entfernt gehalten wurde. Der Onkel Wilton konnte seine Dankbarkeit für die liebevolle Nichte nicht genug an den Tag legen. Als Edmund, der zum Sommer wieder heimgekehrt war, eines Abends bei der genesenden Mutter am Theetisch saß und in der Freude seines Herzens über ihre Herstellung sie mit Zärtlichkeit überhäufte, sagte der Onkel: „Ja, was hat man nun an so einem Sohne und wenn er's auch noch so gut meint? Ist einmal die Mutter krank, so kann der doch nichts thun, als mit knarrenden Stiefeln im Zimmer auf- und ablaufen oder eine Cigarre unter dem Fenster der Kranken rauchen; nein," sagte er Anna's Hand ergreifend und sie schüttelnd, „da braucht man eine Tochter. Könnt' ich doch den Edmund da gegen Dich vertauschen."

Anna lächelte und sagte: „Das ist nicht dein Ernst, Onkel! Glaub's nicht, Edmund!" Die Tante aber küßte ihren Sohn, der mit des Vaters Lobrede auf Anna doch nicht unzufrieden schien, und sagte: „Kann denn der nicht auch eine solche Tochter in's Haus bringen?"

„Ja, wenn das wäre," rief der Onkel „und wenn solche Annas auf allen Bäumen wüchsen," während Edmund auf Anna sah, die gesenkten Blickes den Thee einschenkte und der Tante die erste Tasse bot. Herr George Brown aber, der auch im Zimmer war und zufällig eben

eine kostbare Vase in der Hand hielt, an der er eifrige Studien zu machen schien, hatte diese plötzlich mit großem Geräusch fallen lassen und war entweder über seine Ungeschicklichkeit oder über sonst etwas, das in ihm vorging, sehr roth geworden. Alle sprangen nun herbei, die Scherben aufzulesen, während sie den armen Herrn Brown versicherten, der Schaden sei nicht groß, und die Beschäftigung kam einigen Mitgliedern der Gesellschaft sehr erwünscht, um ihre Verlegenheit zu verbergen. Am nächsten Tage brachte Herr George Brown, der nach London gefahren war, eine noch viel schönere Vase von dort nach Seven-Oaks, die mit prachtvollen Blumen der seltensten Art angefüllt war. Mrs. Wilton schalt ihn aus, weil er so wenig darauf gerechnet, daß sie eine Vase zu verschmerzen wüßte; doch Anna war entzückt über all die schönen Blüthen und konnte nicht aufhören sie zu bewundern. Dieß hatte zur Folge, daß sie bald darauf einen ähnlichen Blumenschmuck in ihrem Zimmer fand, und Herr Brown, der sich dadurch von ihr einen herzlichen Dank und ein shake hands, *) wie man in England sagt, erwarb, schien daran Geschmack zu finden, seine eignen bewundern zu lassen, denn er kam fortan selten ohne für Mrs. Wilton sowohl als für Anna oder die Kinder kleine Geschenke von London mitzubringen. Da er ein guter Reiter war, wurden seine Besuche immer häufiger. Mrs. Wilton freute sich darüber und hieß ihn stets willkommen. Anna that eben so, weil sie kein Arg in seinem Kommen fand. Ein Brief ihres

*) Handschütteln.

Vaters, der eine Nachschrift von Fanny enthielt, sollte sie zuerst auf Herrn Browns Absichten und auch darauf aufmerksam machen, daß sie nicht länger als ein Kind, sondern als erwachsenes Mädchen betrachtet wurde. Fanny's Zeilen lauteten wie folgt:

„Auch ich, liebe Anna, sehe mit Freuden die Zeit heranrücken, die dich zu uns bringen soll, obwohl wir kaum hoffen dürfen, daß dich nicht nächstens eine neue Bestimmung wieder uns entführen werde, denn wenn wir den Andeutungen der Tante Glauben schenken können, so möchte dich wohl sehr bald der Brautkranz schmücken.“ Anna's Erstaunen bei diesen Worten war groß. „Was hat das zu bedeuten, Tante?“ fragte sie diese, ihr den Brief hinreichend.

Die Tante schüttelte den Kopf. „Nichts als ein voreiliges Geplauder deiner Mutter,“ sagte sie. „Ich habe deinem Vater etwas der Art angedeutet, aber,“ — — — — — — — — sie sah auf die Kinder und winkte ihnen zu gehen, auch Edmund galt der Wink, doch wie schon früher einmal ließ er ihn auch dießmal an sich vorübergehen. „O, vor mir, ihrem Vetter,“ meinte er, „wird Anna keine Geheimnisse haben.“

„Die habe ich vor Niemand,“ sagte Anna einfach. Und als die Kinder das Zimmer verlassen hatten, fragte die Tante: „Wußtest du denn wirklich nicht, meine liebe Tochter, daß Herrn Browns Aufmerksamkeit und seine öftern Besuche dir galten, und daß er sich der Hoffnung hingibt, einst deine Hand zu erhalten?“

„Meine Hand!“ rief Anna. „ich mich schon verheirathen, wer kann wohl daran denken!“

„Du bist freilich noch sehr jung, Annchen,“ sagte die Tante lächelnd, „aber Herr Brown wird gern warten wollen, wenn ihm der Preis nur gewiß ist!“

„Ach Tante,“ rief Anna, „wie magst du nur einen solchen Gedanken fassen!“ „Warum nicht?“ sagte die Tante, „es ist einmal die Bestimmung der Frauen, einen neuen Hausstand zu gründen. Herr Brown ist ein braver, liebenswürdiger junger Mann, der all deine guten und liebenswerthen Eigenschaften erkannte und dir schon lange ergeben ist. Er hat eine schöne Stellung in der Welt und besitzt ein großes Vermögen. Du würdest in unsrer Nähe bleiben“ — — — „und,“ unterbrach Anna, „fern von meinem Vaterlande und meinem Vater leben; nimmer werde ich, wenn ich einmal wieder bei dem Vater bin, von ihm gehen, und stünde mir das Paradies auf Erden offen,“ und sie brach in Thränen aus.

„Mein Herzenskind,“ rief die Tante, „es will dich ja Niemand zwingen, wer möchte dir zureden! sobald du gegen diese Verbindung bist, wünscht sie bestimmt Niemand.“ „Doch, doch, Tante,“ schluchzte Anna; „Fanny — meine Mutter wollt' ich sagen, — hofft darauf, ich werde nur kommen, um bald wieder zu gehen“ — — —

„Du bist vielleicht ungerecht, meine Anna,“ sagte die Tante begütigend, „es ist ja nichts natürlicher, als voraussetzen, daß eine Neigung in deinem Herzen Platz finden könne, die“ — — — —

„Die mich von meinem Vater zu trennen vermöchte!“

rief Anna, „nein niemals! ich will bei ihm, will in seiner Nähe bleiben, um nachzuholen, was ich so lange entbehren mußte, und um ihm täglich Beweise von meiner Liebe und Dankbarkeit geben zu können!“

„Der arme Herr Brown!“ sagte die Tante, während Edmund in Nachdenken versank, und das Gespräch war abgebrochen.

Mrs. Wilton mochte mit Herrn Brown gesprochen haben, denn er kam von dem Tage an seltener und war dann still und in sich gekehrt.

Edmund, dessen Studien beendigt waren, nahm um diese Zeit abermals von seiner Familie Abschied, um noch einige Jahre in Deutschland zu reisen und dort unter berühmten Aerzten zu practiciren. „Dießmal, Anna,“ sagte er zu dieser, „also doch gewiß auf Wiedersehen!“ Und Anna drückte ihm die Hand und wiederholte zuversichtlich: „Ja dießmal sicher!“

Unterdessen kam der Monat heran, in welchem der Hofrath Anna abholen sollte, und diese war in einer fieberhaften Unruhe, wenn sie dachte, wie bald sie endlich in den Armen ihres Vaters liegen würde; ihr inneres Glück darüber war so vorherrschend, daß es den Schmerz der Trennung von der Tante, dem guten Onkel und von den Kindern, die ihr doch täglich mehr ans Herz wuchsen, überwog. „Ihr müßt uns Alle in Deutschland besuchen,“ sagte Anna, und man versprach es ihr gern. Friederike freute sich auch, obwohl weniger als Anna, auf die Heimath; sie vergaß nicht, daß es da eine neue Hofräthin gäbe, die sie, weil sie dieselbe noch nicht lieben konnte, sich nicht

erwehrte, einstweilen recht gründlich zu hassen. Und die Kinder! Kinder, die sie nicht selbst hatte zur Welt kommen sehen, wie ihre Anna, nicht selbst auf den Armen getragen, das konnten ja nur eine Art Wechselbälge sein. Uebrigens kam allerhand dazu, um Frau Heinrichs in ihren Vorurtheilen zu bestärken. Sie erhielt zwar nicht so häufig als Anna Nachricht vom Vaterlande, aber doch ein- oder zweimal jährlich und zwar durch die früher erwähnte Nichte, deren Muhme Kammerjungfer bei Fanny war. Diese denkwürdigen Berichte verfehlten nicht, ein ziemlich zweideutiges Licht auf das häusliche Glück des Hofraths Altheim zu werfen. „Zwar,“ so hieß es nach den mündlichen Ueberlieferungen von Fanny's Kammerjungfer, „schien das Fräulein von Gröden ihre Wahl nicht gerade zu bereuen, denn sie finde nun einmal etwas Apartes an dem Herrn Hofrath, aber zu ihrer Zufriedenheit fehle doch gar Vieles. Der Hofrath wolle auf einem zu bürgerlichen Fuße leben, und doch versage sich ohnedieß ihr Fräulein seit ihrer Verheirathung so Vieles, sowohl an Spazierfahrten, (denn der Hofrath brauche die Equipage für sich) als an Vergnügungen und Toilette (die Kinder sogar trügen einfache Leinkittel im Hause, und ein himmelblaues Atlaskleid, welches Helenchen von ihrem Großvater erhalten habe, erlaube ihr der Hofrath nicht anzuziehen) und dennoch könne man es dem gestrengen Doctor niemals recht machen; immer noch gäbe es Klagen, sowohl über ihr Fräulein oder vielmehr ihre Frau Hofräthin — (der Titel werde ihr gar zu schwer auszusprechen, denn es hätte sich besser für sie geschickt, einer Gräfin oder wenigstens einer gnädi-

gen Frau zu dienen) als über sie selbst, Kathinka Zimmermann, die ohne die große Anhänglichkeit an ihr ehemaliges gnädiges Fräulein längst abgetreten wäre und auch sicher abgehen würde, wenn ihr nicht mindestens die Genugthuung geworden, daß man den alten Diener des Hofraths, den Johann abgeschafft hätte, der Alles besser wissen wollte als sie! O, es würden aber dennoch viel Thränen im Stillen vergossen!" —

Aus diesen und ähnlichen Mittheilungen der Kammerjungfer an ihre Mume, welche Friederike treulich von letzterer berichtet wurden, ersah Frau Heinrichs klar genug, daß Fanny des Hofraths Racheengel geworden und auserkoren sei, ihn dafür zu strafen, daß er durch eine zweite Heirath das Andenken ihrer ehemaligen Gebieterin beleidigt hatte. So glaubte Frau Heinrichs, und von dem Augenblick an, daß sie diese Ueberzeugung gewann, hatte sie auch dem Hofrath Alles verziehen. Er war unglücklich, er war ein Märtyrer, wenn auch freilich durch seine eigne Schuld, und nun erwachte in Friederiken die alte Liebe für ihren Herrn und all ihr Unwille richtete sich ausschließlich gegen seine neue Gemahlin. Mehr als einmal hatte sie Anna Stellen aus dem Briefe ihrer Nichte lesen lassen und dabei ausgerufen: „Der arme, arme Hofrath!" Aber Anna war nur bös geworden über dergleichen ungehöriges Kammerjungfern-Geschwätz und daß Friederike irgend ein Gewicht darauf legen könne. „Wie der Herr, so der Diener," sagte Frau Heinrichs, „also wie die Jungfer, so die Frau Hofräthin." — —

„Still, still, Friederike," bat Anna, „mach mich doch

nicht glauben, daß dein Verstand so weit hinter deinem Herzen zurückbleiben kann."

„Nun, nun," meinte Friederike „wir sind sehr weise geworden, Fräulein Anna!" Und Anna fiel ihr um den Hals und sagte: „Laß uns doch abwarten, Friederike, und wenn auch kein Rauch ganz ohne Flammen ist, und es vielleicht wahr sein mag, daß die Mutter nicht das Hauswesen recht zu führen versteht, so wollen wir ihr diese Last abnehmen" — — — — — — —

„Ja, wir wollen Ordnung machen!" rief Frau Heinrichs energisch.

„Das heißt," sagte Anna, „versteh mich recht, ganz in der Stille und ohne uns damit hervor zu thun, unbemerkbar wollen wir helfen, wo wir können, sonst würden wir ja erst dem Vater die Mängel aufdecken, die wir ihm verbergen wollen."

Frau Heinrichs brauchte Zeit, von dieser Nothwendigkeit überzeugt zu werden, doch trug Anna den Sieg endlich davon, und Friederike sagte: „Dir zu Liebe will ich Alles thun, was du verlangst." —

Der Tag der Abreise rückte näher und näher, Anna's Koffer waren gepackt, die Kinder hatten manch heimliches Geschenk hineingesteckt, und Anna selbst legte täglich ein Spielzeug mehr für ihre kleinen Geschwister darauf und sagte zu Friederike: „Das müssen wir noch unterbringen." — Am Vorabend ihrer Abreise kam der Onkel nach Seven-Oaks, denn er wollte, wie dringende Geschäfte ihm auch oblagen, doch noch den letzten Tag mit dem Liebling seines Herzens, mit seiner Nichte Anna zubringen. Er fand

die ganze Gesellschaft mit verweinten Augen, denn der bevorstehende Abschied fiel Allen gar schwer.

„Nun, 's ist recht gut," sagte der Onkel, „daß ich euch Gesellschaft eingeladen habe, wir müssen den letzten Tag noch heiter zubringen."

„Gesellschaft?" fragte die Tante verwundert. „Ja, den jungen Herrn Brown," erwiderte Mr. Wilton.

Tante und Nichte errötheten. „Hat Herr Brown deine Einladung angenommen?" fragte Mrs. Wilton, im Innern verwundert über ihren Mann, der alles Vorangegangene wohl vergessen zu haben schien. „Nun freilich," sagte Mr. Wilton, weshalb sollte er nicht? Es ist natürlich, daß er gern von Anna Abschied nehmen wollte!" Einen Augenblick später sprengte auch wirklich Herr Brown in den Hof.

Es gab eine kleine Verlegenheit, als er in das parlour trat, denn man hatte sich ziemlich lange nicht gesehen, aber Herrn Browns bescheidnes Wesen, seine Zurückhaltung gegen Anna, welche doch nichts Gezwungenes hatte, sondern ihr nur beweisen sollte, wie er auf seine frühern Wünsche verzichtet habe, während er ihr durch seine herzliche Theilnahme an ihrer Abreise zeigte, daß er ihr aufrichtige Freundschaft bewahre, rührten Alle und insbesondere Anna. Bald war man in ein vertrauliches Gespräch vertieft und suchte allerhand gleichgültige oder heitere Gegenstände auf, um die wehmüthige Stimmung des bevorstehenden Abschieds zu unterdrücken.

A propos, mein lieber Herr Brown", sagte der Onkel, „was hat die Post Neues gebracht, wie stehen die

Fonds, und haben Sie vielleicht noch Briefe für mich in Empfang genommen?"

„Mein Gott," rief Herr Brown aufspringend, und eine tiefe Röthe bedeckte sein Gesicht, „ehe ich antworte, Mr. Wilton, muß ich Miß Anna Abbitte thun, ich habe versäumt, ihr einen Brief abzugeben, der eben mit der deutschen Post für sie einlief." Und Herr Brown überreichte Anna den genannten Brief, den er wohl, durch seine Gefühle zu sehr zerstreut, ganz vergessen hatte. Anna erkannte die Handschrift ihres Vaters. War es Freude, war es eine bange Ahnung, sie erröthete und erbleichte beinahe eben so schnell, und ihre Hand zitterte, so daß sie das Siegel kaum öffnen konnte. „Dein Papa wird dir noch einige Directionen wegen der Reise geben," sagte der Onkel; die Tante aber und Friederike sahen in gespannter Erwartung auf Anna, welche in sichtbarer Bewegung las und endlich wehmüthig ausrief: „O, ich dachte es wohl!" Sie reichte den Brief und eine Einlage an ihre Tante dieser schweigend hin und verließ so rasch als möglich das Zimmer, um ihre hervorbrechenden Thränen zu verbergen. Friederike folgte ihr.

„Was gibt's schon wieder?" fragte der Onkel ungeduldig, und Mrs. Wilton las ihrem Manne die folgenden Zeilen des Hofraths vor:

„Mein süßes, liebes Kind!

„Waffne Dich mit Geduld und Ergebung, wir sollen uns noch immer nicht wiedersehen! Der Kronprinz, dessen zarte Gesundheit längst einen klimatischen Wechsel erfordert hätte, ist zufolge einer ärztlichen Consul-

tation im Begriff, nach Italien abzureisen. Auch ich habe für diese Reise nach meinem Gewissen stimmen müssen, wenn ich schon mit Sicherheit vorauswußte, daß der König unter seinen drei Leibärzten gerade mich zum Begleiter des Kronprinzen ernennen werde, da er das größte Vertrauen in meinen Rath und meine Hülfe setzt. So muß denn wieder einmal das Wohl des Familienvaters hinter der Pflicht des Arztes zurückstehen. Glaube mir, meine Anna, der Aufschub unseres Wiedersehens ist mir nicht minder schmerzlich, als er es Dir sein wird, noch dazu, da ich nicht weiß, ob wir nur den Winter in Italien verweilen werden, oder ob ich noch länger von meiner Anna, von Frau und Kindern werde fern gehalten bleiben. Aber die Pflicht vor Allem! — und Du warst ja immer meine standhafte Tochter von Kindheit an, daran gewöhnt, die Erwartung einer Freude plötzlich aufgeben zu müssen, wenn der Vater mitten aus dem friedlichen Kreise der Seinen an ein Krankenlager gerufen wurde und es dann hieß: „Wir fahren nicht aus, Anna, nicht in's Grüne, in's Freie! leg' die Sonntagskleider wieder ab!" Da lächelte mein liebes Kind, um seine innere Betrübniß zu verbergen, und die Mutter sagte: „'s ist für ein andermal, meine Anna!" So sag' ich auch heut' zu Dir, meine liebste Tochter: „'s ist für ein andermal!" Und Gott wird geben, daß wir uns, wenn auch später, doch fröhlich wiedersehen! Du wirst mich aber vielleicht fragen, weßhalb ich Dich nicht vor meiner Abreise heim kommen lasse, denn du könntest ja mit Frau Heinrichs allenfalls ohne meine Begleitung reisen und die Zeit in meiner Abwesenheit bei Fanny

zubringen. Da erwiedere ich nun: Einmal wäre es gar zu schmerzlich, Dich nur in einer Abschieds-Umarmung nach so langer Trennung ans Herz drücken zu können; wir würden uns Beide äußerlich verändert finden, Du mich in meinen Verhältnissen, ich Dich als ein erwachsenes Mädchen, und ohne uns erst wieder ineinander einleben zu können, sollten wir dann scheiden. Besser ist's, wir behalten das alte vertraute Bild im Herzen bis wir Zeit und Muße haben, das neue vollständig in uns aufzunehmen und darin die Seele unverändert wieder zu erkennen. Und dann! wenn ich auch überzeugt bin, daß Du und Fanny dem innersten Kerne nach einander gleich seid und Euch bald völlig verstehen würdet, so bin ich doch als älterer Freund von Beiden das beste vermittelnde Princip zwischen Euch, und es scheint mir daher besser, damit Eure Bekanntschaft vom ersten Augenblick an ohne Zwang vor sich gehe, daß ich dabei gegenwärtig sei. Zudem wird Fanny wohl auf eine Zeit mit den Kindern zu ihrem Vater auf's Land ziehen, der sich seiner Gesundheit wegen vorläufig von Geschäften hat frei machen müssen. Uebrigens würdest Du auch kaum vor meiner Abreise hier eintreffen können, denn wir verlassen unsere Stadt am 21. August, also in sechs Tagen von hier. Nun behüte Dich Gott, heute wie immer meine Anna!

Dein

treuer Vater."

„P. S. Fanny wird Dir meine von der Reise an sie gerichteten Briefe schicken, um Zeit und Porto zu ersparen."

„Hm," sagte Mr. Wilton, als seine Frau den Brief zu Ende gelesen hatte, „da steckt doch die Frau dahinter, er hätte Anna recht wohl können nach Hause kommen lassen!"

„Seine Gründe sind aber vernünftig," meinte die Tante, „so scheint mir."

„Hang it!" rief Mr. Wilton, so gern ich den Schatz von einem Mädchen länger dabehalte, so schenkte ich doch tausend Pfund darum, sie nicht abermals so in ihrer Erwartung getäuscht zu sehen, und sie ist auch zu klug, den Zusammenhang der Sache nicht zu merken, viel zu klug!"

„Und du bist zu mißtrauisch," sagte Mrs. Wilton; „welche Gefühle auch Fanny gegen Anna empfinden mag, mein Schwager ist ein wahrer und edler Charakter und würde nie einen andern Grund vorschieben als den, an welchen er wirklich selbst glaubt. Aber ich muß nach dem armen Kinde sehen" — — — — —

„Und ich auch," sagte Mr. Wilton. „Excuse me, Mr. Brown," wandte er sich zu diesem, der im Fenster saß und Charly während der ganzen Zeit immer höher auf seinen Knieen schaukelte, ohne im Mindesten zu wissen, was er that, „excuse me!" und verließ mit seiner Gemahlin das Zimmer. „Ich will herunter," rief Charly, „du thust mir weh; komm, du sollst mich aus dem neuen Geographiebuch überhören, das mir Tante Anna geschenkt hat." Und er entwickelte seine Kenntnisse vor Herrn Brown, während die kleine Clara daneben stand und an Herrn Brown hinaufsah, die Bewunderung über ihres Bruders Geschicklichkeit auf seinem Gesicht zu beobachten. Aber

Herr Brown sagte sein „very good, capital indeed“ nach ihrer Meinung lange nicht enthusiastisch genug.

Unterdessen hatten Herr und Mrs. Wilton Anna auf ihrem Zimmer gefunden. Sie stand mit verweinten Augen am Fenster. Als der Onkel und die Tante eintraten, wandte sie sich um, versuchte freundlich auszusehen und hielt Jedem von ihnen eine Hand entgegen. „Wie gut! wie immer gleich gut ihr seid!“ sagte sie und wollte der Tante die Hand küssen. Diese schloß sie in ihre Arme. „Du bist die Gute hier,“ sagte Mrs. Wilton. „Ist sie nicht schon wieder ruhig und gefaßt?“

„Muß ich nicht?“ meinte Anna. „Werdet ihr es denn aber auch zufrieden sein, uns noch länger und auf unbestimmte Zeit bei euch zu behalten?“ Der Onkel drohte ihr mit dem Finger.

„Diese Frage war überflüssig,“ sagte die Tante. „Ach,“ rief Anna, „ich bin auch so gern bei euch, aber ich hatte mich dießmal zu sehr, zu sehr auf den Vater gefreut, und (sie brach in neue Thränen aus) ich fürchte, es wird immer und immer wieder eine andere Ausrede geben, mich vom Hause fern zu halten!“

Mr. Wilton nickte schweigend mit dem Kopf.

„Eine Ausrede?“ wiederholte die Tante vorwurfsvoll, aber der Onkel nickte abermals bedeutsam, und Anna fuhr fort: „Verstehe mich nicht falsch, Tante, ich meine ja nicht, daß es des Vaters Wille sei, aber die Ansicht des Herrn von Gröden“ — — — — —

„Dein Vater,“ unterbrach die Tante, „ist nicht der

Mann, der sich eine fremde Ansicht aufdrängen läßt, noch ist er heimlich zu leiten."

„Hoho," sagte der Onkel, „wen brächten die Frauen nicht herum! daß Altheim Anna's Heimkehr wünscht, davon bin ich auch überzeugt, aber ob ihm nicht anschaulich gemacht wird, daß es heute deßhalb und über's Jahr aus einem andern Grunde nicht angeht" — — — — —

„Bis jetzt waren wirkliche Hindernisse vorhanden," sagte die Tante „und über ein Jahr, dann wollen wir uns wieder sprechen, ob ich meinen Schwager nicht besser kenne, als du und Anna!"

„O Tante," sagte Anna, „meinst du, ich kenne ihn nicht auch? Aber ich bin so traurig, und das macht einen kleingläubig und ungerecht."

„Nun," sagte Mr. Wilton, „immerhin steht es fest, daß Anna nach dem Gespräch, welches sie selbst zwischen Herrn von Gröden und ihrem Vater anhörte, Ursache hat zu zweifeln, ob er jenem schwiegerväterlichen Einfluß in der Ehe ganz entgangen ist. Warum aber, ich frage euch, sich dann dem alten Herrn von Gröden und seiner Frau Tochter aufdrängen wollen? Du bist erwachsen, Anna! vergieb deine Hand, und ich stehe dir dafür, der Mann, dem du sie gibst und der dich auf Händen tragen wird, ich meine George Brown, ein tüchtiger, vortrefflicher Junge — God bless him! bringt dich, so oft du willst, in deine Vaterstadt, ja für ein gut Wort von dir macht er die Hochzeitsreise nach Italien, und du lebst diesen kommenden Winter in deines Vaters nächster Nähe, ohne deine Stiefmutter und ihre ganze Sippschaft um Erlaubniß zu fragen.

Mrs. Wilton hatte vergeblich versucht, ihren Mann zu unterbrechen. Anna war feuerroth geworden. „Ach Onkel," sagte sie, „wo denkst du hin? und wenn ich mich nun auch schon jetzt verheirathen wollte, so müßte doch mein Vater seine Zustimmung dazu geben, und hätt' ich diese selbst erhalten, ich würde mich doch nicht entschließen, meine Trauung gleich meiner Einsegnung ohne ihn vollziehen zu lassen!"

„Ist es nur das? nur das!" rief der Onkel beredt, „dann sollst du wissen, mein Kind, daß dein Vater auf die Werbung des Herrn Brown um deine Hand längst vorbereitet war, und unsere gute Meinung über den jungen Mann ihm auch nicht verschwiegen blieb. Aber theilst du diese gute Meinung und willst du ihn deinen Bräutigam nennen, so mag, so wahr ich hier stehe, Mrs. Wilton dich mit Mr. Brown nach Italien begleiten; es kann auch für deine Gesundheit, Mary, nichts Besseres geschehen."

„Und die Kinder?" rief Mrs. Wilton.

„Ich gebe sie mit!" fiel der Onkel ein, „by Iove! ich gebe sie mit!"

„Willst uns Alle los sein?" fragte Mrs. Wilton lächelnd.

„Davon ist jetzt die Rede nicht," fuhr Mr. Wilton fort, „was ich thun will, geschieht zu eurem und vor Allem zu unserer Anna Wohl, der ich nächst Gott deine Erhaltung danke, denke nur an ihre aufopfernde Pflege und Sorgfalt!"

„Brauchst mich nicht daran zu erinnern," sagte Mrs.

Wilton, während Anna gar nicht zu Wort kam, „aber eben, weil ich auch nur Anna's Wohl im Auge habe, will ich sie nicht übereilen in ihrem Entschlusse. Sie soll nicht Herrn Brown die Hand reichen, weil er sie zu ihrem Vater bringen wird, nicht weil dir und mir George Brown lieb ist, sie soll wissen und fühlen, daß er der Mann ist, dem sie gern ihr ganzes Leben widmen möchte, den sie jedem anderen vorzieht, für den sie willig, wenn es sein müßte, alle ihre Verwandten, auch ihren Vater verlassen würde" — — — — —

„Tante," sagte Anna entschlossen, „ich darf noch gar nicht daran denken, mich zu verheirathen, ich bin zu jung, und eine Neigung, wie du sie schilderst, fühle ich nicht entfernt für Herrn Brown."

„Aber doch auch nicht für einen Andern?" fragte der Onkel.

Anna erröthete. „Ich möchte am liebsten noch nicht darüber nachdenken," sagte sie. „All meine Sehnsucht ist, zum Vater zurückkehren zu dürfen, ihm und auch Fanny und meinen Geschwistern nützlich und wieder selbst heimisch unter dem väterlichen Dach zu werden. Von dort mag mich dann einmal mein zukünftiger Bräutigam, wenn ich wirklich einen solchen haben soll und muß, abholen."

„Und wird das Mr. Brown sein?" fragte der Onkel lächelnd.

„Dringe nicht in sie," sagte Mrs. Wilton, „laß ihr Zeit" — —

„O, ihr Weiber haltet doch immer zusammen," rief der Onkel.

„Aber," sagte Anna, „was schreibt dir der Vater sonst noch, liebe Tante, du erhieltest ja auch einen Brief."

„Gut, daß du mich daran erinnerst," sagte Mrs. Wilton und zog den Brief aus der Tasche. „Hier Anna," sagte sie, „lies du ihn uns vor, es wird dir eine Erholung sein. Du armes Kind, wie du erhitzt bist!" und Mrs. Wilton strich Anna die Locken aus der Stirn. Anna küßte die Hand ihrer Tante, dann las sie das nachstehende Schreiben:

„Abermals muß ich Dich bitten, liebste Schwägerin, noch länger Mutterstelle an meiner Anna zu vertreten. Dafür kann ich einen Theil meiner Liebesschuld Deinem Sohne abzutragen streben. Edmund wird Dir geschrieben haben, daß er sich seit sechs Wochen bei uns aufhält."

„Kein Wort" rief Mrs. Wilton erstaunt, „wir glaubten ihn ja schon viel weiter," der Onkel und Anna aber freuten sich mit ihr über die Nachricht. Anna fuhr fort:

„Ich hatte meine wahre Freude an der Tüchtigkeit Deines Sohnes, als wir neulich gemeinschaftlich die Klinik besuchten. Er hat seltene Kenntnisse und einen praktischen Blick, gewiß wird er ein tüchtiger Arzt werden. Dabei ist sein menschenfreundliches Gemüth wie für den Beruf eines Arztes geschaffen. Edmund ist auch viel in unsrem Familienkreise und darf fast nicht aufhören, von Euch und namentlich von meiner Anna zu erzählen."

„Und uns nicht einmal von dort her zu schreiben!" rief Anna. „Weiter! Weiter!" sagte der Onkel und sie las:

„Wahrscheinlich werde ich ihn in Italien wiedersehen, wenigstens rede ich ihm zu, mir dahin zu folgen, bevor

er wieder ganz der Wissenschaft lebt und der Praxis zumal, die uns Aerzte zu Sclaven macht. Warum sollte er nicht jetzt des Lebens und seiner Jugend erst recht froh werden? desto ruhiger sitzt man später an Ort und Stelle. Auf alle Fälle wirst Du von seinen Plänen Nachricht erhalten."

„Der Schreibfaule!" sagte Mrs. Wilton kopfschüttelnd, doch Anna ließ sich nicht im Lesen unterbrechen:

„Nun muß ich Dir noch eine Bitte vortragen, die mich angeht, und durch deren Erfüllung Du mich, wenn sie in Deiner Macht steht, sehr verbinden könntest. Fanny, deren zarte Gesundheit und frühere Erziehung ihr die Führung des Haushaltes ohnedieß oft erschwert, bedarf längst einer Unterstützung darin, und die Kinder, die mit ihrem lärmenden Wesen ihr auch zuweilen über den Kopf wachsen, haben eine Aufsicht nöthig. Mein Beruf hindert mich daran, ihre erste Erziehung mit zu leiten; bei kleinen Kindern muß die Einwirkung fortwährend sein, und wenn ich nach Hause komme, will ich mich auch nicht vorsätzlich zu ihrem Popanz machen; ohnedieß fahre ich wider Willen oft heftig genug dazwischen." „O Gott!" sagte Anna, „wie gut könnte ich doch den Vater von diesen kleinen Lasten befreien, wie wollte ich die Geschwister treu bewachen!" — „Ja, vortrefflich!" rief der Onkel, „nicht wahr, und als eine harte Stiefschwester ausgeschrieen werden, man kennt das!" —

„Lies nur weiter, mein Kind!" sagte die Tante unwillig, und Anna wandte seufzend das Blatt um und fuhr fort:

„Nun, liebe Schwägerin! könntest Du im Kreise

Deiner Bekannten mir vielleicht ein einfaches, aber gebildetes Mädchen auffinden, das als Gesellschafterin für Fanny wie als Gouvernante für die Kinder gleich passend wäre? Wenn die junge Dame alle weiblichen Kenntnisse inne hat und ihre eigene Sprache grammatikalisch lehren kann, so verlangen wir nicht, daß sie deutsch und französisch verstehe. Ja, Fanny hielte es sogar für besser, wenn sie nur Englisch spräche, da die Kinder (es ist ja nun einmal Mode, sie frühzeitig fremde Sprache plappern zu lassen) um so leichter das Englische erlernen würden, dessen Fanny auch ganz mächtig ist. Ich verlasse mich ganz auf Deine Wahl. Je eher aber die Gouvernante eintreffen kann, um so erwünschter. Mein Studirzimmer wird bereits für sie eingerichtet, da ich ihr Anna's Zimmer nicht einräumen wollte. Meine liebe Tochter soll es zuerst einweihen, wenn wir endlich uns wiedersehen werden."

„Tante!" rief da plötzlich Anna mit glühenden Wangen aus, ohne den Brief zu Ende zu lesen, „Tante! willst du mich glücklich machen? Willst du mir zeigen, daß du mich wahrhaft liebst?" Und sie sank vor Mrs. Wilton auf die Knie und erhob bittend die Hände zu ihr.

„Nun?" fragte die Tante ahnungsvoll, „nur keinen übereilten Vorsatz, meine Anna!" und der Onkel begriff von Allem noch gar Nichts.

„Sage selbst, liebe gute Tante," begann Anna, „kann ich nicht vollkommen Alles leisten, was von der fremden Gouvernante gefordert wird?"

„Das wohl!" rief der Onkel, „aber man will dich nicht! begreifst du denn das gar nicht?"

„Eben weil ich es leider zu begreifen anfing," sagte Anna, „war ich so niedergeschlagen vorher und bin jetzt so fröhlich, da ich ein Mittel gefunden habe, dennoch in das Vaterhaus zurückzukehren, und dieß Mittel, das mir Gott selber zugeführt, werdet ihr mir nicht aus den Händen nehmen wollen? Seht, es ist so einfach: tauft mich nur mit einem fremden Namen und empfehlt mich als Gouvernante in das Haus meines Vaters!"

„Nonsense! Nonsense!" rief der Onkel, aber die Tante, die Anna's Pläne schon errathen hatte, bevor sie damit herausrückte, sah sie mit gerührten Blicken an.

„O nein, Onkelchen," bat Anna schmeichelnd, „es ist kein Unsinn, und du selber hast mich so verzogen bisher und würdest mir jeden unvernünftigen Wunsch gewährt haben, warum willst du nicht die ernste Bitte erfüllen, sieh, ich beschwöre dich darum!"

„Anna," sagte Mr. Wilton weich, „laß uns keinen dummen Streich machen, du wirst aus lauter kindlicher Liebe noch znr Romanheldin werden."

„Ich habe doch keine andere Absicht," rief Anna, „als mich meiner neuen Mutter lieb und angenehm zu machen, und wenn sie ja ein Vorurtheil gegen mich hegen sollte, so gibt es keinen andern Weg, dasselbe zu überwinden. Sie soll meinen Namen erst erfahren, wenn sie mich selbst schon lieb gewonnen haben wird."

„Wenn das Spiel nicht so gefährlich wäre, Anna," sagte die Tante, „so wollte ich deinen Einfall loben; aber nimm an, du setztest dich Demüthigungen aus, die du nicht wieder vergessen könntest, dann erst wäre dir das Haus

deines Vaters für immer verschlossen." Der Onkel unterstützte die Meinung der Tante. „Ich glaube nicht," sagte Anna, „daß die Frau meines Vaters unedel sein kann, und das müßte sie ja sein, wenn sie ihre Untergebenen nicht schonend und achtungsvoll behandelte."

„Darin hast du freilich Recht," erwiderte Mrs. Wilton. „Aber der alte Herr von Gröden, den ich noch nicht in mein Herz geschlossen habe" — — — — — — —

„Ja wohl," unterbrach der Onkel, „wenn du dem nicht Recht bist oder er deine Erziehungsprincipien nicht billigt" — — — — — —

„O! ich werde ja nie offen widersprechen," sagte Anna, „ehe ich festen Fuß gefaßt habe, und auch dann immer leise auftreten, zähle darauf, Ansprüche will ich gewiß nicht machen, nur in der Stille auf die Kinder zu wirken suchen und" — — — — — — —

„Und, und," sagte der Onkel, „spricht sie nicht davon, als ob sie schon da wäre?"

„Ich kann ja auch bald daheim sein," sagte Anna, mit einem tiefen Seufzer und Sehnsucht in Ton und Blicken, „wenn Ihr nur wollt!" Und sie ließ nicht nach mit Bitten, flehte so eindringlich, wußte jeden Einwurf so beredt zu widerlegen, daß der Onkel die Tante endlich fragend ansah und ausrief: „Was meinst du dazu, Mary?"

„Ich meine," sagte die Tante, „Anna ist gewöhnlich so vernünftig, daß wir schon einmal Unvernünftiges von ihr annehmen müssen. Glückt es nicht, so findet sie ja hier wieder offene Arme, sie aufzunehmen."

Anna schlug frohlockend die Hände zusammen. „Wann reise ich, meine Tante?“ rief sie.

„Kannst du es denn gar nicht erwarten?“ fragte der Onkel. „Aber hör' einmal, soll der Unsinn doch ausgeführt werden, so bringe ich dich selbst nach Deutschland, sehe, wie sie dich aufnehmen, und begegnet man dir nicht gleich, wie man soll, so nehme ich dich wieder mit zurück.“

„Nicht doch!“ sagte Anna, „du darfst die Tante jetzt nicht allein lassen, auch wird mich ja Friederike begleiten. Sie kann dann bei ihrer Nichte bleiben, bis der Vater heimkehrt, der sicher Frau Heinrichs nicht entlassen wird, oder bis ich es geeignet finde, mich als Tochter vom Hause vorzustellen.“

„Wie du dir Alles ausmalst,“ sagte der Onkel, „wenn es nur auch glückt!“

„Es wird, es muß glücken,“ rief Anna, aber frisch gewagt ist halb gewonnen, deßhalb laßt mich, wie es bestimmt war, morgen schon abreisen!“

„Du denkst nicht daran!“ sagte der Onkel und die Tante meinte: „Ich muß doch Zeit haben, deinem Vater zu schreiben, daß die Gouvernante gefunden ist.“ „Nun denn, also übermorgen,“ sagte Anna. „Aber du überlegst wohl nicht,“ versetzte die Tante, „daß du dann mit deinem Vater noch zusammentreffen würdest.“ „Das eben fürchte ich gar nicht,“ rief Anna lebhaft, „ich könnte dann den Vater, wenn auch aus der Ferne, doch noch einmal sehen, bevor er die große Reise antritt, könnte in dem Hotel absteigen, das seinem Hause gegenüber liegt, und dort vom

Fenster aus ihn in den Wagen steigen sehen und ihm meinen Segen nachsprechen."

„Da haben wir's," sagte der Onkel, „darauf ist alles angefangen, nun meinethalben, denn dann wirst du auch hinüberlaufen, dich dem Vater zu erkennen geben, und wir werden mit einem Male reinen Wein haben."

Anna schüttelte schweigend den Kopf.

Sobald man aber einig geworden war, den Plan nach Anna's Wunsch auszuführen, ward auch Friederike herbeigerufen und in das Geheimniß gezogen, die sich nach einigem Erstaunen williger in Alles fügte, als man es hätte erwarten sollen. Sie glaubte, nun werde die offene Schlacht zwischen Fanny und Anna beginnen, und dann wollte sie redlich helfen, die Letztere in ihre Rechte einzusetzen. Doch Anna hoffte ihr die wahre Ansicht der Sache schon beizubringen.

Mrs. Wilton schrieb noch denselben Abend an den Hofrath. Sie meldete, daß sie in der Tochter eines ehemaligen englischen Arztes, welche eine Stellung als Gouvernante längst gewünscht, alle entsprechenden Eigenschaften gefunden habe, und daß Miß Sarah Dolby schon in den nächsten Tagen abzureisen gedenke. Sie werde in Begleitung von Frau Heinrichs reisen, welche, da sie mit ihrer Gesundheit nicht mehr zufrieden und auch Anna ganz entbehrlich geworden sei, zu ihrer Nichte nach Deutschland heimkehren wolle. Mr. Wilton schickte den Brief mit einem Boten zur Stadt und gleichzeitig mit demselben ein Billet an den preußischen Consul, seinen Freund, denselben um einen Paß für die angebliche Miß Sarah Dolby und

Frau Heinrichs zu bitten. Darauf kehrte man, nachdem Anna's Reise festgesetzt war, friedlich in das Gesellschaftszimmer zurück. Mr. Brown, der eben auch mit Charly und Clara aus dem Garten wiederkam, ahnte glücklicherweise Nichts, von der Hoffnung beseelt, die sich einen Augenblick für ihn eröffnet hatte. Schon die Aussicht, daß Anna länger in England verweilen würde, hatte ihn freudig bewegt; er war daher bestürzt, als er von ihrer bevorstehenden Abreise hörte, und blieb den ganzen Tag sehr einsilbig. Auch die Uebrigen waren mit ihren Gedanken abgezogen und die Kinder fühlten die Gewitterschwüle in der Unterhaltung der Großen und sagten zeitiger als sonst zu Anna: „I am tired. I will go sleep.“ Anna dachte mit Betrübniß daran, daß sie die Kleinen zum letzten Male, wie es täglich ihr Amt gewesen war, in ihre Schlafstube begleitet hatte, denn den nächsten Abend sollte sie schon mit Mrs. Wilton in London schlafen, um am darauf folgenden Morgen bei Zeiten das Dampfboot zu erreichen. Als sie Seven-Oaks mit der Tante und dem Onkel verließ, vergoß sie wohl manche Thräne, und schweigend drückte sie die Hand der geliebten Tante, während die Kinder ihr nachriefen: „Anna, you must come back, to be sure you must come back dearest Anna!“

Anna nickte und die Kinder winkten mit ihren Taschentüchern, bis sie diese brauchten, um ihre Thränen zu trocknen, die unaufhaltsam floßen, sobald sie Anna nicht deutlich mehr sehen konnten.

Bei einem heitern Sonnenschein brachten Mr. Wilton und seine Frau Anna und Friederike an Bord dessel-

den Dampfschiffes, das sie vor nun beinahe sechs Jahren nach England geführt hatte. Das Meer war spiegelglatt, Anna sah es als ein gutes Omen an, und die Reise bis Hamburg und von dort bis in die Heimath ging auch ohne Aufenthalt und Abenteuer glücklich von Statten. Wie schlug Anna's Herz, als sie die Thürme der Vaterstadt vor sich sah, auch Friederike war voll Jubel. Und nun erst, wie war es Anna zu Muthe, als sie den Bahnhof verließen, in den ersten Miethwagen stiegen, und Frau Heinrichs dem Kutscher die Straße und das Haus des Hofrath Altheim bezeichnete. „Gegenüber dem goldenen Kreuz," sagte Friederike — „schon recht," erwiderte jener, „bei dem großen Doctor." „Nein, nein," rief Anna, „wir wollen im goldenen Kreuz selbst absteigen," und der Kutscher lenkte in die wohlbekannte Gasse ein. Aber da bog sich Anna plötzlich weit aus dem Wagen heraus und rief: „Der Vater! es war der Vater!" „Er war es wahrhaftig," sagte Frau Heinrichs zu gleicher Zeit, „aber schon im Reiseanzug, einen Reisesack auf dem Wagen!" Und im nämlichen Augenblick hatte Anna dem Kutscher zugerufen, der anfangs falsch zu hören glaubte: „Nach dem neuen Bahnhof fahre so schnell als möglich, nach dem neuen Bahnhof!"

„Mir kann's auch Recht sein," meinte endlich der Mann, seinen Wagen lenkend, „aber das sind wunderliche Frauenzimmer."

In wenig Minuten war man auf dem Bahnhofe angelangt. Die zahlreich versammelten Menschen ließen auf ein außerordentliches Ereigniß schließen. „Reist jetzt der Kronprinz ab?" fragte Anna die Nahestehenden. „In

zehn Minuten," war die Antwort. Anna hörte auch sagen, daß er seine Abreise um einen Tag beschleunigt habe, um der Geburtsfeier seiner königlichen Tante in *** mit beiwohnen zu können.

Frau Heinrichs war bei dem Wagen und den Paketen geblieben, Anna zog ihren dichten Schleier vor das Gesicht und drängte sich durch die Menge so nahe an die Barriere heran, als es möglich war. Vor derselben standen die fünf Herren, welche den Kronprinz begleiten sollten — darunter der Hofrath. Er drehte Anna den Rücken zu, aber sie hatte ihn erkannt, hörte seine Stimme, hörte ihn sagen: „Nein ich hab' es meiner Frau nicht erlaubt, mich bis hierher zu begleiten, es verlängert nur die bösen Momente des Abschiednehmens."

„Aber," entgegnete ein anderer Herr, „zu wissen, daß sie noch zehn Minuten lang den Anblick ihres Gemahles hätte genießen, dem Wagenzug hätte nachsehen können — ich wäre an ihrer Stelle heimlich gekommen," und der Sprechende drehte sich mechanisch dabei um.

„Ich glaube nicht," sagte der Hofrath lächelnd, „daß sie meinem Verbot zuwider hier ist", indem er unwillkürlich der Bewegung seines Nachbars folgte.

Anna trat einen Schritt zurück, und ein leiser Schrei entfuhr ihr. Sie sah ihrem Vater voll in's Gesicht und das in nächster Nähe. Was hielt sie, daß sie nicht die Arme um ihn schlang und rief: „Vergib mir, daß ich gekommen bin. Ach! aber ich bin schon reichlich dafür belohnt!" Sie that es nicht. Doch war die Bewegung ihrer Seele und ihr innerer Kampf so groß, daß Anna

vielleicht im nächsten Augenblicke umgesunken wäre, hätte nicht der Ruf: „Der Prinz kommt!“ den Vater von ihr getrennt. Er setzte sich mit seinen Begleitern in Bewegung, die Barriere öffnete sich vor ihnen. Anna drängte sich mit hindurch, ohne auf den Verweis des Bahnhofwärters zu hören, der indessen zu beschäftigt war, sich weiter um sie zu bekümmern. Wie ein Schatten folgte Anna ihrem Vater, sie sah ihn in einiger Entfernung von ihr vor einem besternten, jungen, bleichaussehenden Mann den Kopf entblößen; es war der Kronprinz. Dieser stieg zuerst in das Coupé, der Hofrath und noch ein anderer Herr folgten ihm in dasselbe, die übrigen Herren nahmen in dem nächstfolgenden Wagen Platz. Anna war herangekommen; die erste Pfeife der Eisenbahn ließ ihren gellenden Ruf erschallen, die Wagen wurden aneinander geschoben. Anna befand sich jetzt dicht vor dem Coupé des Hofraths, der in lebhafter Unterredung mit dem Kronprinzen zu sein schien. Sie schlug unwillkürlich den Schleier zurück, ihren Vater besser zu sehen, und stand mit gefalteten Händen da, Gott bittend um die glückliche Reise und die glückliche Rückkunft des Vaters.

Verloren in ihr Gebet hörte sie kaum zum zweiten und dritten Male die Eisenbahnpfeife, aber wie die Wagen langsam fortzurollen begannen, ging sie raschen Schrittes bis an das Ende des Bahnhofes daneben her. Da bog sich grüßend der Kronprinz aus dem Wagen, dem die schöne Gestalt des jungen Mädchens aufgefallen war. Anna blieb stehen, erröthete und verbeugte sich leise, auch die übrigen Herren sahen jetzt aus dem Wagen. Der Hofrath stutzte

und schien von der Erscheinung wunderbar bewegt zu werden — — — — — — hatte er sie erkannt — war er nur an seine Anna erinnert worden? — — — Im nächsten Augenblicke flog der Zug davon, und Anna stand einsam am Ende des Bahnhofes, die Rauchsäule mit den Augen verfolgend, so lange sie sichtbar war.

„Das ist aber gegen alle Erlaubniß, daß Sie hier eingedrungen sind!" rief ihr die rauhe Stimme des Bahnwärters zu. Anna fuhr wie aus einem Traum auf; sie verstand nicht gleich, was der Mann von ihr wolle; sie meinte, er habe Geld verlangt, und zog die Börse.

„Ja, ja," sagte der Aufseher, besänftigt durch den Anblick eines guten Trinkgeldes, „etwas kommt mir schon zu dafür, daß ich das so stillschweigend durchgehen lasse."

Anna nahm einen blanken Thaler heraus, ach, sie hätte dem Manne gern noch mehr gegeben, nicht aus Furcht vor ihm, nein, aus dankbarem Herzen, daß sie vor zwei Augenblicken noch dort, so nahe bei ihrem Vater hatte stehen dürfen.

Der Bahnwärter war nun voller Ergebenheit und verlangte noch weitere Befehle, aber Anna bat ihn nur, ihr den kürzesten Weg nach ihrem Wagen zu zeigen, der am Ausgange warte.

Sie fand Friederike ungeduldig ihrer harrend. „Hast du ihn gesehen?" rief sie Anna entgegen, während der Kutscher allerhand Glossen zu der Frage machte. „Gewiß hab' ich ihn gesehen, gute, goldene Friederike," sagte Anna einsteigend und dieser um den Hals fallend, „ach, es war allein die Reise werth!" „Wohin fahr' ich denn nun?"

fragte der Kutscher spöttisch. „Wo wir erst hin sollten? Nach demselben Hotel? oder wollen wir etwa versuchen, den Dampfwagen einzuholen?" „Nein" rief Anna, „nun fahre uns gleich nach dem Hause des Hofrath Altheim." Ach! und nun hatte das Haus, hatte die Straße, die ganze Stadt Nichts mehr, was Anna's Herz klopfen machte, wie vorher. Und doch sollte sie nun ihre neue Mutter, ihre Geschwister kennen lernen. Wie oft hatte sie sich früher auch darnach gesehnt, jetzt überkam sie doch ein banges Gefühl bei der nahen Erwartung.

„Aber Friederike," sagte sie überlegend, „ich muß dich doch erst bei deiner Nichte absetzen?"

„Ich werde dir dein Spiel nicht verderben," meinte Frau Heinrichs, „nimm mich nur mit, ohnedieß muß ich ja Nachricht geben von der Anna, die in England geblieben ist." „Es wird besser sein, du kommst erst morgen" sagte Anna, „und höre, dann vergiß nicht, nur Englisch mit mir zu sprechen, mein zu gutes Deutsch könnte Verdacht geben." „Bilde dir das nicht ein," rief Friederike, „du hast es ein wenig verlernt, aber wie du willst, ich werde schon bestehen." Abermals ward dem verwunderten Kutscher ein neuer Befehl ertheilt.

Endlich war Friederike mit all ihren Paketen ausgeschifft, und Anna, die in tiefe Gedanken versank, sobald sie allein im Wagen saß, erwachte erst wieder daraus, als sie vor dem Hause ihres Vaters angelangt waren. Ein ihr unbekannter fremder Diener in eleganter Livrée stand vor der Thüre und sprang herbei, den Wagenschlag zu öffnen; als er die Koffer sah, schien ihm ein Licht über den

unerwarteten Besuch aufzugehen, und während Anna den Kutscher bezahlte und diesem zu warten gebot, war er rasch die Treppe hinaufgesprungen und kehrte in Begleitung eines langen Frauenzimmers zurück, in dessen ganzem Wesen Anna bald die interessante Persönlichkeit der Jungfer Kathinka Zimmermann zu erkennen glaubte, ihr und uns aus den Mittheilungen von Friederikens Nichte erinnerlich. „Sie haben Recht, Jakob," sagte sie, Anna von oben bis unten betrachtend, die noch mit dem Kutscher beschäftigt war, Pakete aus dem Wagen zu nehmen, „das muß die englische Bonne sein, so lange blonde Locken kommen nur dort her, wahrhaftig, das nenne ich noch echte tire bouchons; aber heute schon anzukommen, die muß Brod und Lohn wirklich nöthig haben, daß sie solche Eile hat."

„Hören Sie, Mamsell," wandte sie sich an Anna, indem sie dieselbe leise am Kleide zupfte, und obwohl sie voraussetzte, daß sie kein Wort Deutsch verstehe, doch überzeugt, daß sie ihre laute, langsam gesprochene Anrede mit begleitenden Zeichen begreifen müsse. „Hören Sie, Mamsell, Sie kommen zwar viel früher, als wir Sie erwarteten, indessen wir wollen Sie schon unterzubringen suchen, folgen Sie mir nur die Treppe hinauf. Jakob, tragen Sie den Koffer." Jakob gehorchte und wollte Anna auch den schweren Reisesack abnehmen, aber Jungfer Zimmermann gebot ihm mit einem bedeutsamen Winke, es zu unterlassen. „Nur nicht so viel Umstände," sagte sie, hinter Anna hergehend, „so Eine darf nicht verwöhnt werden, sonst bildet sie sich ein, sie sei etwas Besseres als

unsereins und stehe über einem. Ja schön, ich will's ihr wohl zeigen, daß ich mich nicht unter so eine englische Bonne rangire. Sie muß unter mir stehen, das ist klar. Der ganze Gelbschnabel ist doch nur zum englisch Plappern verschrieben, die kann ja kaum die Kinderschuhe abgelaufen haben."

„Reden Sie doch nicht so laut, Mamsell Kathinka," erinnerte Jakob, „am Ende versteht sie doch ein Wort oder das andere."

„Bewahre," meinte Fräulein Kathinka Zimmermann, „das ist gleich bestellt worden, daß sie kein Deutsch reden und verstehen darf." Anna hatte indessen mit klopfendem Herzen die Treppe erstiegen; die Vorhausthüre stand offen, sie trat ein und war im Begriff in das Wohnzimmer zu gehen, als sie Jungfer Kathinka's Ruf: „Na, die thut wahrhaftig als ob sie zu Hause wäre!" daran erinnerte still zu stehen. Mit einer freundlich fragenden Miene wandte sie sich nach jener um.

„Hier geht's hin," sagte die Kammerfrau und zeigte nach des Vaters Studirzimmer. Anna öffnete leise, als ob sie wie sonst den Vater zu stören fürchte. Eine Art ehrfurchtsvoller Scheu überkam sie, als sie sich in dem wohlbekannten, lieben Raume umsah. Die Bücherschränke, der Schreibtisch, das Herbarium, die Landkarten, Alles stand und lag auf der gewohnten Stelle. Nur der Alkoven, wo sonst der große Schrank mit den Skeletten und Schädeln sich befand und die Weltkugel ihren Platz einnahm, war ausgeräumt, und da hatte man das Bett und die Kommode für die Gouvernante untergebracht.

„Wird mir hier nicht von den Schädeln träumen die mich als Kind so entsetzten?“ dachte Anna lächelnd. Aber auch eine Menge angenehmer Erinnerungen tauchten in ihrer Seele auf, und sie freute sich recht innig, daß ihr gerade dies Zimmer angewiesen worden sei. Mittlerweile hatten Jakob und Kathinka ihre Sachen hereingebracht. „Haben Sie schon zu Mittag gegessen?“ fragte die Letztere mit sehr entsprechenden Zeichen die angebliche Bonne. Anna nickte. „Die Frau Hofräthin fragt, ob Sie etwas wünschen?“

Anna griff rasch nach ihrer Mantille und zog ihre Kleider zurecht, als mache sie sich bereit, sich der Dame vom Hause vorzustellen, denn sie hatte wirklich großes Verlangen darnach, Fanny und die Kinder zu sehen, und meinte, da sie doch nicht Deutsch verstehen solle, so dürfe sie voraussetzen, daß man eben nach ihr verlangt habe, und könne so den erwünschten Augenblick beschleunigen.

„Nein, nein,“ sagte die Kammerfrau kopfschüttelnd, „heute können Sie meine Dame nicht sehen, sie ist krank, der Abschied hat sie angegriffen, verstehen Sie, der Abschied vom Hofrath, vom Doktor, oder, wie's auf Englisch heißt, sie hat migraine,“ und Kathinka legte den Kopf auf die Hand. Anna nickte den Kopf als Zeichen des Verständnisses. „Aber sie läßt fragen, was Sie essen wollen, essen?“

Und Fräulein Zimmerman steckte, um deutlich zu sein, ihren Zeigefinger in den Mund.

„I shall ask only for some tea.“ „I will drink tea!“ sagte Anna langsam und deutlich, und nach einer

Weile begriff Kathinka die Antwort und glaubte schon Meisterin in der englischen Sprache zu sein.

„Ti? ja so, also Thee, Thee wollen Sie, ich verstehe ganz gut," und in der Freude über ihr Sprachtalent hatte Kathinka den Haß gegen den fremden Eindringling fast vergessen. Sie verließ das Zimmer, die Dämmerung brach mehr und mehr herein, aber man dachte nicht daran, Anna Licht zu bringen. In Träume verloren hatte sie es nicht bemerkt, bis sie durch eine Stimme im Nebenzimmer aus ihren Gedanken erweckt wurde. Es war nicht Kathinka, die sprach, nein, eine viel angenehmere, tiefe weibliche Stimme. War es vielleicht die ihrer Stiefmutter? Anna lauschte und ein Gefühl von unendlicher Freude überkam sie bei der Hoffnung, daß es Fanny's Organ sein könne, das ihr so zu Herzen ging. Bald konnte sie auch die Worte verstehen.

„Hast du der Gouvernante Thee gebracht?" fragte jene Stimme. „Freilich, gnädige Frau," erwiederte die Jungfer. „Wann wirst du dir endlich angewöhnen, mich Frau Hofräthin zu nennen, Kathinka? Aber was ich noch fragen wollte — mein Kopf ist heute so schwach. Ach ja! Du hast ihr doch die Theemaschine auf's Zimmer gebracht?"

„Ja wohl, gnädige Frau, — Frau Hofräthin, wollt' ich sagen —" erwiederte Jungfer Kathinka, während Anna sich über ihre dreisten Lügen verwunderte. „Wie sieht die Gouvernante aus," fragte nach einer Weile Fanny ihre Jungfer, die aller Wahrscheinlichkeit nach damit beschäftigt war sie auszukleiden, „ist sie sehr jung?"

„Ein Milchsuppengesicht und ein wahres Kind noch," meinte die Gefragte. „Desto besser," sagte Fanny, „so werden ihr die Kinder leichter anhangen. Aber wo bleiben sie, Kathinka?" — „Der Vater sollte sie schon nach Hause geschickt haben!"

„Die Excellenz wird wohl Kuchen und Bonbons nicht gespart haben," versetzte die Jungfer, „um die Abschiedsthränen zu trocknen."

„Ach, so werden sie sich wieder den Magen verderben," rief Fanny, „geh, schicke Jakob oder Heinrich, sie abzuholen!" „Mich däucht, ich hörte eben Lärmen auf der Treppe," sagte die Jungfer, „ja da kommen sie schon," und einen Augenblick darauf vernahm Anna das Schreien und Sprechen ihrer kleinen Geschwister und dazwischen die zärtlichen Liebkosungen der Mutter,

„Mama," sagte der kleine Paul, „ist der Papa noch nicht wieder zu Hause? Ich will zum Papa." Und Anna's Herz schlug dem unbekannten kleinen Bruder entgegen, den, obwohl in anderer Weise, doch dieselbe Sehnsucht erfüllte als sie.

„Der Vater ist verreis't," sagte Fanny, „der kommt heute nicht wieder nach Hause, mein Paul." „Ich will aber zum Papa," rief der Knabe, „laß anspannen, Mutter!" Und von der Höhe ihres Armes, auf dem sie noch getragen wurde, wiederholte die kleine Helene: „ssum Papa, ssum Papa!"

„Na, da werden wir einen schönen Stand haben!" sagte die Kammerjungfer. „Sie werden nicht schlafen

wollen, wenn der Papa nicht wie sonst vor ihrem Bette sitzt."

„Nein, ich gehe nicht schlafen, ich will nicht zu Bette ohne Papa!" rief, durch Kathinka's Worte schnell seine Rolle begreifend, der kleine Paul, und Helenchen machte durch Schreien und Weinen Chorus mit ihrem Bruder. Anna konnte nun nichts mehr vernehmen, denn das Kindergeschrei nahm zu, und bald darauf mußte man die Kleinen wohl aus dem Zimmer getragen haben, weil eine plötzliche Stille dem Lärmen folgte. Jetzt fühlte sich Anna doch recht einsam, nun sie der neuen Mutter und den Geschwistern nicht folgen durfte, in deren Mitte sie sich noch eben versetzt glaubte. Wie eine Verbannte war sie zurückgeblieben in der stillen, immer dunkler werdenden Stube; der Mond allein warf vom halb bewölkten Himmel herab einen matten Schein in das Zimmer, das er eben so wenig als Anna's Seele zu erhellen vermochte. Trübe Gedanken wollten ihr bange machen, und Zweifel stiegen in ihr auf, ob sie die Aufgabe, die sie sich gestellt habe, auch werde erfüllen können. Endlich warf sie sich diese Zweifel als eine Schwäche vor und stand auf, um Licht zu verlangen, denn ihr schien, das müsse auch die Nebel ihrer Seele zerstreuen. So lange sie ihre neue Familie hatte belauschen können, war ihre Aufregung so groß gewesen, daß sie jedes eigene Bedürfniß darüber vergessen hatte. Nun fühlte sie doch auch Hunger und Durst erwachen und empfand die gänzliche Vernachläßigung der schnöden Kammerjungfer. Sie suchte im Finstern an der Wand herum nach einer Klingel, besann sich darauf, an welcher Stelle sie ehemals

gehangen hatte, und schellte, als sie die Klingel gefunden, vielleicht in ihrer Ungeduld ein wenig lauter, als sie es sonst wohl gethan haben würde. Bald darauf vernahm sie im Vorhaus Kathinka's scheltende Stimme: „Das muß ich sagen, das hat eine Art! So eine will Gouvernante sein, wenn die sich das laute Schellen angewöhnt und denkt, sie wolle uns hin und her jagen? Ich soll am Ende wohl gar die gnädige Frau beim Ausziehen stehen lassen!"

„Sie hat aber noch kein Licht und keinen Thee!" sagte Jakob.

„Ich wollte Sie eben damit hineinschicken; — nun was machen Sie denn? Sie werden doch nicht die ganze Theemaschine hineintragen? die alte große Tasse vollgeschenkt und damit Punctum!"

„Der Thee ist aber schon kalt, Mamsell Kathinka!" „Desto besser für den schönen Teint," meinte die Jungfer, ihren eigenen Witz belachend. Die Thüre ging auf, Jakob trat ein, wünschte Anna einen guten Abend und brachte Licht und Thee und zwar diesen in der guten alten Frühstückstasse des Hofraths. Kathinka Zimmermann hätte Anna keine größere Freude bereiten können als durch den Anblick dieser Tasse. Anna hatte sie vor langen Jahren ihrem Vater zum Geburtstag geschenkt, und er mochte seitdem nie mehr aus einer andern trinken, wie unmodern sie auch geworden war. Das „Wohlbekomm's," welches in goldenen Buchstaben darauf eingebrannt war, rief seinen Wunsch heute Anna entgegen, und der ging auch redlich in Erfüllung, denn trotz Kathinka's geringer Fürsorge

hatte Anna, die von der Anstrengung der Reise und den darauf folgenden Gemüthsbewegungen erschöpft war, der Thee doch nie so gut geschmeckt, als eben an diesem Abend aus des Vaters Mundtasse. Müdigkeit mahnte sie endlich daran zur Ruhe zu gehen, aber sie konnte es nicht lassen, vorher noch einen Blick auf die alten Classiker im Bücherschranke zu werfen, aus denen sie so oft dem Vater am Abend vorlesen mußte. Sie nahm Vossens Odyssee aus dem Schranke und suchte die Stellen auf, die ihr Vater angestrichen; sie hatte sich dabei mehr und mehr in das Gedicht vertieft, als sie durch eine kläglich schreiende Kinderstimme aufgeschreckt ward. Anna öffnete die Thüre und horchte nach der Seite hin, von wo die Stimme herkam, die sie bald für die ihres kleinen Bruders erkannte. Und, ohne sich lange zu besinnen, ging sie dem Angstrufe nach. Das ehemalige Schlafzimmer ihrer Eltern war zur jetzigen Kinderstube umgewandelt worden; die Thüre stand auf, ein Licht, das fast bis auf den Leuchter herunter gebrannt schien, flackerte unruhig darin hin und her. Paul rief: „Kathinka, komm doch wieder, ich fürchte mich so sehr.“ Anna trat ein, putzte das Licht, das auszugehen drohte, und näherte sich dann leise dem weinenden Kinde.

„Bist du's, Kathinka?“ fragte Paul ängstlich, den Kopf unter der Decke vorstreckend. Doch nein, dies Gesicht gehörte nicht Kathinka an, aber es blickte so freundlich lächelnd, so zärtlich vertraut auf Paul, daß das Kind, weit entfernt, davor zu erschrecken, die sanfte Sprache der Augen verstand, erst halb verschämt das Lächeln erwiederte und dann beide Arme der unbekannten Schwester entgegen-

streckte. Im nächsten Augenblicke drückte Anna das Brüderchen ans Herz, und er ließ es sich gerne gefallen. „Wie heißt du?“ fragte Paul, mit ihren langen blonden Locken vertraulich spielend. „Anna,“ sagte die Schwester leise und vorsichtig, „nein! Sarah, Sarah, heiß' ich,“ fügte sie schnell hinzu. „Weißt selbst deinen Namen nicht,“ lachte der Kleine, „das ist schön!“ und er klopfte ihr mit beiden Händchen nach Art der Kinder zärtlich auf's Gesicht. „Bleibst du bei mir? hat dich Kathinka geschickt?“ „Ich bleibe bis Kathinka wiederkehrt,“ sagte Anna, immer mit leiser Stimme. „Sprich nur laut,“ meinte Paul, „Helenchen weckst du nicht, die schläft immer so fest.“ Anna näherte sich nun auch der Schwester und betrachtete mit fast mütterlichem Wohlgefallen das schlummernde sanfte Gesichtchen.

„Setz' dich wieder zu mir,“ rief Paulchen, und Anna erfüllte seinen Wunsch unter der Bedingung, daß er nun auch versuchen solle, wieder einzuschlafen. „Aber du bleibst hier?“ wiederholte der Kleine, ihre Hand fassend und sie fest haltend. Anna nickte, und schon nach wenig Minuten hörte sie den Knaben lauter athmen und überzeugte sich bald, daß er eingeschlafen sei. Leise entzog sie ihm die Hand, blieb aber an seinem Bettchen sitzen bis sie Schritte auf der Treppe hörte. Sie fürchtete, Kathinka möchte sie hier antreffen und ihr nimmer verzeihen, daß sie gleich am ersten Tage die von ihr versäumte Pflicht übernommen habe, daher eilte sie, ihre Stube wieder zu erreichen, lauschte aber auf der Thürschwelle, ob es auch wirklich Kathinka sei. Sobald sie

diese erkannt hatte und sie nach der Kinderstube gehen sah, schloß sie ihre Thüre, um sich endlich zu entkleiden und ihre müden Glieder auszuruhen. Ihre innere Bewegung aber ließ sie lange keinen Schlaf finden, und erst als sie im Gebet ihre Seele erleichtert und Gott inbrünstig dafür gedankt hatte, daß sie wieder unter dem väterlichen Dache weilen durfte, erst als sie ihn um Hilfe angerufen für das Gedeihen ihres Planes und die Unterstützung aller ihrer guten Vorsätze, um Geduld, um Kraft und Ergebung, welche Prüfungen ihre neuen Verhältnisse auch mit sich führen möchten: beruhigte sie sich allmählig, und sanfter Schlaf senkte sich endlich auf ihre Augen.

Anna erwachte am nächsten Morgen erst durch ein leises Klopfen an ihrer Thüre. Sie sprang auf, zog sich hastig an, und öffnete; es war Friederike. „Kommst du schon?" sagte sie zu dieser, die im schönsten Anzuge prangte, fiel ihr aber doch freudig um den Hals; ach! es war ja jetzt ihre einzige alte Freundin, vor der sie allein noch Anna sein durfte.

Sie erzählte nun während des Ankleidens Friederiken ihre gestrigen Fata und bat sie, den alten Kutscher Christian, den einzigen Diener, welcher noch von früher her im Hause war, aufzusuchen, ihn mit in's Geheimniß zu ziehen; denn er konnte doch Anna erkennen, obwohl sie sich sehr verändert hatte, und ihm Schweigen zu empfehlen. „Von dem fürchte Nichts," sagte Friederike, „ich sprach ihn schon gestern. Auch den Johann hab' ich noch gestern Abend gefunden, der hat ein schönes Amt, und es geht ihm gut, aber er klagt doch, daß er nicht mehr beim

Hofrath sein darf. Nun, hier im Hause konnte er freilich nicht bleiben; wenn ich Alles sagen wollte, was der erzählt hat über die neue Wirthschaft" ......

„Still," sagte Anna, und im selben Augenblicke ward das Gespräch durch Kathinka's Eintritt unterbrochen. Sie fragte, ob Jakob schon das Frühstück gebracht, und ob die Mademoiselle so weit fertig sei, sich der gnädigen Frau präsentiren zu können. Frau Heinrichs stellte sich an, als ob sie die Dollmetscherin mache, und Anna ließ erwidern, sie wolle gleich jetzt die Frau Hofräthin aufsuchen.

„Packen Sie nur nicht so viel aus!" sagte Kathinka zu Friederiken, die Anna's Wäsche aus dem Koffer in die Kommode zu legen beschäftigt war, „denn wir gehen morgen auf's Land."

Anna ward von der Jungfer in das Wohnzimmer geführt, wo eine geraume Zeit verging, ehe Fanny ihr folgte. Anna hatte vollkommen Muße, die veränderte Einrichtung des Zimmers zu betrachten; es war weit moderner und eleganter geworden und mit großem Luxus decorirt. Doch sein Hauptschmuck, das Bild ihrer Mutter über dem Sopha, fehlte. Das machte auf Anna einen sehr schmerzlichen Eindruck. Das Portrait eines alten, ihr unbekannten Mannes hing an der Stelle — gewiß war es das Bild des Herrn von Gröden.

Endlich öffnete sich die Thüre und eine schöne, jugendliche Frauengestalt trat ein. Es war Fanny, ihre ganze Erscheinung hatte etwas Edles, und Anna, die schüchtern und beklommenen Herzens die Augen zu ihr aufgeschlagen hatte, fühlte sich angenehm überrascht. Fanny

schien ihrerseits auch mit Wohlgefallen die Gouvernante zu betrachten, eine leise Röthe überflog ihr feines Gesicht, mit dessen gewöhnlicher Blässe die großen schwarzen Augen voll Feuer und Lebendigkeit contrastirten. Sie grüßte freundlich die angebliche Miß Sarah Dolby und bat sie, Platz zu nehmen. Darauf redete sie Anna in wohlklingendem Englisch an, fragte zuerst, wie ihr die Reise bekommen und ob sie mit ihrem Zimmer zufrieden sei, dann begann sie von Anna's Aufgabe zu reden, schilderte ihre Kinder und sagte: „Ich hoffe, wir werden einander Alle lieb gewinnen," wobei Anna die Thränen in die Augen traten. Fanny sah es und schien erfreut und gerührt; sie hielt Anna freundlich ihre Hand entgegen, welche diese gar gern geküßt hätte: aber sie fühlte, daß sie es nicht dürfe, sie begnügte sich daher den Händedruck zu erwidern und versicherte Fanny mit zitternder Stimme, daß sie den besten Willen habe, ihre Pflichten getreu zu erfüllen.

„Werde ich aber," fragte sie schüchtern, „nicht auch zukünftig bei den Kindern wohnen?" „Das doch nicht," meinte Fanny etwas verlegen; „seit ich mich meiner Gesundheit halber entschließen mußte, mein Schlafzimmer von dem der Kinder zu entfernen, habe ich sie einer treuen, zuverlässigen Dienerin, meiner Jungfer überlassen, die ich nicht gern dadurch kränken möchte, daß ich ihr die Kinder wieder entzöge; aber bei Tag sollen die Kleinen immer mit Ihnen sein" — — —

Anna fühlte, daß Fanny ihr noch nicht völliges Vertrauen schenke, sie vielleicht auch für zu jung halte, und der Augenblick war noch nicht gekommen, sie über Kathinka auf-

zuklären, auch wollte sie erst beobachten, ob sich Pflichtvergessungen wie die der vorigen Nacht bei jener wiederholen würden.

Ganz zuletzt fragte Fanny, wie sich die Familie Wilton und die Tochter ihres Mannes befänden und ob Miß Dolby genau mit ihnen befreundet sei?

Das Letztere bejahte Anna, gab erwünschte Auskunft und erbot sich auch, da sie in ununterbrochenem Briefwechsel mit Mrs. Wilton stehe, die Briefe des Hofraths aus Italien an Miß Altheim zu besorgen, sowie es schon ausgemacht sei, daß die Briefe der Letzteren durch Mrs. Wilton an Miß Dolby eingelegt werden würden. Wenn übrigens die Frau Hofräthin noch genauere Nachricht von Miß Anna verlange, so sei eben jetzt Frau Heinrichs, deren alte Dienerin, mit welcher sie gereist sei, zugegen und von Fräulein Altheim beauftragt, ihrer Mutter Grüße zu bringen. — Fanny zog unwillkührlich ihre Augenbraunen zusammen, klingelte indessen und befahl, daß man Frau Heinrichs vorlasse. Anna zitterte ein wenig vor der Begegnung, fand sie aber doch unerläßlich und hatte Friederiken so sehr empfohlen, Fanny vorurtheilslos entgegen zu treten und sich ehrfurchtsvoll gegen sie zu benehmen, daß sie hoffte, es würde Alles leidlich ablaufen.

Frau Heinrichs aber trat ein wie ein Inspector, der da kommt, um den Einsturz eines Baues, den er vorher verkündet, in Augenschein zu nehmen. Nachdem sie die neue Hofräthin ungeschickt genug gegrüßt hatte, musterte sie diese von oben bis unten mit ihren schärfsten Blicken, und jene Blicke wollten sagen: „Na, die sieht ganz anders

aus als meine selige Frau Hofräthin. Schwarze Augen! die selige Frau Hofräthin hatte sanfte blaue Augen und war gewiß einen Kopf kleiner." Und ihr schien es geradezu ein Verbrechen der neuen Hofräthin, daß sie ihrer ehemaligen Gebieterin gar nicht gliche und ihr ein wildfremdes Antlitz entgegentrug.

Von der neuen Frau Hofräthin wanderten Friederikens Augen mit noch viel deutlicher ausgesprochenem Mißfallen im Zimmer umher. Alles stand ja anders wie ehemals, die Meubles waren alle neu überzogen, und den gebohnten Fußboden bedeckte sogar ein Teppich! Friederike schüttelte unmerklich den Kopf und nun — das Bild der Hofräthin nicht an seiner Stelle, gar nicht im Zimmer! Die alte Dienerin sah ohne Scheu unverwandt dahin und hätte das Portrait des Herrn von Gröden mit ihren Blicken durchbohren mögen. Fanny erröthete und ein leiser Zug des Unwillens zeigte sich in ihrem Gesicht. Anna war in großer Angst über Friederikens taktloses Benehmen und dessen mögliche Folgen.

„Sie bringen mir Nachricht von Ihrem Fräulein," begann Fanny, ohne Friederiken einen Stuhl anzubieten, was diese erwartet hatte. „Ja wohl", sagte Friederike, sich endlich fassend, „sie ist Gott sei Dank wohl und munter. Sie war in England wohl aufgehoben!"

„Ist sie betrübt darüber, daß sich ihre Heimkehr abermals verzögerte?" fragte Fanny.

„Das kann ich wirklich nicht sagen," erwiderte Friederike, indem sie auf Anna einen fragenden Blick warf.

„Und ist sie nicht, wie es hieß, mit einem jungen Engländer verlobt?"

„Ich weiß nichts davon," sagte Friederike kurz.

„Man liebt sie aber so sehr im Hause der Mrs. Wilton, daß sie sich wohl kaum nach Hause sehnen kann?" sagte Fanny.

Friederike warf abermals einen Blick auf Anna, deren sanfter, geduldiger Ausdruck sie nur noch bitterer gegen Fanny stimmte.

„Sie sehnt sich auch nach Niemand, als nach ihrem Vater", sagte sie, während Anna über die unbedachtsame und auch unwahre Antwort zusammenfuhr.

„Sie wollen jetzt ganz für Ihre Gesundheit leben, nicht wahr?" fragte Fanny, das frühere Gespräch kurz abbrechend, und ohne die Antwort abzuwarten, setzte sie hinzu: „der Hofrath hat mir viel von Ihren treuen Diensten erzählt, und ich zweifle nicht, daß er Ihnen bei seiner Rückkunft eine Pension aussetzen werde, damit Sie, ohne sich anzustrengen, sorgenfrei leben mögen."

„O, dessen bedarf es nicht! und auch keinerlei Fürbitte!" rief Frau Heinrichs wahrhaft aufgebracht und fuhr geläufig fort: „Der Herr Hofrath und die selige Frau Hofräthin haben mir meine Dienste reichlich gelohnt und mich wie ein Mitglied ihrer Familie gehalten, deßhalb durfte ich auch in ihrem Hause bleiben, ohne Lohn zu empfangen, als ich durch eine Erbschaft selbstständig geworden war, und ich hätte einer Gebieterin, wie die selige Frau Hofräthin, unentgeldlich mein Lebenlang dienen mögen und wär' ihr noch ewig dankbar dafür gewesen, aber freilich

solche Frauen sind selten, bei denen man vergißt, daß man dient.“ — — — — — — —

Anna winkte längst Friederiken, doch still zu schweigen, diese bemerkte es endlich und hielt plötzlich inne.

Fanny sagte: Ich wollte Sie nicht beleidigen, es thut mir leid, wenn ich es gethan habe. Aber ich mag Sie nicht länger hier aufhalten.“ Friederike verstand den Wink und verließ unmerklich grüßend das Zimmer. Sie war um so ärgerlicher gegen Fanny, weil sie Ursache hatte, es gegen sich selbst zu sein. Anna bekümmerte sich über den ungünstigen Eindruck, den Friederike gemacht haben mußte, denn es schnitt ihr jede Hoffnung ab, daß Fanny jemals ihre Dienste wünschen werde.

„Wollen Sie noch einen Augenblick verweilen,“ sagte Fanny zu Anna, welche Friedriken zu folgen im Begriff war, „die Kinder werden gleich zum Frühstück kommen.“

Anna nahm wieder ihren Stuhl ein, und man unterhielt sich noch eine Weile von gleichgültigen Dingen. Gesprächsweise erwähnte Anna, daß sie fähig und gern erbötig sei, die Führung des Haushaltes zu übernehmen, sie erwarte dazu nur Fannys Befehle. Aber die Hofräthin meinte, man zöge vorläufig auf's Land zu ihrem Vater und dort sei Kathinka besser zu Hause in der Hausführung, auch fehle Miß Sarah einige Kenntniß der deutschen Sprache.

„Die werde ich nach und nach erlangen,“ sagte Anna eifrig, „ich habe schon Vorkenntnisse.“ — — — — —

Und Fanny lächelte zufrieden über ihren guten Willen.

Bald darauf kamen die Kinder hereingesprungen;

Helenchen klammerte sich beim Anblick einer fremden Gestalt ängstlich an Fanny, aber Paul nickte wohlgefällig und schelmisch Anna zu.

„Das ist eure neue Gouvernante," sagte Fanny, „die sollt ihr recht lieb haben, denn sie will mit euch spielen und euch allerhand schöne Dinge lehren."

„Die da habe ich schon lieb, Mama," sagte Paul, „weil sie die Nacht an meinem Bette gesessen hat, als Kathinka fortgelaufen war." Anna erröthete, sie hatte gedacht, der Kleine würde Alles verschlafen haben.

„Was erzählst du da für Geschichten?" fragte Fanny.

„Er muß so etwas geträumt haben, Frau Hofräthin," fiel Kathinka rasch ein; „ich sei von ihm gegangen, da wäre Jemand Andres zu ihm gekommen. Wie eben Kinder träumen." Aber Kathinka warf dabei einen scharfen prüfenden Blick auf Anna und ihr Widerwille gegen diese steigerte sich bedeutend durch den Verdacht, daß Anna um ihr Vergehen wisse.

Paul und Helenchen schlossen bald innige Freundschaft mit ihrer Gouvernante, obwohl diese zu Pauls großer Verwunderung eine fremde Sprache mit ihnen redete. „Du kannst ja ordentlich wie wir sprechen," sagte Paul, doch Anna schüttelte mit dem Kopf. Aber am nächsten Tage, als man auf das Gut des Herrn von Gröden fuhr, stritten sich die kleinen Geschwister schon darum, wer auf Anna's Schoos sitzen solle. Und Anna fühlte sich völlig befriedigt durch die Liebe der Kleinen und in der Hoffnung, daß sie den Geschwistern nützlich werden könne. Den alten Herrn von Gröden begrüßte sie nicht ohne Scheu. Zwar

stand sie ihm als Miß Sarah gegenüber, aber sie wußte ja, daß er Anna's Widersacher war. Er empfing die Tochter und Enkel herzlich, war gegen die angebliche Miß Sarah höflich, wenn auch ein wenig herablassend, und da man sich nur beim Mittagstisch und beim Thee versammelte, so genossen alle außer dieser Zeit die Ungezwungenheit des Landlebens. Nur in Gegenwart ihres Vaters schien Fanny die Gouvernante mehr als Fremde und Untergebene zu behandeln, während sie, wenn sie allein mit den Kindern durch Feld und Garten gingen oder mit einer Handarbeit auf dem Balcon beisammen saßen, sich viel von Anna erzählen ließ, von dem Leben in England und ihren früheren Verhältnissen, so daß Anna zuweilen ihre Phantasie gebrauchen mußte, um der Wahrheit nicht all' zu nahe zu kommen. Wenn Fanny leidend war und liegen mußte, so las ihr Anna vor und das Verhältniß ward allmählig immer vertraulicher und angenehmer für die Gouvernante sowohl, als die Hofräthin. Eines Morgens war Fanny besonders freundlich. „Ich bin ganz glücklich, Miß Dolby," sagte sie und ihre Augen glänzten. „Ich habe schon den zweiten Brief von meinem Manne erhalten." „Und es geht dem Herrn Hofrath gut?" fragte Anna schüchtern. „Sehr gut," sagte Fanny, „und auch die Gesundheit des Prinzen bessert sich zusehends, so daß ich Hoffnung habe, er werde im nächsten Jahre, vielleicht schon Ende des Winters heimkehren." „Werden Sie vielleicht," fragte Anna erröthend, „den Brief an Mrs. Wilton schicken für seine Tochter?" Fanny dankte ihr, sie daran erinnert zu haben. „Ich schreibe noch heut," sagte Anna verlegen,

„darf ich den Brief einlegen?“ Und Fanny übergab ihn ihr mit der Bitte, ihr das Porto berechnen zu wollen.

Spät am Abend erst, als sie auf ihrem Zimmer allein war, konnte Anna den Brief ihres Vaters lesen, wie klopfte aber ihr Herz, als sie darinnen folgende Stelle fand: „Ich vergaß Dir in meinem letzten Briefe zu erzählen, daß ich kurz vor meiner Abreise auf dem Bahnhof durch die Erscheinung eines schönen jungen Mädchens auf das Lebhaftigste an meine Anna erinnert worden bin. Ich sah es als eine gute Vorbedeutung für meine Reise an!“

Vierzehn Tage darauf gab Miß Sarah der Hofräthin eine Antwort an den Hofrath, die sie angeblich von Fräulein Altheim aus England erhalten hatte. Fanny sagte, den Brief betrachtend: „Eine merkwürdige, feste, entschiedene Handschrift für ein so junges Mädchen. Kennen Sie meine Stieftochter näher, Miß Sarah?“

„Ich sah sie oft,“ erwiderte Anna etwas zögernd.

„Sie mag wohl recht vortrefflich und ausgezeichnet sein,“ meinte Fanny, „aber es wird ein wenig zu viel von dieser Vortrefflichkeit gesprochen, sowohl von ihrem Vater als von ihrem Cousin. Auch Onkel und Tante schreiben gar zu viel davon, als daß ich mir nicht denken sollte, ein starkes Maß von Bewunderung und Anerkennung müsse Anna nothwendig geworden sein.“

„Ich höre zum ersten Male, daß Fräulein Altheim für ausgezeichnet gilt,“ sagte Anna erröthend. „Sie hat den Willen, ihre Pflicht zu thun, und die Liebe, die ihr zu Theil wird, zu verdienen, aber sie hat keinerlei Eigenschaften, die sie entfernt dazu berechtigen, Ansprüche zu machen,

und deßhalb ist es auch kein Verdienst von ihr, daß sie von Anmaßung frei geblieben ist."

„Das ist mir lieb zu hören," meinte Fanny und das Gespräch ward durch Herrn von Gröden unterbrochen, der mit seinen beiden Enkelchen an der Hand in die Thüre trat.

„Sie wollen lieber zu ihrer Miß Dolby", sagte er und in der Ueberzeugung, daß Anna kein Deutsch verstehe, fügte er hinzu: „das ist das unvermeidliche Unglück, wenn man solche Bonnen oder Gouvernanten ins Haus nimmt daß sie einem die Kinder entfremden."

Anna suchte von der Zeit an treulich Paul und Helenchen dem Großvater hold zu machen. Bald hieß es: „Hier dürfen wir nicht spielen, bevor es der gute Großvater nicht zugegeben, geht und fragt erst," bald: „Die Blumen können wir nicht pflücken, sie gehören dem Großvater, wenn er es aber erlaubt, dann müssen wir ihm aber auch recht dankbar sein, denn das ist doch gar gut von ihm." Und Herr von Gröden schien sehr erfreut, wenn die Kinder oft auf sein Zimmer kamen, und ihn beim Zeitungslesen oder bei seinen Gutsrechnungen unterbrachen. Dabei war es nicht zu verkennen, wie sehr die Kleinen an Folgsamkeit und guter Laune gewonnen hatten. Anna lehrte sie, sich stets zu beschäftigen. Sei es, daß sie im Garten dürres Laub bei Seite räumten, oder mit kleinen Gießkannen die Blumen bespritzten, oder im Zimmer sich selbst ein Spielzeug erfanden, so war doch eben das gewonnen, daß sie niemals von den Erwachsenen verlangten, für ihre Unterhaltung Sorge zu tragen. Bald waren die raschen Fort-

schritte der Kinder im Englischen so weit gediehen, daß sie nicht nur Alles, was ihnen Anna sagte, verstanden, sondern auch selbst zu sprechen anfingen und Deutsch und Englisch ganz ergötzlich durcheinander warfen. Die Räumlichkeit des Landhauses brachte es mit sich, daß Anna unmittelbar neben der Kinderstube wohnte, welches ihr sehr lieb, Kathinka aber sehr unangenehm war, denn Anna machte oft noch einen späten Besuch bei den Kindern, weil die Kleinen nach ihr verlangten, und beschränkte durch ihre Gegenwart die Freiheit der Jungfer, die sich nicht mehr wegzuschleichen wagte. Kathinka, die mit Neid die wachsende Neigung der Kinder für Anna bemerkte, suchte sich ihre Gunst durch heimlich mitgetheilte Leckerbissen zu erhalten, wobei sie ihnen zu gleicher Zeit Herz und Magen zu verderben drohte, denn sie empfahl ihnen natürlich, davon zu schweigen, und wenn sie gefragt würden, ob sie etwas Süßes gegessen hätten, es standhaft zu leugnen. „Sonst bekommt ihr niemals etwas wieder," sagte sie, „und die Mama schilt!" Anna, die einmal eine solche Lehre vom Nebenzimmer aus mit angehört, war darüber in ihrer innersten Seele empört; sie mochte aber nicht offen gegen Kathinka auftreten, einmal weil sie ja sonst eingestanden haben würde, daß sie ihre deutsche Unterhaltung mit den Kindern verstanden habe, und dann auch, weil ihre natürliche Gutmüthigkeit sie zur Milde und Schonung gegenüber der Dienerin aufforderte, die ja möglicherweise nur aus Beschränktheit gesündigt hatte. Anna begnügte sich daher, in der Stille diesem schädlichen Einfluß entgegenzuwirken. Deßhalb erzählte sie den Kindern kleine Geschichten, wie z. B. die von einem

Knaben, der heimlich genascht und gar noch die Sünde begangen habe, es seinen Eltern nicht zu gestehen, aus denen ihnen zum ersten Male der Begriff von Wahrheit und Lüge recht anschaulich wurde. „Wenn uns aber," fragte Paul einmal nachdenklich, „Jemand etwas schenkt, das gut, sehr gut schmeckt und sagt, wir dürfen es nicht verrathen?" „Dann verleitet er euch," sagte Anna, „entweder aus böser Absicht oder vielleicht nur aus Unverstand zu einem großen Unrecht und ihr müßt weder das Geschenk annehmen, noch viel weniger es verheimlichen." Paul seufzte, denn er hatte, wie Anna wohl wußte, noch einen reichen Vorrath von Kathinka's Geschenk in der Tasche, aber Helenchen zog sogleich ein Bonbon hervor und legte es Anna in den Schoos. Da sagte sie: „Wegwerfen, gute Miß Sarah, das hat mir Kathinka heimlich gegeben." Paul, durch das gute Beispiel der kleinen Schwester angetrieben, kehrte nun auch seine Tasche um, und warf Alles, was er darin geborgen, auf die Erde. „Soll ich's der Mama sagen," fragte er, wehmüthig die schönen Vorräthe betrachtend, „vielleicht darf ich's dann doch essen?" „Nein," meinte Anna, „sie würde dir nicht erlauben davon zu essen und Kathinka, die es doch nicht so böse gemeint hat, ausschelten. Aber wenn sie euch künftig etwas geben will, so haltet ihr das Unrecht vor, und nehmt nichts mehr von ihr an." Die Kinder versprachen dies und hielten auch treulich Wort, was Kathinka's Widerwillen gegen Anna zu wahrem Hasse steigerte, und sie jede Gelegenheit ergreifen ließ, die Gouvernante zu beleidigen oder bei Fanny zu verdächtigen. Diese indessen durchschaute die Eifer-

sucht ihrer Jungfer auf Miß Sarah, wiewohl sie ihr diese Empfindung als ein Zeichen ihrer Anhänglichkeit an die Kinder verzieh. —

Die Einsamkeit des Landlebens auf dem Gute des Herrn von Gröden ward eines Tages durch den Besuch seiner Schwester, der Frau von Brandt und ihrer beiden Töchter auf eine für Anna nicht erfreuliche Weise unterbrochen. Herrn von Grödens Schwester gehörte zu den Frauen, die innerlich kalt und leer gern in äußeren Formen noch Halt für sich und ihre Umgebung suchen, und denen Zwang und Etiquette deshalb wohl thun, weil sie die Stimme des Herzens, für die solche Naturen doch weder Ohr noch Echo haben, auch bei Andern ersticken. Wie war die ungezwungene Heiterkeit des Daseins so plötzlich erstorben seit Frau von Brandts Ankunft. Sie übte denselben beengenden Einfluß auf ihren Bruder, wie auf Fanny und die Kinder, welche letztere sich scheu vor ihr zurückzogen. Nur ihre beiden vorlauten Töchter, ein paar hübsche, aber hochmüthige Mädchen, schienen diesem Einflusse ganz zu entgehen. Sie konnten ungestraft, wie die bevorzugten Aeffchen oder Papageien eines strengen Potentaten, die auch in seiner Gegenwart die tollsten Sprünge wagen und das ungewaschenste Zeug schwatzen, während andere Menschenkinder um ein Geringes ihre Köpfe feil tragen würden, im Beisein ihrer gnädigen Mama sich über Gott und alle Welt lustig machen, Stadtklatschereien und Verläumdungen wiederholen und gegen Herrn von Gröden sowohl, als gegen Fanny einen ziemlich naseweisen Ton annehmen. Die Mama hatte kein

anderes Wort dafür, als: „Kinder, seid nicht so ausgelassen!“ Und ein wohlgefälliges Lächeln milderte diese Zurechtweisung. Anna besonders war den Impertinenzen der beiden Fräulein beständig ausgesetzt. „Ihr habt jetzt eine gute Gelegenheit, eure englische Aussprache zu verbessern,“ hatte ihnen die Mama gesagt, „versäumt sie nicht!“ Und aus Langerweile zeigten sich die Töchter willig, dem Gebote der Mutter Folge zu leisten. Anna und die Kinder entgingen ihrer steten Begleitung nicht mehr, und gewöhnlich machten sie sich den Kleinen eben so unangenehm, als Anna. Fortwährend mit sich selbst beschäftigt, kannten sie keine Rücksicht für Andere und wußten daher am allerwenigsten mit Kindern umzugehen. Wollten diese still sitzen und mit Anna Guirlanden winden oder im Grase spielen, dann hieß es: „Ach nein, lassen sie uns in's Feld oder in den Wald gehen, Miß Dolby!“ Und wenn die Kinder umhersprangen, sollten sie gleich herbeikommen, um sich von den schönen Fräulein unmittelbar nach Tisch schaukeln zu lassen, nicht damit den Kleinen ein Gefallen erwiesen werde, sondern weil die jungen Damen ihre Kraft versuchen wollten. Oder die Kinder mußten in der heißen Sonne auf offenem Felde Kornblumen pflücken, damit die braunen Locken der beiden Fräulein zu Mittag mit einem Kranze prangen könnten. Anna hatte anfangs höflich auszuweichen gesucht, aber wo es sich um die Gesundheit der Kinder handelte, widersetzte sie sich offen. Die Töchter der Frau von Brandt verstanden indessen darin keinen Spaß, denn obwohl sie mit ihrer Mama, die dem lieben Gott wie einem vornehmen Herrn

huldigte und zu deren Tageseintheilung es gehörte, eine Betstunde Vor- und Nachmittags mit ihren Töchtern zu halten, allerlei religiöse Anstandsübungen getrieben hatten, denn höher läßt sich ein so äußerlicher Cultus nicht anschlagen, war ihnen doch jede wahre Frömmigkeit und Demuth fremd geblieben, deßhalb sahen sie es denn als ein Majestätsverbrechen von Seiten einer Gouvernante oder gar einer Bonne an, sich ihnen nicht unbedingt unterzuordnen. Anna hatte also böse Zeit mit ihnen, denn sie nahmen es sich pflichtmäßig vor, ihr recht fühlen zu lassen, daß sie in einer abhängigen Lage sei. „Miß Dolby, ich habe einen Fehler in meinem Stickmuster gemacht, wollen sie es, bitte, wieder auftrennen?“ oder: „Miß Dolby, möchten sie mir meinen Shawl abnehmen, mir ist so heiß!“ Solche und ähnliche Zumuthungen wurden Anna oft am Tage gemacht, wiewohl sie hätte erwiedern können: „Es ist mir nicht minder langweilig, ihr Stickmuster zu verbessern, als ihnen,“ oder: „Glauben sie, daß das Gewicht ihres Shawls auf meinem Arme um einige Lothe weniger werde, als auf dem Ihrigen?“ Aber die Erziehung dieser jungen Damen lag ihr ja nicht ob. Fanny war oft erstaunt, daß Miß Dolby Alles still erduldete, und ihre Langmuth erfüllte sie mit doppelter Anerkennung für sie, obwohl sie nahe daran war, zu wünschen, daß sie nicht so ruhig die Anmaßungen ihrer Cousinen ertragen möchte. Sie selbst war durch ihre Tante unbewußt viel zu sehr eingeschüchtert, als daß ihr eigener Unwille sich in Gegenwart der Frau von Brandt Luft gemacht hätte. Es war eben das verschlossene Wesen dieser Frau, welches einen

Zwang über Andere ausübte. So kommen unbedeutende Geister oft zu einem Einfluß, der ihnen nicht gebühren sollte. Frau von Brandt galt weit und breit für eine ausgezeichnete, tugendhafte Dame, wenn sich auch Niemand jemals wohl in ihrer Nähe fühlte und Niemand rühmen konnte, daß sie ihre Töchter gut erzogen habe, obgleich sie das Wort Erziehung stets im Munde führte. Diesen vortheilhaften Ruf aber dankte die Schwester des Herrn von Gröden der großen Dornenhecke von Kälte und Abgemessenheit, die sie um ihre Tugend und vermeintliche Vortrefflichkeit aufgerichtet hatte, eine Hecke, die so dicht und hoch war, daß Niemand je recht darüber wegsehen konnte, um zu erfahren, was eigentlich dahinter wüchse und gedeihe. Auch Herr von Gröden und Fanny waren nicht zum Bewußtsein gekommen, daß die herbe strenge Tante nicht anders als innerlich vortrefflich sein könne. Dennoch beherrschte sie stets die Atmosphäre, in der sie lebte, und das Gut des Herrn von Gröden hatte seit ihrer Ankunft selbst unter dem offenen Himmel doch keine freie Luft mehr. So erschien es mindestens Anna. Sie entschädigte sich indessen für den Zwang des Tages durch lange Briefe, die sie am Abend an die liebe Tante Wilton schrieb und die ihr eben so treulich von dort erwidert wurden. Auch Frau Heinrichs schickte Anna häufig kleine Berichte nach der Stadt. In Seven-Oaks war Alles wohl, Alles frisch, so meldete man Anna von dort, und diese dachte recht mit Entzücken an die stillen Tugenden ihrer einfachen Tante, und an ihre Güte und Liebe, in der sich Alle sonnen durften. Sie er=

holte sich bei dieser Vorstellung von den immer strafenden Blicken der vortrefflichen Frau von Brandt, die, wie es schien, auf Erden Blitz und Schwert vertreten sollten, und von den schnippischen Mienen ihrer Töchter. „Diese vereinten Geschosse," so schrieb Anna der Tante Wilton, „erscheinen mir zuweilen wie die unvermeidlichen Dolche des Vehmgerichts."

In dem letzten Briefe aus Seven-Oaks war indessen für Anna eine räthselhafte Stelle vorgekommen. Mrs. Wilton hatte geschrieben: „Wenn Du Edmund siehst, so grüße ihn!" War denn Edmund noch in der Nähe? Was konnte er noch in der Stadt suchen, wenn ihr Vater abwesend war? — Anna begriff es nicht, und wagte doch auch nicht, Fanny darüber zu fragen. Indessen klärte sich das Räthsel bald auf. „Ich habe Dir auf morgen Mittag einen Gast gebeten," sagte eines Tages Herr von Gröden zu Fanny, „der einen Brief deines Mannes aufzuweisen und dir Grüße zu bestellen hat."

„Erhielt der junge Wilton einen Brief?" fragte Fanny eifrig, „er ist es doch, nicht wahr?" „Ja wohl," erwiederte Herr von Gröden, und Anna war vor Freuden und Schrecken über die Nachricht feuerroth geworden.

„Ist das nicht der junge Mann," fragte das Fräulein Ulrike von Brandt, ihre Locken streichelnd, „den wir schon neulich bei der Tante in der Stadt sahen?"

„Derselbe," sagte Herr von Gröden.

„Er ist auch Arzt, nicht wahr?" fragte Malvine, die zweite Schwester, geringschätzend. „Er ist ein so tüchtiger Arzt, trotz seiner Jugend," sagte Fanny, „daß ihm

mein Mann bei seiner Abreise all' seine Kranken übergeben hat.“

Jetzt war Anna Alles klar, nur das nicht, daß Edmunds Besuche im Hause seiner Tante so selten seien, daß nicht einer davon in ihre Anwesenheit gefallen war; wiewohl die Entfernung von der Stadt und seinen Kranken wohl dem Arzt eine mehrstündige Abwesenheit erschwerte. Aber hätte er nicht um Anna's Willen kommen sollen, denn er mußte ja von Allem durch die Tante erfahren haben, warum Anna nicht hatte zurückkehren dürfen und wie Miß Dolby ihr Substitut geworden war. Daß die Tante ihr nicht von Edmunds Anstellung schrieb, schien ihr natürlich, da sie voraussetzen konnte, daß Anna längst im Hause des Onkels davon unterrichtet worden sei. Es war auch ihrerseits der Tante nicht aufgefallen, daß Anna in ihren Briefen nicht von Edmund sprach, denn Mrs. Wilton las die Briefe nur mit einem vorherrschenden Interesse, dem an Anna's Fortkommen im Hause ihrer Mutter und der möglichen bevorstehenden Catastrophe einer Erkennungsscene. Anna konnte Edmunds Ankunft kaum erwarten und zitterte doch auch wieder davor, daß sie oder Edmund sich durch ihre Bewegung verrathen möchten, und daß ihr Vetter die demüthigende Art, mit der sie von den jungen Fräulein behandelt ward, am Ende nicht ruhig würde mit ansehen können. Anna war durch diese Gedanken so zerstreut, daß sie oft, wenn sie angeredet wurde, verkehrte Antworten gab, und Frau von Brandt sowohl als ihre Töchter, deren Angel nach fremden Mängeln immer ausgeworfen war, ließen ihr Gericht walten und die Gou-

vernante die Unschicklichkeit ihres Benehmens deutlich genug fühlen. Fanny sah sehr verstimmt aus und Anna bezog ihre Unzufriedenheit auf sich, wenn sie schon den Cousinen galt. Anna ward immer verlegener und war zuletzt entschlossen, sie wolle durch dies Vorspiel abgeschreckt morgen lieber gar nicht bei Tisch erscheinen; da meldeten die schönen Cousinen, die am Fenster standen, die Ankunft eines Einspänners, aus dem, wie sie sagten, ein wunderliches altmodisch gekleidetes Gespenst herausblicke. „Für ein Gespenst zu wohl beleibt," meinte Frau von Brandt witzig und Kathinka kam herein und sagte die ehemalige Dienerin des Hofraths Altheim an, sie verlange die Mamsell Bonne zu sprechen. Anna bat um die Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen und als die gute Heinrichs auf ihrem Zimmer ihr mit offenen Armen entgegen kam, warf sie sich weinend an ihre Brust.

„Herzenskind," sagte diese, „geht's dir schlecht, steht's **so** hier, warum bleibst du dann einen Augenblick länger bei der schlimmen, garstigen Stiefmutter und den ungerathenen Kindern, warum reisen wir nicht heut am Tage wieder nach England?" „Ach schweig doch," rief Anna zwischen ihren Thränen lächelnd, „wer spricht von einer schlimmen Stiefmutter, mir geht's gut, sehr gut bei meiner neuen Mutter und bei den lieben Kindern und sie werden, so hoffe ich, Anna das Leben nicht schwerer machen, als sie es der Gouvernante bisher gemacht haben. — Ich weine nur, weil ich dich wiedersehe, halb aus Freude, halb weil mir eben da unten im Saale so beklommen, so unheimlich zu Muthe war, doch das kommt

von dem Besuche der Frau von Brandt; ach Friederike, wie danke ich's doch meinem lieben Vater im Herzen, daß er mich nicht zu der steinernen Frau und ihren koboldartigen Töchtern gegeben hat!"

Frau Heinrichs begriff nichts von ihrem Ausrufe, aber Anna, durch langes Schweigen redselig gemacht, erzählte ihr nun endlich Alles, was sie bisher nicht wußte und weßhalb sie eigentlich vor nun sechs Jahren von ihrem Vater nach England zu gehen verlangt habe. Frau Heinrichs schlug die Hände zusammen und sagte: „Nun, wenn dir das nicht Segen bringt, Anna! was du für deinen Vater gethan hast, wenn's auch leider wohl zu seinem Unglücke war, so gibt es doch keine Gerechtigkeit auf Erden."

Aber Anna erzählte ihr, wie gut und einfach ihr die Mutter erscheine, wie lieb die Kinder seien und wie sie hoffe, daß der Vater wirklich Glück in seiner Ehe gefunden habe. Sie wollte die Kinder herbei holen, doch Friederike sagte: „Nein, nein, heut nicht, ich habe dir ja viel auszurichten, was ich fast vergessen hätte. Mich schickt Edmund Wilton eigentlich zu dir, den ich vor wenig Tagen sah: er läßt dir sagen, daß du morgen Vormittag bei Zeiten angezogen und auf deinem Zimmer sein möchtest; er werde zeitiger kommen, um dich allein begrüßen und sprechen zu können und das Comödienspiel bei Tische werde ihm dann hoffentlich leichter fallen; hätte er sich davor nicht gefürchtet, so wäre er schon längst hier bei Euch gewesen." Wer war froher als Anna. Sie kehrte, nachdem sie ihre liebe treue Friederike noch mit Milch und Früchten bewirthet und zärtlich von ihr Abschied genommen

hatte, fröhlich in das Gesellschaftszimmer zurück und ihre gerötheten Augen, die ihre heitern Mienen Lügen straften, würden Frau von Brandt und ihren Töchtern viel zu denken gegeben haben, wären sie nicht mit der Beobachtung der Hofräthin beschäftigt gewesen, die eben einen Brief aus Italien erhalten hatte, und ganz in seinen Inhalt vertieft schien. „Was schreibt der Hofrath, Tante?“ fragte Ulrike vorwitzig. Fanny schien es nicht zu hören. Die Fragende erröthete und wollte sich nicht darein ergeben, daß ihre Frage unbeantwortet bleibe.

„Ist der Kronprinz wohler?“ fuhr sie fort, „macht er ein hübsches Haus, gibt er Soireen?“ Aber Fanny blieb stumm. „Frage doch nicht! süßes Kind,“ sagte die Mama mit unwilligem Erröthen, das ihren harten Zügen einen noch unangenehmeren Ausdruck gab, und einem verweisenden Tone, der vielmehr Fanny, als ihrem eigenen Fleisch und Blut galt: „du siehst ja, daß die Nichte ungestört die Mittheilungen ihres Mannes genießen will!“

„Ist dein Mann wohl?“ fragte Herr von Gröden die Tochter. Da hatte Fanny plötzlich Ohren bekommen. „Ja, Papa, Gottlob!“ sagte sie, „ich werde dir gleich aus dem Brief vorlesen!“

„Heißt das, daß wir uns entfernen sollen, liebe Nichte?“ rief Frau von Brandt, sich in ihrer ganzen Länge majestätisch vom Stuhle erhebend.

„Bewahre, liebe Tante,“ erwiderte Fanny arglos, „der Brief enthält keinerlei Geheimnisse.“ Und sie begann zu Anna's unendlicher Freude ihn vorzulesen.

„Kinder seid doch still,“ sagte Herr von Gröden zu

Paul und Helenchen. „Es wird am besten sein, Miß Dolby, sie gehen mit ihnen in den Garten.“

„Nein, auf den Hof!“ rief Paulchen und Anna mußte zu ihrem innersten Leidwesen das Zimmer verlassen, um vor dem Hause mit Paul die Enten zu füttern. „Wärest du drinnen geblieben,“ sagte sie, zum ersten Male ein wenig verdrießlich, „so hättest du vielleicht einen Gruß von deinem Papa bekommen.“ „Ich auch ein Gruß von Papa haben!“ rief die kleine Helene. „Freilich du auch es stand auch einer für dich in dem Brief,“ sagte Anna.

„Wir wollen wieder ins Haus, wollen still zuhören!“ riefen beide Kinder. „Aber nur ganz still!“ sagte Anna und freudig eilte sie mit ihnen in das Zimmer zurück. „Sie haben versprochen ganz ruhig zu sein,“ sagte sie eintretend — der Wunsch, den Brief ihres Vaters zu hören, hatte sie dreist gemacht — „sie wollen recht artig sein.“

„Ei man muß nicht jedem Wunsche der Kinder nachgeben und allen ihren Launen. Sie hätten draußen bleiben sollen, Miß Dolby,“ rief Herr von Gröden verdrießlich über die Unterbrechung. „Es muß für sie selbst ja auch kein großes Vergnügen sein, einen Brief in fremder Sprache vorlesen zu hören!“

Anna erröthete und wollte sich schon wieder mit den Kindern entfernen. „Nein ich bleibe,“ rief Paul. „Miß Dolby hat gesagt, es stehe ein Gruß für mich in dem Brief!“ „Für mich auch,“ rief Helene; und ein wahres Peloton-Feuer aus den Augen der Frau von Brandt traf die arme Anna. „Setzt Euch nur Alle und seid still,“ sagte Fanny, einen freundlich begütigenden Blick auf die

Gouvernante ihrer Kinder werfend; aber Anna sah ihn nicht, denn sie schlug die Augen, die sich mit Thränen gefüllt hatten, nieder. Die Hofräthin fuhr in dem Briefe fort, von dem Anna schon einige Seiten versäumt hatte:

„— — — — aber wie würde ich all diese Herrlichkeiten besser genießen, meine Fanny, wärest Du mit den Kindern bei mir. Die Sehnsucht nach Euch ist oft so überwiegend in mir, daß ich erstaunt bin, zu andern Augenblicken doch noch so viel Sinn und Freude für Kunst und Natur beisammen zu haben." Die Hofräthin, deren Stimme bei dieser Stelle des Briefes anfing, bewegt zu werden, schien hier einige zärtliche Worte mehr zu überschlagen und las dann weiter: „Nun Gottlob, es sind ja nur noch Monate, nicht Jahre, die mich von Euch trennen. Der Winter wird bei Euch bald wieder beginnen, und mit dem ersten Grün sehen wir uns will's Gott wieder. Dann kehrt auch endlich meine Anna zurück zu uns, deren ruhige zufriedene Art und Weise, den neuen Aufschub zu ertragen, mich nicht über ihre innere Sehnsucht nach dem alten Vater, mit dem sie so lange verwachsen und ich möchte beinah sagen verschwistert war, täuschen kann. Und sie wird auch mit Dir, mit den Kindern innerlich verwachsen, meine Fanny, wird Dir unentbehrlich werden, wenn Du sie einmal ganz kennen lernest, und so lieb wie Dein eignes Kind!"

„Ein etwas großes Kind," brummte Herr von Gröden. Fanny schien es nicht zu hören und fuhr fort: „Einstweilen theilst Du ihr doch regelmäßig meine Briefe mit, oder schreibst daraus ab, was Dir gut dünkt, liebe Fanny?"

„Nun wahrhaftig, das ist eine schöne Zumuthung,

Cousine," rief Ulrike, „du läßt es doch wohl bleiben?" — Fanny las weiter: „Sage dann auch Anna, daß mir ihre letzten Briefchen gar zu kurz erschienen seien und die Beschreibungen ihres Aufenthaltes im Hause der Tante haben sehr an Lebendigkeit verloren. — Leb' nun wohl, Herzens-Frau, küsse die Kinder und schicke meinen besten Gruß und Kuß nach England!"

„Mama," fragte Paul, „war das mein Gruß?"

„Nein," sagte Frau von Brandt, „der beste Gruß und Kuß galt ja deiner Stiefschwester."

„Es war auch ein Gruß für dich und Helenchen dabei, Paul," sagte Fanny unwillig und erröthend.

„Wer ist denn meine Stiefschwester?" fragte Paul, „ich habe ja nur die liebe Schwester Anna, von der Papa immer spricht?"

„Du hast auch keine Stiefschwester," rief Fanny, ihr Söhnchen küssend, „nur die Schwester Anna!" Und was hielt diese, daß sie nicht aufsprang, Fanny's Hände zu küssen und den Bruder an ihr Herz zu drücken? Aber sie saß tief über ihre Arbeit gebeugt und athmete hörbar getheilt zwischen Freude und Angst sich zu verrathen.

„Also deine Stieftochter soll wirklich heimkehren zum Frühjahr?" fragte Frau von Brandt Fanny. „Wir werden meine Tochter," sagte Fanny, ihre Worte betonend, „dann aus England abholen."

Anna bemerkte mit Vergnügen, daß Fanny durch die Opposition ihrer Familie, wie alle edleren Naturen, dazu veranlaßt wurde, sich der Unterdrückten anzunehmen.

„O! bis dahin kann sich noch manches ändern," sagte Herr von Gröden. „Ich wollte recht wünschen," meinte Frau von Brandt mit frommem Ton, „daß sie dir weggeheirathet würde!" Fanny sagte empfindlich: „Sie ist noch sehr jung und hat keine Eile, das väterliche Haus zu verlassen." „An Bewunderern fehlt es ihr nicht," meinte Herr von Gröden, „der junge Herr Wilton z. B. spricht ja eigentlich nur auf beiden Knieen von dem Mädchen."

„Nun mich dünkt," meinte Frau von Brandt, „der Papa selber, der Hofrath," (Frau von Brandt schien dieser bürgerliche Titel stets im Hals zu kratzen, denn sie hatte sich in die Heirath ihrer Nichte überhaupt nur aus politischen Rücksichten still gefügt) „mich dünkt, der Hofrath auch ist ganz in die Tochter vernarrt und so eine vergötterte Stieftochter im Hause zu haben, muß eben kein leichtes Spiel sein." Fanny wollte etwas sagen, aber Malvine fiel ihr in's Wort. „Cousine," rief sie lachend, „dann kann sie dir wieder zeigen, wie ehemals in der Pension, auf welche Art du deine Arbeit zusammen legen sollst" — — — —

Fanny sprang auf und war im Begriff zu sagen, „Vielleicht kann sie dich auch manches Andere, Wichtigere lehren," ohne auf Frau von Brandts gewöhnliches: „Malvine, nicht so ausgelassen!" das mit beifälligem Lächeln über die witzige Tochter begleitet war, zu achten — aber Herr von Gröden, der einen Auftritt fürchtete, unterbrach die Aufwallung seiner Tochter durch die Frage:

„Was steht sonst noch in dem Briefe des Hofraths, Fanny? der ganze Rand ist ja beschrieben. Sind es Heimlichkeiten?“

„Nichts Wichtiges, Papa!“ sagte Fanny, den Brief festhaltend, den er ergreifen wollte.

„Etwa wieder ökonomische Rathschläge? der Hofrath soll bedenken, daß du standesgemäß leben mußt,“ und Herr von Gröden streckte abermals die Hand nach dem Briefe aus.

„Papa,“ sagte die Hofräthin, „Moritz gibt mir eher entgegengesetzte Vorschriften — den Brief aber muß ich noch mit dem heutigen Boten nach der Stadt schicken. Miß Sarah wird so gut sein, ihn gleich an Mrs. Wilton zu couvertiren.“ Und sie wandte sich an Anna und trug ihr das Begehren vor. Diese erfaßte schnell den Brief, zu Fanny's großer Verwunderung ihre Absicht, ihn Herrn von Gröden zu entziehen, völlig begreifend und verließ hastig das Zimmer.

Kaum befand sie sich in Sicherheit, als sie das Schreiben des Hofraths nun von Anfang bis zu Ende durchlas. Ja sie überschlug auch die geheimnißvolle Stelle am Rande nicht, hatte ihr doch Fanny den Brief für Anna übergeben. Der Hofrath schrieb darin Folgendes: „Deine Absicht, unsern Haushalt einzuschränken, meine geliebte Frau, rührt und erfreut mich mehr, als ich Dir sagen kann, doch darfst Du darin nicht zu weit gehen wollen. Du hast Recht, Jakob und den Koch zu entlassen, welchen letzteren ich nicht für zuverläßig halte, wenn Du dadurch nicht auch seine Braut, Kathinka, einbüßest, die

Dir ja unentbehrlich ist. Deine Andeutung, auch sie aufgeben zu wollen, um so den Gehalt der Bonne zu erübrigen, gefällt mir schlecht, denn ich glaube, Anna würde späterhin vollkommen Miß Dolby ersetzen, und ein Jahr lang kann ich ja noch wie bisher ohne Bedenken Geld aufnehmen. Nur für die Zukunft wäre ich dagegen, einen solchen Zustand fortzusetzen, den selbst das Vermögen deines Vaters, auf welches wir lieber gar nicht rechnen wollen, nicht ausgleichen könnte. Die Pferde schaffe nicht ab, was sollte aus dem ehrlichen, alten Kutscher unterdessen werden? und Du kannst sie auch selbst gut gebrauchen — Sorge überhaupt für Deine Gesundheit, steh zeitig auf, genieße die Morgenluft und fahre fleißig spazieren!"

Anna hatte eben den Brief zu Ende gelesen und war in Nachdenken versunken über die Geldsorgen des Vaters, die sie für ihn und Fanny betrübten, als leise an die Thür geklopft wurde und die Hofräthin eintrat. „Miß Dolby," sagte sie, „ich muß sie bitten, mir den Brief meines Mannes noch einen Augenblick zu überlassen, ich will noch etwas hineinschreiben." — — — — Anna reichte ihr Feder und Tinte. „O!" sagte sie, „wie wird sich Anna darüber freuen!" „Glauben sie wirklich?" fragte Fanny, die eigentlich nur die Stelle am Rande ausstreichen wollte und eben dabei beschäftigt war, „glauben sie wirklich, daß Anna nach den Grüßen einer unbekannten Stiefmutter verlangt? Muß ich ihr nicht fremd sein, wie sie, ich gestehe es mit Leidwesen, mir doch eigentlich noch fremd geblieben ist?" —

„Es wäre nicht so," sagte Anna seufzend, „wenn sie

beisammen gelebt, wenn Frau und Tochter den Mittelpunkt ihres Daseins im Gatten und Vater gefunden hätten!"

„Sie können Recht haben!" meinte Fanny, noch immer zugleich mit Tinte und Federmesser an dem Briefe arbeitend.

„Aber wie es auch hätte kommen können, das will ich, das wollt' ich beschwören," fuhr Anna fort, „daß Anna — daß Miß Altheim die Frau ihres Vaters, die Mutter ihrer Geschwister jetzt schon ehrt und liebt!"

„Halten sie das wirklich für möglich?" fragte Fanny innehaltend und sich auf ihrem Stuhl umdrehend. „Sie hat mir nie ein Zeichen von innerer Annäherung gegeben, — mich niemals in den wenigen Zeilen, die sie an mich gerichtet, Mutter genannt!"

Anna schwieg einen Augenblick betroffen und fühlte sich schuldig. Es war ihr wirklich unmöglich gewesen, den heiligen Namen Mutter, der nach der Stimme ihres Herzens nur der gebührte, die ihr das Leben gab, so in die blaue Luft hinauszuschreiben, noch ehe sie sich ein Bild von der Gattin ihres Vaters machen konnte. Jetzt, nun sie Fanny kannte, nun sie die Liebe zu den Geschwistern in ihren Augen las, die Bewegung ihrer Seele beobachtete, wenn ein Brief des entfernten Vaters anlangte, nun wäre es Anna schon leicht geworden, sie Mutter zu nennen. Aber hatte denn auch Fanny gar kein Bewußtsein von dem frostigen Eindruck, den ihre eigenen Zeilen an die Stieftochter auf diese hatten hervorbringen müssen? — Fast schien es so, doch fuhr sie fort: „Ich mache der Tochter meines Mannes keinen Vorwurf, Miß Dolby, daß sie sich

keine Mühe gab, einen solchen Schein von Anhänglichkeit und Sympathie für mich zu heucheln. Ich begreife, daß die zweite Heirath des Vaters einer Tochter, welche das Andenken ihrer Mutter liebt und ehrt, verhaßt sein muß, und daß nur durch Kampf die Gefühle von Abneigung und Vorurtheil gegen die, welche die Stelle der Mutter einnimmt, bezwungen werden können" — — — —

„O, urtheilen sie nicht so, Mrs. Altheim, von ihrer Tochter!" rief Anna und würde vielleicht unvorsichtig noch mehr hinzugesetzt haben, wenn nicht Fanny fortgesprochen hätte: „Ich urtheile nur nach meinem eigenen Gefühl, denn gewiß hätte ich die zweite Heirath meines Vaters nicht ertragen können."

„Vielleicht," sagte Anna, „ist auch das Verhältniß zwischen ihnen und Herrn von Gröden ein anderes gewesen, als das ihrer Tochter zu ihrem Herrn Gemahl. Nach Allem, was mir Miß Altheim von dem Hofrath erzählt hat, sieht sie was ihr Vater thut, was er erwählt, für eine höhere Bestimmung an und zweifelt nie daran, daß es zu seinem und ihrem Wohle ausgehen müsse." „O, ja!" sagte Fanny nachdenklich, „es muß ein großes Glück sein, einen Vater zu haben, wie meinen Moritz, so ohne alle Schwäche, alle weltliche Eitelkeit, so rein, so männlich!"

Anna sah ihre Stiefmutter gerührt an und fuhr dann fort: „Ich kann die Stellung einer Tochter zu einem solchen Vater sehr wohl begreifen, weil ich in einem ähnlichen Verhältniß zu dem meinigen war."

„Dann," sagte Fanny, „war ihre Mutter wahr-

scheinlich auch Ihrem Vater nicht in jeder Weise überlegen, wie — — — es die meinige war."

„O nein," entgegnete Anna sanft, „sie war zwar sehr ausgezeichnet und vortrefflich, aber sie sah doch den Vater für ihren Halt, für ihre Stütze im Leben an, und so soll es ja wohl auch sein?"

„Ja, so sollte es sein," sagte Fanny seufzend, „und Gottlob!" fügte sie freudig hinzu, „so ist es auch bei uns. O, Miß Dolby, einem Manne anzugehören, an dem man sich nicht aufrichten kann, den man führen und leiten muß, es mag eine traurige Aufgabe sein für eine Frau! Hätte ich mich nach dem Wunsche meiner Familie verheirathet, so wäre dies wahrscheinlich auch mein Loos geworden, und wie danke ich Gott, daß er mich einen Mann kennen lehrte, wie den meinigen und mich ihm zuführte! wenn schon es nicht in den Idealen eines jungen Mädchens liegt, einen Wittwer zu heirathen und noch dazu den Vater einer erwachsenen Tochter. Ach! nicht die erste Frau zu sein, die in seinem Herzen herrscht, mit dem geliebten Andenken einer Andern den Vergleich bestehen zu müssen!"

„Mich däucht," sagte die angebliche Miß Dolby, gerührt und erfreut durch diese offene Aeußerung ihrer Stiefmutter, „mich däucht, wenn man aus vollem Herzen liebt und zu beglücken strebt, braucht man keinen Vergleich zu fürchten." Fanny seufzte; „es gibt allerhand Eigenschaften," sagte sie, „dahin gehören die einer umsichtigen Hausfrau, die von Jugend auf geübt und ausgebildet werden müssen."

„O nicht doch," rief Anna; „mit Verstand und gu-

tem Willen ist es ja leicht, sich gerade die anzueignen. Aber Mrs. Altheim, da Sie mir durch das Vertrauen, das sich eben in Ihren Worten aussprach, so wohl gethan haben, darf ich Sie bitten, mir auch einen fernern Beweis Ihrer Güte zu geben? Stellen Sie mich doch in Ihrem Hause an, wo und wie es Ihnen gut dünkt, sei es zur Leitung der Wirthschaft oder zu jeder andern Dienstleistung. Ich habe mehr Erfahrung, als Sie vielleicht glauben, des guten Willens bin ich mir bewußt, und ich kann Tadel wohl ertragen" — — — — —

„Sie würden dem am wenigsten ausgesetzt sein," sagte Fanny, liebevoll die Hand des freundlichen Mädchens ergreifend, und ehe sie dieselbe zurückziehen konnte, hatte sie Anna lebhaft mit Küssen und Thränen bedeckt. „Liebe gute Miß Dolby," sagte Fanny, indem sie gerührt einen Kuß auf ihre Stirn drückte, „es thut mir wohl, Ihnen versichern zu können, daß Sie mir lieb und werth sind, ja sehr lieb und werth, und ich bitte Sie, um meinetwillen die unwürdige Behandlung zu verzeihen, die Ihnen anderseits zu Theil wird!"

„O," sagte Anna freudestrahlend, "das gleitet nun Alles an mir ab, wenn Sie nur mit mir zufrieden sind. Aber nicht wahr, Sie wollen meine Dienste im Hause nicht abschlagen? Ich verstehe jetzt genug deutsch, um auch die Rechnungen zu führen."

„Sie sollen mir rathen und helfen, sobald wir im eigenen Hause sind," sagte Fanny, drückte Anna herzlich die Hand und verließ das Zimmer, nochmals an der Thüre Miß Dolby freundlich zunickend.

Das Verhältniß zwischen Anna und Fanny hatte von der Stunde an eine Weihe erhalten. Ein Blick von der Hofräthin genügte jetzt, um die Gouvernante von ihren Wünschen und Gedanken in Kenntniß zu setzen oder sie zu stärken, wenn ihr von Seiten der Frau von Brandt und deren Töchter Beleidigungen widerfuhren, wogegen die stille Sympathie der Miß Dolby Fanny Trost gewährte für das häusliche Kreuz der tantlichen Verwandtschaft.

Als am nächsten Vormittag Edmund an Anna's Thüre erschien, und die erste freudige Begrüßung zwischen Vetter und Cousine vorüber war, konnte Anna Edmund aus tiefstem Herzen sagen, daß sie sich glücklich fühle und Fanny jetzt kenne und liebe. Es bedurfte dieser Versicherung, um Edmund zu beruhigen, der Anna erzählte, er habe es seinen Eltern schwer verdacht, daß sie auf ihre romantische Unternehmung eingegangen seien, und wäre e r nur noch in Seven-Oaks gewesen, n i m m e r hätte er Anna abzureisen erlaubt. Anna lächelte nur dazu und sprach: „Du hättest mir's auch nicht ausreden können, liebster Edmund, und ich habe jetzt mehr als je Ursache, mit der Ausführung meines Planes zufrieden zu sein. Versprich mir nur feierlich, Edmund, daß du mich nicht verrathen willst, bis ich selbst glaube, nun sei es Zeit dazu." Edmund versprach es und gelobte auch sich heut Mittag recht zusammennehmen zu wollen und mit keiner Miene seinen Unwillen zu zeigen, wenn Anna vielleicht nach seiner Meinung nicht von allen Seiten die gebührende Achtung erfahre. Er schüttelte zwar den Kopf bei diesem Gelübde und meinte lächelnd: „Für A n n a will ich das Schwert gewiß nicht ziehen, doch

wenn Miß Dolby, meine Landsmännin beleidigt würde, so weiß ich doch nicht, ob ich für mich einstehen kann.“ Die große Tischglocke rief Vetter und Cousine in das Eßzimmer, wo sie sich nach einander einfanden und Beide etwas verlegen erschienen. Edmund begrüßte seine Tante und die übrigen Anwesenden, Anna begab sich an den Kindertisch, ihren gewöhnlichen Platz dort zwischen Paul und Helene einzunehmen.

„O Miß Dolby!“ rief Fanny, „ich habe Kathinka beordert, den Kindern vorzulegen, wollen Sie nicht hier den Stuhl neben Ihrem Landsmann nehmen?“ Anna verneigte sich erröthend und folgte dem Gebot, während die beiden Schwestern Ulrike und Malvine, die eben im Begriff waren, sich Beide neben Edmund zu setzen, scheu zurückwichen und sich vielsagende Blicke zuwarfen. Sie waren in ihrem schönsten Putz erschienen, die Haare noch sorgfältiger gekräuselt als sonst, wie immer Beide gleichgekleidet, aber heut in rosa Mousselin, der für die Herbstjahreszeit zwar ein wenig luftig schien, aber ihnen doch sehr wohl stand. Und das war ja die Hauptsache. Obwohl sie auf Edmunds Gegenwart im Salon, wenn andere und vornehmere Leute sie bewundern konnten, eben kein Gewicht gelegt haben würden, so ist es doch auf dem Lande ein anderes, wo die Gelegenheiten, sich zu putzen, gar selten vorkommen und man den Eindruck der eigenen Schönheit und Liebenswürdigkeit an Niemand studiren kann, als an den Hausgenossen, die sich, so meinten Malvine und Ulrike, merkwürdig schnell an die Reize der beiden Fräulein gewöhnt hatten. Da lohnte sich's schon der Mühe,

auch viel Anstalten für einen jungen Mann zu machen, der, obwohl ganz und gar unter ihrem Stande, doch recht gut aussah und, wie Ulrike bemerkt hatte, sich sehr gut zu benehmen wußte. „Will sich nicht eine der Cousinen an Herrn Wiltons linke Seite setzen?“ fragte Fanny, da sich die beiden Mädchen, steif wie zwei Wachskerzen, die auf einer Girandole brennen, an ihre Mama anlehnten. „Gönne mir die Freude, einmal zwischen meinen beiden Töchtern zu sitzen, Nichte,“ sagte Frau von Brandt mit Nachdruck, um Fanny die Taktlosigkeit, ihre Bonne an den Tisch zu ziehen und dieser noch vor ihren Töchtern einen Platz anzuweisen, fühlbar zu machen. Fanny schien aber keineswegs darauf zu achten; ohne sich zu besinnen, sagte sie: „So muß ich mich wohl selbst zu Ihnen setzen, lieber Herr Wilton,“ und nahm neben Edmund Platz. Die beiden schönen Schwestern genossen indessen die volle Genugthuung, sich, ohne ihrem Hochmuth etwas vergeben zu haben, (denn sie waren durch ihre Mama, Fanny und den Onkel Gröden würdig eingerahmt,) dem jungen Manne, der sie doch jedenfalls bewundern sollte, gegenüber zu befinden, und versuchten unausgesetzt, ohne an der allgemeinen Unterhaltung Theil zu nehmen, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Bald zischelten sie zusammen und mußten sich sehr wichtige Dinge zu sagen haben, denn sie geberdeten sich, als ob sie das Lachen nicht bezwingen könnten; bald umarmten und küßten sie sich hinter dem Rücken ihrer Mama, wie sie denn überhaupt die Gegenwart Anderer zu gegenseitigen zärtlichen Demonstrationen eher aufzufordern, als daran zu hindern schien. Frau von Brandt

eröffnete das Gespräch, indem sie Edmund nach dem Gesundheitszustand in der Residenz fragte, doch als dieser ihre Frage höflich beantwortet hatte, fuhr sie so beharrlich fort, ihn ein medicinisches Examen bestehen zu lassen, daß Edmund endlich ermüdete, so laienhaften Interpellationen Rede zu stehen, und kurz abbrach. „Ich habe einen Brief vom Onkel erhalten,“ wandte er sich zu Fanny, „den ich Ihnen mitbringe.“ „Danke, ich freue mich ihn zu lesen, obwohl ich neuere Nachrichten aufweisen kann,“ sagte Fanny; „doch haben Sie vielleicht auch Briefe aus England gehabt? wie geht es Ihrer Frau Mutter und meiner, unserer Tochter Anna.“

„O Mr. Wilton,“ rief plötzlich Ulrike, aus ihrer scheinbaren Unaufmerksamkeit erwachend, „Sie sollen ja so begeisterte Lobreden über die Fräulein Altheim halten; ich sehe die Leute gern in extase, gleich viel, für was sie schwärmen; wollen Sie uns nicht, bitte, einen kleinen Vortrag über das Fräulein schenken?“ „Ulrike!“ sagte die Mama mit der bekannten vorwurfsvollen Anerkennung in Ton und Lächeln. Aber Edmund beantwortete zur Beschämung des Fräuleins zuerst ruhig Fanny's Frage. „Meine Mutter und meine Cousine Anna befinden sich Gottlob! wohl,“ sagte er. „Es thut mir leid,“ wandte er sich dann zu Ulrike, deren Antlitz mit Röthe des Unwillens schon ganz übergossen war, „Ihrem Wunsche, mein gnädiges Fräulein, nicht willfahren zu können. Wollte ich über Fräulein Altheim sprechen, so könnte ich diese nur tadeln,“ — Alle sahen ihn verwundert an — „und,“ fuhr er fort, „man soll ja von den Abwesenden

nichts Böses sprechen.“ „O, deshalb geniren Sie sich doch ja nicht,“ meinte vorwitzig Malvine. „Nun denn,“ fuhr Edmund ernsthaft fort, „ich muß bekennen, daß ich Anna für viel zu bescheiden, viel zu nachsichtsvoll gegen Andere, viel zu wirklich gebildet und taktvoll halte, um auf den Namen einer wohlerzogenen jungen Dame Anspruch machen zu können.“ „Ei, ei,“ bemerkte Frau von Brandt, während ihre Töchter verstummten, „das ist ja sehr spitzfindig.“ Fanny lächelte, Miß Dolby sah auf ihren Teller, und Herr von Gröden rief aus: „Dacht' ich's doch, daß es da hinaus sollte — aber es ist gar nicht artig,“ fügte er hinzu, „daß wir, da Miß Dolby doch an unsrem Tische sitzt, die Conversation nicht englisch führen.“ „Miß Dolby,“ wandte er sich in englischer Sprache zu dieser, während in den Augen seiner Schwester eine harte Censur für seine gutmüthige Rücksicht zu lesen stand und Kathinka von dem Kindertische aus wüthende Blicke nach der Gouvernante am Herrentische schoß, „Miß Dolby, sagen Sie uns doch auch Ihre Meinung über das Fräulein Altheim, von der wir eben sprechen; Ihr Nachbar hier übertreibt ihre Vorzüge sicherlich.“ „Miß Altheim,“ sagte Anna mit zitternder Stimme, „würde es, wenn ich sie recht kenne, gewiß ungern sehen, daß überhaupt von ihr gesprochen wird, und ihrem Vetter nicht dankbar sein, wenn er ihr durch übertriebenes Lob schadet.“

„Befehlen Sie?“ fragte Edmund lächelnd und mit den Blicken Anna's Verzeihung erflehend, während er ihr eine Schüssel darbot. Sie dankte, schlug aber die Augen

nicht auf. „Miß Dolby! Miß Dolby!" erscholl da Helenchens Stimme, die Kathinka vergeblich zum Schweigen zu bringen versuchte, „I feel not hungry at all, I am Sick, dear Miss Dolby!"*)

„What is the matter, my darling?"**) rief Anna, und nachdem sie Fanny's Erlaubniß in ihren Mienen gelesen, begab sie sich rasch zu Helene. „Ich habe meine Kinder nie in meinem Zimmer essen lassen, wenn ich nicht allein war," sagte Frau von Brandt mit unterdrücktem Tone, doch so, daß es Fanny hören sollte.

Anna verließ mit Helenchen das Zimmer und schickte bald darauf den Diener an Fanny ab, deren innere Unruhe sich fortwährend verrieth und oft den strafenden Blicken ihrer Tante begegnen mußte, um sie zu benachrichtigen, daß sie Helenchen zu Bett gebracht habe, obwohl es ihr schien, es sei nur ein Schnupfenfieber im Anzuge.

Fanny hob sobald als möglich den Tisch auf und ging mit Edmund, ohne die Censur ihrer Tante zu beachten, zu ihrem Kinde. Edmund fand Helenchens Puls bewegt, hoffte aber, es werde nichts Ernsthaftes daraus entstehen, obwohl er doch bedauerte, wegen der herbstlichen Jahreszeit und der Entfernung von der Stadt, daß Fanny noch auf dem Lande wohne. „Wir wollen hinein, sobald die Kleine außer Bett ist," meinte die besorgte Mutter. Anna blieb bei Helenchen, während Fanny mit Edmund in das Gesellschaftszimmer zurückkehrte.

---

*) Ich habe keinen Hunger! ich bin krank!

**) Was gibt's, mein Liebling?

„Kommst du von deiner Kleinen?“ fragte Frau von Brandt, „ich hoffe, du findest noch Kaffee, oder haben ihn meine Töchter schon ausgeschenkt, wir konnten deinen Papa nicht länger warten lassen“, setzte sie zurechtweisend hinzu.

„Er muß von so schönen Händen dem Papa viel besser gemundet haben“, sagte Fanny, innerlich verletzt, daß die Tante nicht nach dem Zustand ihres Kindes fragte. Herr von Gröden erkundigte sich bei Edmund nach der Kleinen.

„Es ist doch nichts Ansteckendes?“ fragten die schönen Cousinen und wichen scheu vor Fanny und Edmund zurück.

„Man kann es noch nicht mit Bestimmtheit sagen,“ meinte der Letztere, „was sich daraus entwickeln wird.“ Frau von Brandt und ihre Töchter sahen sich bedenklich an.

„Lieber Bruder,“ hob schnell besonnen die Mama an, „ich wollte dir ohnedies ankündigen, daß wir nach Spinneberg zurückkehren müssen; bei der Möglichkeit eines Krankenlagers möchten wir euch jedenfalls zur Last fallen.“

„Vor einem Krankenlager wolle uns Gott behüten,“ rief Herr von Gröden, „indessen könntest du uns da als erfahrene Frau am besten rathen und helfen.“ „Das könnte ich freilich,“ sagte Frau von Brandt mit wichtiger Miene, „mein Gott! wie habe ich meine Kinder gepflegt, aber hier ist soviel andere Hülfe und meine Pflicht als Mutter..... Ulrike, setze dich doch nicht auf den Stuhl der Cousine — wir werden mit deiner Erlaubniß, lieber Bruder, morgen früh aufbrechen. Du kannst uns doch deine Pferde geben?“

„Ich will euch nicht halten“, sagte Herr von Gröden,

dem zum ersten Male ein Licht über das Herz seiner Schwester aufging. Und am nächsten Morgen packten sich Mama und Töchter, (mit vielen Essigflaschen bewaffnet, als sie vor Helenchens Zimmer vorbeigingen) sammt ihren Habseligkeiten auf den Wagen. „Es ist verdrießlich", sagte Frau von Brandt, deren wohl entwickelter ökonomischer Sinn es ihr sehr wünschenswerth gemacht hätte, noch länger bei ihrem Bruder zu bleiben, „daß wir deßhalb aufbrechen müssen." „Und die schöne Parthie nach Langersfelden, die nun unterbleiben mußte! rief Ulrike. Aber Malvine schrie: „Halt! halt!" als der Kutscher wegfahren wollte; „ich habe ja noch ein Bouquet bestellt." Athemlos kam der Gärtner herbei, der auf Malvinens Befehl den Garten und das Gewächshaus geplündert hatte, den Strauß hoch in der Hand haltend. Da in diesem Augenblicke Herr von Gröden im Schlafrocke an seniem Fenster erschien, rief die Mama herauf: „Wir haben Niemand stören wollen, mein liebster Bruder, deshalb sind wir so früh aufgebrochen." „Sieh doch, Onkel," sagte Malvine, ihr Bouquet in einiger Verlegenheit heraushaltend, „wie galant dein Gärtner ist." „Gnädiger Herr," sagte der Gärtner sich entschuldigend, „das Fräulein hatte befohlen." Und der Wagen fuhr von dannen, unter gegenseitigem: „Adieu! Viele Grüße an Fanny! Glückliche Reise! Wir lassen gute Besserung wünschen!" Gleich hinter dem Schloßhofe wurden die freundlichen Mienen, die man dem Onkel zu Ehren hervorgesucht hatte, mit verdrießlichen vertauscht, und die zärtlichen Schwestern warfen eine der andern vor, daß sie zuviel Platz im Wagen einnehme.

Frau von Brandt sagte mit sauersüßer Miene: „Haltet doch Friede, man sollte wirklich meinen, ich hätte euch nicht gut erzogen!“ Bald aber versöhnte sich das Kleeblatt, und die Harmonie war die innigste, als man über Fanny und deren Mesalliance, über Herrn von Grödens blinde Zärtlichkeit für die Tochter, über den naseweisen Arzt und die eingebildete Gouvernante losziehen konnte, welche letztere noch obendrein sich gewiß für sehr schön halte. Diese Voraussetzung bezog sich nur darauf, daß die beiden Fräulein mit Verdruß bemerkt hatten, wie Anna wohl ein Recht auf eine solche Ueberzeugung haben könnte, und dieses Recht war ihr ja natürlich nicht zu verzeihen.

Aber auch Herr von Gröden hatte seine Fenster unwillig zugeworfen; das Benehmen seiner Schwester hatte ihm allerhand zu denken gegeben, und die Nothwendigkeit, ihr seine Pferde zu leihen, setzte Edmund, der zu Fanny's Beruhigung die Nacht da geblieben war, in den Fall, den Weg nach der Stadt zu Fuß anzutreten. Er mußte Fanny noch versprechen, bald wieder zu kommen, und machte dann große Schritte, denn seine Patienten erwarteten ihn.

Indessen nahm Helenchens Fieber täglich zu, und bei Edmunds nächstem Besuche stellte es sich heraus, daß sie die Masern habe. Fanny war in großer Besorgniß, und Herr von Gröden noch viel ängstlicher. Er wollte eine Staffette an den Hofrath nach Venedig schicken. Denn, meinte er, das sei doch wahrhaftig das Wenigste, wenn man einen Arzt zum Schwiegersohn habe, daß er helfe, wenn die Kinder krank seien, und die Pflicht des Vaters gehe jeder andern vor. Fanny stand einen Augenblick

überlegend, und Anna zitterte davor, man werde den Vater nutzlos erschrecken, da doch seine Hülfe entweder, was Gott verhüten wolle, zu spät kommen oder überflüssig sein müsse. Aber Fanny war auch innerlich zu dieser Einsicht gelangt; sie widersetzte sich dem Vorschlag ihres Vaters und auch der Zumuthung, andere Aerzte herbeizuziehen; sie beharrte darauf, Helenchen nur Edmund zu übergeben, in welchen ja der Hofrath so großes Vertrauen setze. Edmund kam auch täglich, blieb oft über Nacht, schien aber durchaus nicht besorgt um die Entscheidung der Krankheit. Anna und Fanny wachten abwechselnd bei der Kleinen, Kathinka war dem Kinde unangenehm und hatte sich auch ein paar Mal vom Schlafe überwältigen lassen. Anna aber durfte kaum die Seite ihres Bettes verlassen, so verlangte Helenchen nach Miß Dolby. Sie war auch unermüdlich in Sorge und Pflege. Herr von Gröden sagte einst in ihrer Gegenwart zu Fanny: „Dies Mädchen darf mir nie wieder aus deinem Hause, du hast einen Schatz an ihr!“ und Fanny erwiederte: „Ich habe ihren Werth längst erkannt.“

Nach neun Tagen war die Gefahr für das Kind überstanden, und man beeilte sich, sobald die Kranke das Bett verlassen und die drei Wochen überstanden waren, nach der Stadt zu ziehen. Aber, als man kaum da angelangt, ward auch Paul von den Masern ergriffen, und die Krankheit trat bei ihm so heftig auf, daß sie sein Leben mehrere Tage in Gefahr setzte. Die zarte Gesundheit seiner Mutter schien unfähig, so viel Spannung und Sorge länger zu ertragen, und nachdem sie täglich schwächer geworden war, sank sie eines Morgens bewußtlos an ihres kranken Kindes

Bett zusammen. — Anna und Edmund trugen sie in das Nebenzimmer, und Anna bat Edmund, zu dem Kinde zurückzugehen, während sie der Mutter alle nöthige Hülfe leistete. Nach und nach erholte sich Fanny wieder, schien aber das volle Bewußtseyn noch nicht erlangt zu haben. — Edmund, der ab und zuging, rief Anna leise zu: „Mit dem Kleinen geht es etwas besser, er athmet leichter, und ich fange an, Hoffnung zu haben, daß das Schlimmste überstanden sei.“ „Täuschest du dich auch nicht?“ fragte Anna, des Vetters Hand erfassend. Aber dieser lächelte zuversichtlich und bat Anna eindringlich, ihm auf einen Augenblick zu folgen, um sich selbst von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen. Anna konnte nicht widerstehen und schlich sich von der Mutter weg, die zu schlummern schien. Paul lag ruhig, seine Wangen hatten die hohe Röthe verloren, er athmete wirklich sanft, und jetzt träumte er wohl angenehm, denn er lächelte, und Edmund der seine Hand faßte, sagte: Siehst du, Anna, die Haut wird feucht, das ist sehr gut.“ Da hörte Anna einen Schrei im Nebenzimmer, und Fanny's Stimme rief: „Gott, mein Kind, wo ist mein Kind?“ Im Augenblick war Anna bei ihr; Fanny stand aufgerichtet, die bleichen Züge noch von Angst entstellt. „Mutter!“ rief Anna, sich selbst ganz vergessend, es geht wahrhaftig besser!“

Fanny sah Anna erstaunt an und schien sich zu besinnen, ob sie wache oder träume. War es denn nicht Miß Dolby, die vor ihr stand? Miß Dolby, die ihr gute Kunde brachte von ihrem Kinde, die sie deutsch anredete und Mutter nannte? Fanny's Blässe verwandelte sich in plötzliche

Röthe, ein Gedanke flammte wie ein Blitz durch ihre Seele. „Ja,“ rief sie, „du bist es, du bist Anna — o, erschrick nicht, sage mir's, daß du meines Altheim Tochter bist, die Schwester meiner Kinder und mein eignes Kind auch!“ Fanny's Arme öffneten sich weit, und Anna sank weinend an ihre Brust. „O!“ sagte Fanny, „wie soll ich es mir je verzeihen, daß ich mich vor dir, vor deiner Nähe gefürchtet habe, daß ich dich, du Schutzengel meiner Kinder, ewig fern von uns gewünscht hatte, wie soll ich's wieder gut machen, und kannst du mir's je vergeben? Wie hast du uns all die Ungerechtigkeit vergolten!“

„Ach Mutter! liebe Mutter!“ sagte Anna bittend, ihre Hand auf Fanny's Mund legend, schweig doch davon und vergib du mir nur, daß auch ich dich nicht geliebt habe, ehe ich dich kannte, daß auch ich vorurtheilsvoll heimkehrte! vergib mir Vergangenes und Künftiges, denn ich weiß wohl Alles, was mir fehlt, und daß du Nachsicht mit mir haben mußt. Aber behalte mich, wie ich bin, bei dir, bei euch!“

Fanny konnte nichts sagen als: „Wohl hatte Moritz Recht, als er dein Herz ein goldenes nannte.“ Da trat Edmund ein. „Nicht so laut, Ihr Lieben,“ meinte er, „Paul erwacht sonst und — man hört jedes Wort da drinnen;“ setzte er freundlich lächelnd hinzu. — „Ach, Herr Wilton! lieber Edmund,“ rief Fanny, „wie geht's? wie geht's meinem Paul? Laß uns wieder zu dem Kinde gehen, meine Anna, geschwind!“ „Nicht jetzt, nicht in dieser Aufregung, Tante,“ sagte Edmund — und dann, Miß Dolby muß vor Paul noch Miß Dolby bleiben. Wie

überraschend würde dem kranken Kinde das ganz Unerwartete kommen, wie leicht seine Begriffe verwirren. Die höchste Ruhe seiner Umgebung ist ihm nothwendig. Aber mich rufen jetzt andere Kranken, und ich kann Paul getrost verlassen. Geh' einstweilen zu ihm, liebste Anna," sagte er zu dieser, „aber nimm dich zusammen und für eine kurze Zeit bleibe noch Miß Dolby, die stille freundliche Pflegerin." Anna lächelte, trocknete ihre noch feuchten Augen, nahm einen ruhig heitern Ausdruck an und sagte: „Nun, da bin ich die Alte; laß mich jetzt hinein, Paul darf nich länger allein sein." — Edmund führte sie in das Nebenzimmer. „In zwei Stunden bin ich wieder hier," sagte er und ging leise, Fanny blieb lauschend an der Thüre stehen. Nach einer Weile trat auch sie ein und setzte sich still neben Anna, an das Bett ihres Kindes. Paul schlief noch immer sanft, so hatte ihn Fanny seit vielen Tagen nicht gesehen. Freudenthränen rollten von ihren Wangen herab, sie faßte schweigend Anna's Hand, Mutter und Tochter saßen so in stillem Glück und frommem Gebet beisammen, und die Zeit strich unbemerkt an ihnen vorbei. „Horch, da kommt Jemand," sagte Fanny. „Es wird Edmund sein, der wiederkehrt," meinte Anna und ging auf den Zehen dem Kommenden entgegen. Behutsam öffnete sie die Thür des Nebenzimmers — es war Herr von Gröden. „Wie geht's, Miß Dolby?" fragte er ängstlich besorgt, die Antwort mit beklommenem Athem erwartend. „Viel, viel besser! rief Anna freudig.

„Gelobt sei Gott! Ist das gewiß?"

„Er schläft schon zwei Stunden sanft und ruhig —

und Edmund, Mr. Wilton wollte ich sagen, meinte, wenn nur die Nacht vorüber sei, wo freilich das Fieber und Phantasieren vielleicht wiederkehren können, — so werde es mit raschen Schritten vorwärts geh'n."

„Die Nacht, ja wäre sie schon vorbei!" sagte seufzend der besorgte Großvater. „Ach Miß Dolby? ich habe noch eine andere schwere Sorge, denn das Schlimme pflegt immer auf einmal zu kommen, die ich Fanny verheimlichen muß." Anna erschrack und rief zitternd: „Doch keine böse Nachricht aus Italien?" Herr von Gröden sah sie verwundert an; in der That war diese Theilnahme von einer Fremden ungewöhnlich. „Ihre Nerven müssen auch angegriffen sein, kein Wunder!" sagte er, und auf ihre ängstlich wiederholte Frage erwiederte er: „Nein, nein, beruhigen Sie sich, es geht meinem Schwiegersohne hoffentlich gut. Aber bleiben wir beim nächsten stehen: wer will heute bei Paul wachen?" „Es ist meine Reihe," sagte Anna eifrig.

„Ihre Reihe? Mir scheint, Ihre Reihe ist immer, alle Tage, liebe Miß Dolby," meinte Herr von Gröden, ihre Hand fassend; „was Sie für uns thun, das läßt sich nur mit dem Herzen fühlen, und glauben Sie mir, Fanny und ich haben ein dankbares Herz, das Seine Schuld gegen Sie kennt und weiß, daß sie nimmer abzutragen ist." „Doch," fügte er zögernd und sich räuspernd hinzu, (was er zu sagen hatte, wollte nicht recht heraus) „Sie sind schon über ein Vierteljahr in unsrem Hause, und die Summe, die zu Ihrem Unterhalt nöthig ist, ward Ihnen noch nicht ausgezahlt. Fanny hat in ihrer Gemüthsaufregung bestimmt

nicht daran gedacht. „Ich trage das Geld schon mehrere Tage mit mir herum, hier,“ sagte er, zwei Rollen aus der Tasche ziehend und sie vor Anna niederlegend, „ist die ausgemachte Summe, hier Miß Dolby nehmen Sie — und als ein Zeichen meiner Freundschaft erlauben Sie mir, dies Sümmchen zu verdoppeln!“

Anna war vor dem Geld erschreckt zurück getreten, doch schickte sie sich schnell in ihre Gouvernantenrolle und sagte: „Die Bonne ihrer Kinder wird nicht mehr annehmen, als ihr gebührt, und das heben Sie ihr auf, nicht wahr?“ Aber Herr von Gröden weigerte sich, ließ das Geld liegen und verließ rasch das Zimmer. Anna lächelte und mußte es behalten, sie versprach sich aber einen guten Gebrauch davon zu machen. Herrn von Grödens geheimnißvolle Sorge gab ihr indessen viel zu denken und zu fürchten, wiewohl sie sich zu ihrem Troste sagte, er habe ja keine Ursache, ihr, der Fremden, ein mögliches Unwohlsein des Hofraths zu verschweigen, doch fiel es ihr auf, daß der Hofrath schon lange nicht geschrieben hatte, und sie betete inbrünstiger als je für den abwesenden Vater am Bett seines Sohnes.

Paul hatte eine bessere Nacht, als man erwarten durfte, und am nächsten Tage meinte Edmund: „Wir sind über den Berg!“ doch mußte noch immer bei dem Kleinen gewacht werden, und Fanny's Kräfte sowohl als Anna's reichten kaum mehr aus. Edmund erklärte, daß er auf eine fremde Wärterin dringen müsse, und da man Kathinka das dazu nöthige Vertrauen nicht schenken konnte, fiel Anna plötzlich ein, man könne Friederiken rufen lassen.

„Wird sie kommen wollen?“ meinte Fanny, „und wird sie für mein Kind thun, was sie für dich, Anna, in deiner Kindheit gethan hat? „Zweifle nicht daran“, sagte Anna und schrieb sogleich an Frau Heinrichs, wie Alles im Hause stehe, und wie Anna sich nur von Friederiken an Pauls Bette wolle ablösen lassen. Eine Stunde darauf schon fand sich Frau Heinrichs ein. Man brauchte sie in dem Hause des Hofraths, da war sie eifrig, hülfreich, still, behende mit allen Eigenschaften einer Pflegerin und allen Groll gegen Fanny vergessend, sobald sie Anna ein einziges Mal von ihr „meine liebe Tochter“ hatte nennen hören. Bald war sie mit Anna um die Wette besorgt, Fanny zu schonen; „denn die Frau Hofräthin ist zart,“ sagte sie, „die kann noch weniger aushalten, als die selige,“ und Paul war ein „Prachtjunge,“ so gut in der Krankheit, so geduldig hatte sie noch kein Kind gesehen. Und Helenchen, „die kleine Hexe,“ sah ja ganz aus, wie Anna, kurz Frau Heinrichs lebte recht auf in neuer Liebe und Thätigkeit nach dem langen müßigen Leben, und ihr Herz ward wieder jung bei den Kindern. Fanny sah bald ein, daß solche Treue, solche Hingebung selten anzutreffen seien, und bat Friederike mit herzlichen Worten, ganz bei ihr zu bleiben. „Mein Himmel, liebe Frau Hofräthin, wenn Sie mich haben wollen? das versteht sich ja, daß ich gern bei meiner Anna, bei den Kindern, bei Ihnen und bei unsrem lieben Hofrathe bleibe,“ sagte Frau Heinrichs vor Freude weinend.

Kathinka sah unter diesen Umständen ein, daß ihres Bleibens nicht länger sein könne, und fand keine Schwie-

rigkeit, Fanny's Einwilligung zu der Heirath mit dem Koch um einige Jahre früher zu erhalten. „Denn unter dem neuen Regiment," sagte Kathinka zu ihrem Auserwählten, „werden unsere Ersparnisse so nicht mehr sehr wachsen." Und ihre Hochzeit ward auf den nächsten Monat festgesetzt.

Nach vierzehn Tagen saß Paul wieder auf dem Sopha, zwar blaß und matt, aber außer aller Gefahr. Anna und Helenchen spielten mit ihm, und jetzt nannte er sie Beide Schwestern, und Herr von Gröden, der nun auch von Allem unterrichtet war, trat herein, und das Bild betrachtend, sagte er zu Paul: „Junge, du hast mehr Glück als Verstand, daß du bei deiner Geburt schon diese Schwester so fertig auf der Welt fandest!" Fanny saß am Schreibtische und schrieb dem Hofrath von der überstandenen Gefahr, in der die Kinder geschwebt hatten, von Miß Dolby — von seiner, **ihrer** Anna — der Brief wollte nicht enden und war schon ein dickes Buch. Da zog Herr von Gröden einen andern aus der Tasche und sagte: Ehe du deinen Brief abschickest, denn du schreibst doch wohl deinem Manne, Tochter, ist hier einer an dich von dem Hofrath zu lesen."

„Und das sagst du mir erst jetzt, Papa, ach es ist ja eine Ewigkeit, daß ich keinen Brief hatte," rief Fanny nach dem Brief greifend.

„Ja, nun die Kinder wohler sind, fällt dir's erst auf, wie lange der Hofrath nicht geschrieben."

Fanny erblaßte. „Vater, um Gottes Willen, ist Moritz krank?"

„Wenn er noch krank wäre," sagte Herr von Gröden, „würde ich hier vor Euch so ruhig von ihm sprechen? Er ist wieder gesund, fast ganz gesund, und nun darfst du den Brief lesen, Fanny, und dich selbst von seiner Convalescenz überzeugen, und du auch, liebe Anna!" Fanny zog zitternd den kleinen Zettel aus dem Couvert, auf welchem der Hofrath mit unsicherer Hand wenige Zeilen geschrieben hatte, und Anna, die ihren Arm um die Mutter geschlungen hielt, las zugleich mit ihr die nachstehenden Worte:

„Liebe Frau! hoffentlich hat man Dir meine Krankheit verheimlichen können, und Du erfährst erst heute durch mich, den Genesenden, daß ich dem Klima von Venedig einen Tribut zahlen mußte: ein nervöses Fieber hatte mich ernsthaft genug gepackt. Ich habe es aber überstanden, und wie fast alles Böse zu etwas Gutem führt in dieser Welt, so ist meine Krankheit die Veranlassung gewesen, daß ich von einem andern Collegen, dem Geheimenrath Silgen, abgelös't wurde und nun, sobald ich kräftig genug bin, zu Euch zurückkehren darf. Der Prinz ist wohl, ich kann ihn ohne Sorge verlassen. Wie ich mich nach Dir, nach Euch Allen, aber vor Allem nach meiner Anna gesehnt habe, von der ich nun sechs lange Jahre getrennt war, von der ich fürchten mußte, daß sie den Vater vielleicht nicht wieder sehen würde, kann ich Dir nicht sagen. Sobald ich bei Dir bin, Fanny, soll und muß sie heimkehren; wir selbst wollen sie abholen. Und wir können dann schon das Weihnachtsfest zusammen feiern. Leb für heute wohl, meine Fanny. Sei ohne Sorge um

mich, ich versichere Dir als Arzt, daß nun alles wirkich vorüber ist.

„Ganz der Deinige.

„Moritz.“

Wie beruhigend auch der Inhalt dieser Zeilen für Jemand gewesen sein möchte, der dadurch von vorausgegangener schlimmer Sorge und Befürchtung befreit worden wäre, so waren doch Fanny und Anna sehr davon erschüttert worden, und Fanny verließ das Zimmer, um ihren Thränen freien Lauf zu lassen. „Du bist recht unvernünftig,“ sagte Herr von Gröden, der mit Anna gefolgt war, „solltest dich freuen, daß es besser geht, und nun weinst du statt dessen.“

„O nein, Großpapa,“ meinte Anna — (Herr von Gröden hatte verlangt, so von ihr genannt zu werden) „das ist wohl natürlich, daß die Mutter, die so plötzlich sieht, an welchem Abgrunde wir gestanden haben, ohne es zu ahnen, noch in dem Maße davon ergriffen wird.“ Fanny zog sie an ihr Herz. „Ja, Anna begreift mich,“ sagte sie. „Aber lieber Papa, nun steht auch mein Entschluß fest, da Paul wieder wohl ist, morgen am Tag mit Kathinka nach Venedig aufzubrechen und meinen Mann mir selbst heimzuholen.“ „Dacht' ich's doch!“ sagte Herr von Gröden. „Es ist überflüssig, aber man wird's ihr nicht ausreden, deßhalb hatte ich für den Fall schon des jungen Wiltons Versprechen erhalten, daß er euch begleiten wolle, und eine gute Mutter für die Kinder behalten wir ja doch hier,“ sagte er Anna's Hand ergreifend. Anna, die selbst gern zu dem Vater geflogen wäre, unterstützte auch mit allen Kräften den Ent-

schluß ihrer Mutter. Fanny trennte sich zwar mit schwerem Herzen von den Kindern, aber aus Anna's Augen leuchtete ja die Versicherung, wie sie bewacht, wie sie gepflegt sein würden. Edmund erfüllte sein Versprechen, die Tante zu begleiten, unter der Bedingung, daß er von Venedig gleich wieder heimkehren dürfe, denn länger als vierzehn Tage höchstens konnte er seine Praxis nicht versäumen. Unter den tausend Beweisen von Liebe und Vertrauen, welche die abreisende Mutter Anna gab, war auch die Erlaubniß oder richtiger die Bitte, unterdessen das Hauswesen zu übernehmen und umzugestalten. Fanny gab ihr nur beim Abschied ihre Wünsche ohngefähr an, und Anna vollzog Alles mit Friederikens Hülfe auf das Zweckmäßigste. Der theure Koch ward noch früher, als er erwartete, verabschiedet und mit einer Dienerin vertauscht, welche unter Friederikens specieller Aufsicht stand. Der alte Christian, des Hofraths Kutscher, ließ sich vorläufig zum Bedienten erheben, da sich eine vortheilhafte Gelegenheit gefunden hatte, die Pferde zu verkaufen, und so konnte er die beiden entlassenen Diener bis zu des Hofraths Rückkehr ersetzen, wo dann der gute treue Johann auf Friederikens Verwendung gern seinem Amte entsagen wollte, um wieder bei seinem lieben Hofrath zu dienen, so lange ihm Gott das Leben lasse. War doch nun wieder Anna im Hause und Frau Heinrichs und die alte Ordnung, da mochte er gern dabei sein. Und Mamsell Kathinka heirathete ja nun ihren Koch, sobald sie wiederkehrte, und kam aus dem Haus.

„Gott sei ewig Dank!“ sagte Johann. Unterdessen hatte Anna auch die Zeit benutzt, um des Hofraths Stu-

dirzimmer zu räumen und zwar sich nicht in dem neuen Flügel des Hauses, in dem eleganten Salon zu etabliren, den man für ihre Ankunft bereit hielt, sondern in Kathinka's ehemaliger Stube, dicht neben den kleinen Geschwistern. Sie wollte ja Miß Dolby's Stelle treulich ersetzen. Kathinka's Zimmer sah neugemalt und mit all den zierlichen Möbeln, die für Anna bestimmt waren, versehen ganz wohnlich aus. Am meisten aber schmückte es, nach Anna's Meinung, das Bild ihrer geliebten Mutter, das Anna mit tiefer Rührung in dem ihr zugedachten Zimmer wieder gefunden hatte. Vor diesem Bilde stand Anna noch in spätern Jahren, oft lange in frommes Gebet versunken, und meinte, dem Einflusse dieser Mutter allein, die noch im Bilde ihre Seele zu tiefer Andacht zu stimmen vermochte, danke sie es, wenn sie gut handle und Gott ihre Handlungen segne.

Paul hatte sich zur Freude des Großvaters und zu Anna's Entzücken merkwürdig schnell erholt und sollte nach Edmunds Heimkehr seinen ersten Ausgang feiern. Anna, die während Fanny's Abwesenheit von dieser regelmäßig Nachricht erhalten hatte, und ihr eben so regelmäßig wiederschrieb, erwartete mit Ungeduld einen Brief aus Venedig selbst, als eines Tages zu ihrer freudigen Ueberraschung Edmund in das Zimmer trat. „Alles wohl, wie ich sehe!“ rief er, „und Gottlob! bring' ich auch gute Nachricht!“ Nun erzählte er ausführlich, wie der Hofrath zwar sehr krank gewesen sei, wie aber stündlich die Kräfte wiederkehrten, wie glücklich ihn Fanny's Ankunft gemacht, wiewohl er sie ausgescholten, daß sie die Kinder verlassen habe.

Fanny aber hätte ihn versichert, Paul und Helenchen seien unter des Großvaters und Miß Dolby's Aufsicht vortrefflich aufgehoben. „Miß Dolby?" fragte Anna, „so weiß der Vater also noch nicht, daß ...."

„Daß seine Anna und Miß Dolby eine und dieselbe Person sind? Nein!" sagte Edmund, „die Tante, die jede Erschütterung, wenn auch eine freudige, vielleicht aus zu großer Aengstlichkeit für ihn fürchtet, hat's ihm bisher verschwiegen, und Gott weiß, ob sie es ihm vor ihrer Rückkunft mittheilen wird. Aber daß sie mit seiner Anna durch Miß Dolby vertraut geworden sei und daß Mutter und Tochter einander durch Briefe viel näher gekommen, sowie daß Fanny auch seine Anna jetzt mit Ungeduld von England zurückerwarte, das Alles hat die Tante deinem Vater gesagt und ihn, der jetzt sehr weich gestimmt ist, dadurch bis zu Thränen gerührt und erfreut." „So ist der Vater doch wohl noch sehr schwach?" fragte Anna ängstlich.

„Fürchte nichts!" tröstete Edmund. „Das ist die natürliche Folge einer solchen Krankheit und wird sich gewiß bald geben. Jetzt laß uns nur sorgen, daß er dich und die Kinder kräftig und wohl auf finde, meine liebe Cousine, und ruhe Seele und Körper aus von der vorangegangenen Sorge und Pflege."

Unter Edmunds Aufsicht durfte nun Paul wieder die Luft genießen und gedieh von dem Tage an so vortrefflich, daß von seiner Krankheit auch die letzten Spuren aus seinem Gesichtchen verschwanden, und er in Kurzem beinah einen halben Kopf gewachsen war, wie Anna und Frau Heinrichs

mit Freuden dem Großvater an des Knaben Kleidern bewiesen. Anna lehrte ihn zu seinem großen Vergnügen buchstabiren und nach und nach lesen; Helenchen strickte mit Eifer bei Frau Heinrichs ein paar Strumpfbänder für die Mama, und tausend kleine Ueberraschungen für beide Aeltern wurden vorbereitet. Rechnet man dazu, daß Anna dem Hause vorstand, eifrig mit der Tante und der Mutter correspondirte, so war es kein Wunder, daß ihr die Zeit rasch verging, und daß unbemerkt der Tag herankam, an welchem der Hofrath mit seiner Gemahlin zurückerwartet wurde. Man war schon am Vorabend in großer Spannung, und Anna fuhr bei jedem Wagen, der vorüberrollte, zusammen und horchte auf. Herr von Gröden drohte ihr mit dem Finger, Edmund lächelte, und Beide sagten: „Heute können sie ja noch nicht kommen.“ Aber Anna entgegnete: „Ehemals pflegte der Vater gern zu überraschen und früher einzutreffen, als er es angekündigt;“ und Frau Heinrichs, die mit den Kindern am andern Ende des Zimmers Bausteine aufsetzte, gab auch ihr Wort dazu und sagte: „Ich wollte wetten, sie kommen schon heut!“ „Ja, ja,“ riefen die Kinder jubelnd, „sie kommen heut!“ und sprangen und tanzten umher. Da wollten sie nun nichts mehr vom Zubettgehen hören, obgleich längst ihre Stunde geschlagen hatte. Endlich muß sich Anna ins Mittel schlagen, und Beide unter allerlei Versprechungen, ihnen noch eine ganz schöne Geschichte zu erzählen, auf ihr Zimmer bringen. Kaum hatte sie aber die Kinder halb entkleidet und Helenchen ihr Nachtgebet gesprochen, als man einen Wagen halten hörte und Edmund an die Thüre klopfte

„Sie kommen! sie kommen!“ rief er, „sie sind schon auf der Treppe!“ — Er drang ein, nahm den jauchzenden Paul auf den Arm und lief dem Hofrath entgegen. Anna warf hastig ein großes Tuch um Helenchens Schultern, hüllte ihre nackten Füßchen in ihre Mantille und trug das Kind, das sich zappelnd vor Ungeduld an ihren Hals hing, dem kleinen Bruder nach. Da stand schon der Hofrath, sein Söhnchen im Arm auf den obersten Treppenstufen, und Fanny eilte Anna und dem Töchterchen entgegen. Anna legte das Kind in die Arme der Mutter und barg ihr Gesicht an Fanny's Brust. Der Hofrath entzog sich in dem Augenblicke den Liebkosungen Pauls, um auch Helenchen, deren Stimme er vernommen hatte, zu umarmen. Er wandte sich um, sah Anna's Gestalt, doch noch nicht ihre Züge, und fragte: „Miß Dolby, nicht wahr?“ Anna blieb unbeweglich; desto stürmischer fühlte Fanny ihr Herz an dem ihrigen pochen. Sie bog sich zurück, so daß der Hofrath allmählig mehr und mehr von Anna erblickte, deren Angst, den Vater zu erschrecken, fast ihrer Freude gleich kam. Der Hofrath stutzte — Anna, ihrer selbst nicht mehr mächtig, wandte sich dem Vater völlig zu, — jetzt sah er das freudestrahlende Gesicht seines Kindes und rief: „Was ist das? Anna! meine Anna!“ —

Nun mag sich der Leser selbst die Scene ausmalen, die darauf folgte. Nachdem Vater und Tochter einander wieder und immer wieder ans Herz gedrückt, fragte der Hofrath: „Aber wie kommst du her, Kind, geliebtes Kind? Wer hat mir diese Ueberraschung bereitet? Wer brachte dich hierher?“

„Sie ist längst bei uns und kam schon mit Miß Dolby hier an," sagte Fanny lächelnd. „Mit Miß Dolby schon — du sprichst in Räthseln," rief der Hofrath; und nun erzählten Fanny, Herr von Gröden und Edmund um die Wette, wie Anna sich in das väterliche Haus eingeführt und wie sie sich darin als Miß Dolby unentbehrlich gemacht habe. Der Hofrath seufzte oft dabei, und die Thränen standen ihm in den Augen, ein tiefer Vorwurf überschlich ihn, daß seine Anna auf diese Weise hatte eindringen müssen, daß er sie nicht längst den Umständen zum Trotz zurückgefordert, daß er sich auf Fanny, auf Herrn von Gröden verlassen, die seine Nachgiebigkeit doch wohl mißbraucht und immer unter tausend, freilich nicht leicht abzuweisenden Gründen neuen Aufschub verlangt hatten, wenn von Anna's Heimkehr die Rede gewesen war. Er dachte daran, wie seine Abreise ihre Rückkehr nicht verhindert hätte, wenn er nur des Empfangs sicher gewesen wäre, der Anna auch in seiner Abwesenheit hätte werden sollen — er sah auf Fanny mit vorwurfsvollem Blick — aber als diese, sich selber anklagend, ihm Anna's Liebe und Güte nicht genug rühmen konnte, als er die Anhänglichkeit seiner Tochter zu Fanny in ihren Augen las und selbst der alte Herr von Gröden nicht enden konnte, Anna zu preisen und dem Hofrath Glück zu einer solchen Tochter zu wünschen, da lösten sich des Vaters Gefühle in reine, innige Freude auf. „Also war es diese Miß Dolby, Fanny, von der du mir erzähltest, sie habe deine Kinder treuer als eine Mutter gepflegt?" fragte er mit feuchtem Blick. „Diese," sagte Fanny, „von der ich

sagte, ich möchte nicht mehr ohne sie leben.“ Und Anna schloß den Mund der Mutter mit einem Kuß.

„Nun,“ warnte lächelnd der Hofrath, „verderbt mir nur meine Anna nicht, sie ist doch am Ende nichts weiter, als ein gutes Kind.“ Und jetzt gab es am Theetisch des Erzählens kein Ende. Frau Heinrichs, Johann und der alte Kutscher Christian waren auch herbeigeeilt, den Hofrath zu begrüßen; wie wohl that es ihm, die alten wohlbekannten Diener wieder unter seinem Dache zu finden. Fanny mußte endlich ihren Mann erinnern, daß er sich noch schonen und früh zur Ruhe gehen solle. Die bequeme Häuslichkeit, die der Hofrath vorfand, trug indessen dazu bei, daß er bald zur völligen Gesundheit gelangte und seine Praxis wieder antreten konnte. Auch der bessere Zustand seiner Finanzen, der aus einer geregelten Hauswirthschaft entsprang, nahm ihm eine wahre Sorge von der Seele. Fanny ward mit Anna's und Friederikens Hülfe bald eine eben so gute Hausfrau, als sie eine vortreffliche Mutter und Gattin war. Doch wollte Anna nie eingestehen, daß die Mutter ihrem Beistande manche Kenntniß verdanke. Sie blieb bescheiden und anspruchlos und ließ Andere gern glauben, daß Fanny Alles besser verstehe als sie, bis es nach und nach zur halben Wahrheit wurde, d. h. bis Fanny mindestens nichts mehr von Anna zu lernen hatte. Kathinka verließ bald nach ihrer Rückkehr das Haus und heirathete von Herrn von Gröden gut ausgestattet, ihren Koch. Mit welchem Vergnügen tanzten Johann und der alte Kutscher auf dieser Hochzeit.

Das Weihnachtsfest ward auf das Freudigste be-

gangen. Anna hatte Herrn von Grödens Gabe an die Gouvernante in Geschenke verwandelt für Aeltern und Geschwister, für Edmund, Friederike und auch manche Arme. Eine große Ueberraschung aber erhöhte das Fest. Es war die unerwartete Ankunft der Tante Wilton mit ihren Kindern, Clara und Charly. Wie war dies Wiedersehen beglückend für Tante und Nichte! Auch Fanny schloß innige Freundschaft mit Mrs. Wilton, die viele Wochen verweilte, um Charly in einem deutschen Institute zu installiren. Endlich wurde sie von dem Onkel Wilton abgeholt, der seine liebe Nichte Anna auch gern wieder mit nach England entführt hätte. „Warum," sagte er zu Fanny, „haben Sie nicht lieber der Gouvernante da die Hölle ein wenig heiß gemacht? nun bleibt sie ewig auf dem Continent, das seh' ich schon." Indessen erlebte Mr. Wilton eine große Freude; denn Edmund, der sich als Arzt in Deutschland niederließ, war ein Jahr darauf der Verlobte seiner Cousine Anna, um deren Besitz er sein Vaterland verlassen hatte. Nachdem Anna ihm mit frohem Herzen am Altar die Hand gereicht, bezogen Beide den neuen Flügel des Hauses, den der Hofrath nun doch nicht umsonst hatte erbauen lassen, und das Familienleben im Altheim'schen Hause ward weit und breit als eines der schönsten und glücklichsten gepriesen. Edmund und Anna nahmen Charly ganz zu sich, und in der Zeit seiner Ferien brachten sie ihn gewöhnlich selbst nach England, wo sie dann einige Wochen im Hause der Ihrigen verweilten. Diese Gewohnheit, alljährlich ihre Aeltern in England zu besuchen, erhielt sich bei Edmund und Anna selbst, als auch sie der Himmel mit

Kindern gesegnet hatte. Aber diese konnte Anna während ihrer Abwesenheit so getrost Fanny übergeben, als die Mutter ihr einst Paul und Helenchen überlassen hatte.

Herr von Gröden, der sich nach und nach in den bürgerlichen Zuschnitt des Hauses seines Schwiegersohnes gefunden hatte, verbrachte dort die heitersten Stunden seines Lebens, umgeben von Liebe und Aufmerksamkeit zwischen Kindern und Enkeln. Er nannte Anna's Kinder im Scherze seine Urenkel und liebte sie fast so zärtlich als seine eignen Enkel.

Charly ward ein tüchtiger junger Mann und Pauls treuster Freund, dessen Entwickelung dem Hofrath auch nur Freude gewährte. Helena blühte zu einer schönen Jungfrau heran, die Anna an äußerer Bildung sowohl, als an Eigenschaften der Seele immer ähnlicher ward.

Von dem Umgang mit Frau von Brandt und ihren Töchtern zog sich Herr von Gröden so viel zurück, als es der Anstand irgend erlaubte. Ulrike und Malvine blieben unverheirathet und wurden recht eigentlich bösartige alte Jungfern, die man gern vermied, wollte man nicht in das Geschwätz der Leute kommen. Die Hofräthin, ihre Cousine, besuchten sie glücklicherweise wenig, denn die Doctorin Wilton, die sie als Miß Dolby so verletzt hatten, erweckte in ihnen eine beschämende Erinnerung, und sie haßten sie deßhalb von ganzem Herzen. Diese aber lebt trotz ihrem Hasse noch immer in Freude und Segen, geliebt und geehrt von den Ihrigen und allen Guten, denen das Glück zu Theil wird, ihr nahe zu stehen.

[illegible] gelegenes Landes. Aber diese letzte [illegible] während ihrer Abwesenheit [illegible] [illegible] [illegible], als die [illegible] ihr einst [illegible] und [illegible] [illegible].

Herr von [illegible], der [illegible] [illegible] nach [illegible] [illegible] Anblick des [illegible] seines [illegible] [illegible] hatte, [illegible] [illegible] [illegible] Stunden [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] seine eigenen [illegible].

[illegible] [illegible] ein [illegible] junger [illegible].

[illegible] [illegible].

Der Opal.

„Noch wach, Ernestine? noch auf den Füßen?“ rief der Obertribunalrath von Geldern seiner schon etwas bejahrten Schwester zu, die den vom Ball Heimkehrenden auf der Treppe empfing.

„Nun, und Helenchen?“ fragte die Angeredete, indem sie das Wachslicht, welches sie in der Hand trug, noch höher erhob, und sich umschauend stehen blieb, die Vermißte zu erwarten.

„O, die bringe ich noch nicht mit,“ antwortete der Tribunalrath und wollte der Schwester Arm ergreifen um sie zu stützen, da sie bereits die Treppen viel leichter abwärts als aufwärts zu gehen begann: aber diese entzog sich dem Bruder, blieb noch Athem schöpfend stehen, und fragte wieder: „Du hast sie allein auf dem Ball gelassen?“ — „Allein?“ sagte der Tribunalrath, — „das heißt, unter der Aufsicht der Hofräthin Stein, und vieler andern mütterlich für sie gesinnter Damen. Aber komm nur ins Zimmer, Ernestine, es zieht gewaltig hier auf der Treppe, und vergäßest du dich nicht der lieben Nichte halber, Niemand

hätte dich vermocht, deiner Gesundheit so zuwider zu handeln."

Fräulein Geldern gehorchte der Mahnung; sie zog den wollenen Shawl dichter um ihren Hals, nahm einen Anlauf und stieg nun wirklich in einem Athem die Treppe am Arm des Bruders hinan. Kaum aber im warmen behaglichen Zimmer angelangt, begann das Examen aufs Neue. Das gute Fräulein wollte viel mehr wissen, als der Bruder zu beantworten im Stande war. „Welche Tänze hatte Helene getanzt? und mit Wem? Was hatte sie gesprochen? Wie ausgesehen?" Vorzüglich viel Gewicht legte Fräulein Geldern auf die Frage, ob ihre Nichte den Cotillon mit dem jungen Herrn von Hagen getanzt habe: ein Umstand, auf den sich der Tribunalrath durchaus nicht besinnen konnte. „Glaub mir, Schwester," sagte er, „ich war herzlich froh, und so wäre es Jeder an meiner Stelle gewesen, als ich endlich dem tollen Lärmen entfliehen, und die qualvolle Aufgabe eines müßigen Zuschauers im heißen Ballsaal, wo man nicht einmal einen Stuhl erobern konnte, mit einem gemächlich ruhigen Sitz am Spieltisch vertauschen durfte."

„Nun wahrlich," sagte die Schwester, „du hast auch kein Talent Interesse am Zuschauen zu gewinnen, wenn du nicht einmal den Cotillon abgewartet, nicht einmal weißt ..." „Was?" rief der Tribunalrath, — „ob der junge Hagen mit Helene getanzt?" „Aber, Schwester, ich hoffe doch, du hast nicht den Freuden und Sorgen des Ehestands entsagt, und dein Leben in beschaulicher Einsamkeit verbracht, um nun in deinen alten Tagen alle Eitel-

keit der Mütter auf deine tantlichen Schultern zu laden? Solltest du bei dem verzeihlichen Wunsch deine Nichte zu versorgen, die wirklich ein liebes Mädchen ist, — aber doch nur ein Mädchen wie hundert andere, — wirklich dein Auge auf Felix Hagen geworfen haben? gerade auf diesen reichsten und ausgezeichnetsten jungen Mann unter Allen im Lande? Solltest du dir einbilden, daß gerade ein solcher ....“ — „Nichts bilde ich mir ein von Allem, was du mir ansinnst,“ unterbrach Fräulein Geldern nicht ohne einigen Eifer ihren Bruder, „einen reichen Erben, einen vornehmen Mann habe ich wahrhaftig für unsre Helene nie gewünscht. Ich kann nicht dafür, daß der junge Hagen reich und angesehen ist; ich sehe in ihm nur einen liebenswerthen edeln Menschen, den einzigen unter allen jungen Leuten unsrer Bekanntschaft nach meiner Meinung, dem ein Mädchen wirklich gut sein könnte ....“ „Sieh doch an!“ sagte der Bruder lächelnd; „so eine Tante wird auch wieder jung in ihren Gefühlen, wenn sie nach Freiern für die Nichte ausschaut.“ „Ich schaue gar nicht aus,“ erwiderte Fräulein Geldern etwas ungeduldig, „bemerke aber wohl, wer meine Helene anschaut, und das that Felix Hagen viel, lieber Bruder.“ „Nun, mir scheint,“ sagte der Tribunalrath lächelnd, „die jungen Leute unsrer Zeit schlügen überhaupt selten einem jungen Mädchen gegenüber die Augen nieder. Auch ist Helene eine neue Erscheinung hier am Ort, die man schon deßhalb mehr beobachtet — überdieß weißt du wohl, daß man den jungen Hagen verlobt glaubt ....“ „Verlobt?“ rief Fräulein Geldern diesmal wirklich erschrocken; „verlobt?“ — „Ja wohl, mit

Clementine von Hagen, seiner Cousine.“ — „O mit der!“ rief Fräulein Geldern, das glaube ich nimmer, „sie ist das grade Gegentheil von ihm!“ — „Daß ich nicht wüßte,“ sagte der Bruder. „Ein sehr hübsches Mädchen! Reich und angesehen, wie er ...“ „Als ob das die Hauptsache wäre,“ rief Fräulein Geldern. „Ich sage dir, sie ist ein Weltkind durch und durch; der junge Hagen kann unmöglich mit diesem Mädchen jemals glücklich werden.“

„Liebe Schwester,“ warnte der Tribunalrath ernst, „hat dir Felix Hagen denn die Sorge für sein Glück schon übertragen? Dir liegt eine ganz andere Pflicht ob, deren gewissenhafte Erfülluug nicht so leicht ist, als du wähnst. Setze dir und deiner guten, anspruchslosen Nichte nichts in den Kopf! Errege nicht Hoffnungen in der Seele des jungen Mädchens, welche doch unerfüllt bleiben werden, und rufe nicht dadurch Enttäuschungen hervor, die den Frieden ihres Gemüths leicht stören, ja vielleicht für immer untergraben könnten, sonst müßte ich wahrlich bereuen, so sehr ich mich Eurer Anwesenheit hier freue, die meine Einsamkeit ja höchst angenehm belebt, daß du dein Stift verließest, und daß Helene nicht in der stillen Umgebung ihrer Mutter und ihrer kleinen Geschwister geblieben ist.“

„Hältst du mich denn wirklich für so thöricht?“ fragte die Schwester verletzt. „Man sollte glauben, bei Euch Männern wäre die gesunde Vernunft das Ergebniß eines harten Kampfes mit Gott weiß welchen widerstrebenden Kräften Eures Geistes, weil Ihr uns Andern immer so gar wenig davon zutraut. Aber dem Himmel sei Dank, ich habe mein Theil erhalten und behalten, Bruder, und

was mein alter Kopf sich einbildet, darf dich nicht beunruhigen. Mit Helenen aber bin ich so vorsichtig, daß der Name des jungen Hagen zwischen uns beiden noch nie genannt worden ist; deßhalb nur ists mir ja so unlieb, daß du auf dem Balle nicht besser Achtung gabst, denn Helenen werde ich gewiß nicht ausfragen. O, ich bereue es wahrhaftig, dem Doctor heut gefolgt zu haben; meine Erkältung ist fast vorüber, und der Ball hätte mir nicht geschadet." — „Nun, Ernestine," sagte der Tribunalrath freundlich, „du übertrittst so wohlgemuth die Vorschriften des Arztes indem du jetzt nach Mitternacht noch wachst, daß du dir über deine zu große Folgsamkeit keine Vorwürfe zu machen brauchst. Geh' zu Bett, ich bitte dich, und träume wenn du willst, von Helenens Hochzeit, erleben glaub' ich, wirst du sie heute doch nicht mehr."

Fräulein Geldern schwieg unentschlossen, ob sie dem Rath folgen solle oder nicht. Da ward angeklopft, und die hagere Gestalt der Jungfer Lehmann, der Haushälterin des Tribunalraths zeigte sich in der Thür. „Ich wollte nur melden, Herr Tribunalrath," begann sie nach einigem Räuspern mit heiserer Stimme, „daß es bereits vor einer geraumen Weile Ein Uhr geschlagen hat — der Herr Tribunalrath haben noch nicht geraucht; ich will die Lampe in das Studirzimmer setzen, denn hier rauchen Sie ja doch nicht mehr," fügte sie mit Nachdruck hinzu. — „Störe ich dich, Bruder?" fragte Fräulein Geldern; sie wußte, daß der Tribunalrath aus Rücksicht für sie, die er nach ihrer Meinung noch zu viel als Gast behandelte, in ihrer Gegenwart oft der Pfeife entsagte. „Bewahre!

Bewahre!“ erwiderte der Tribunalrath. „Sie haben doch Feuer drüben machen lassen, Ulrike?“ — „Ja, ich mußte es eben selbst wieder anmachen,“ sagte Jungfer Lehmann mit einem Selbstgefühl im Ton, als wolle sie andeuten, daß sie da wo es gälte, des Tribunalraths Leben zu retten, nimmer ihr eigenes schone. „Ich habe selbst geheizt,“ wiederholte sie; — „das ungeschickte Ding, die Marie hatte so unvernünftig angelegt.“ — „Das arme Mädchen!“ rief Fräulein Geldern mitleidig, und erregte dadurch einen Anfall von unterdrücktem Zorn in dem nicht eben menschenfreundlichen Gemüth der Haushälterin, der ihr fast den Athem raubte. Sie nahm sich indessen zusammen, und erinnerte nur mit gemessener Haltung: „Es ist drüben warm, Herr Tribunalrath! denn wie gesagt, ich habe dafür gesorgt; aber wenn Dero Fräulein Schwester sich jetzt zur Ruhe begeben wollten, könnten der Herr Tribunalrath Ihrer Gewohnheit gemäß, hier rauchen und die Zeitung hier lesen.“ „Nicht doch, nicht doch!“ rief der Herr vom Hause und winkte der allzu sorgsamen Jungfer Lehmann sich zu entfernen: doch sie blieb noch, als erwarte sie einen weitern Bescheid.

„Ich hoffe, lieber Bruder, ich bin dir nicht so unbequem als es die gute Lehmann vorauszusetzen scheint,“ sagte Fräulein Geldern sanft; wie dürft ich sonst jemals daran denken, unsern Plan zu verwirklichen und einst ganz zu dir ziehen?“ Der Tribunalrath erwiderte als guter Bruder, wie er dann mehr für die Bequemlichkeit der Schwester sorgen werde, als es ihm jetzt bei dem provisorischen Zustande möglich gewesen sei: er selbst aber ver-

misse gegenwärtig nichts was zu seinem eignen Comfort gehöre. „Und nun gehen Sie, Ulrike," sagte er, „legen Sie den Schlafrock zurecht, ich komme gleich." Die Haushälterin verließ kopfschüttelnd das Zimmer. Sie war an eine unbedingte Herrschaft im Hause des Tribunalraths seit mehr denn zehn Jahren gewöhnt, und ohne sie zu mißbrauchen, demüthigte sie doch der Gedanke, zukünftig Jemand Rechenschaft ablegen zu müssen, oder ihrem Herrn am Ende gar ganz entbehrlich zu werden. Jungfer Lehmann warf nicht immer ihre Sorgen allein auf den Himmel, stellte nicht ihm allein ihr Schicksal anheim: sie pflegte oft ein wenig vorauszudenken, nachzuhelfen und zu verbessern wo Hindernisse ihr drohten. Es schien ihr dieß eine Pflicht der Selbsterhaltung.

Sie war eben in die nachdenklichsten Berechnungen vertieft, und alle Möglichkeiten für die Zukunft ermessend, welche Fräulein Gelderns Plänen noch entgegentreten könnten, in des Tribunalraths Studirstube angelangt, als die Klingel sie wieder in das Empfangszimmer rief; mit einem fragenden Ausdruck stellte sie sich dort ein. „O, liebe Lehmann," sagte in guter Absicht Fräulein Geldern, „ich wollte Sie nur bitten, meinethalben ja nicht länger zu wachen. Ich will zwar die Nichte erwarten, aber ich brauche Sie nicht."

„Und wer sollte denn das Fräulein auskleiden?" sagte Jungfer Lehmann, „und das Feuer unterhalten?" „Das kann ja Marie sehr gut," meinte Fräulein Geldern. — „Marie, Marie! ei freilich! die kann Alles!" rief Jungfer Lehmann, dießmal ihres Unmuths nicht mehr

mächtig; „ihr kann man dreist das Haus überlassen. Sie ist auch aus so guter Familie, daß das unbedingte Vertrauen wirklich gut angebracht ist, welches das gnädige Fräulein ihr schenken.“ — „Aber, liebe Ulrike,“ sagte Fräulein Geldern, „ich wollte Sie wahrhaft nicht erzürnen. Ueberhaupt meinte ich, indem ich das Mädchen ins Haus brachte, Ihnen nur einen Gefallen zu erzeigen, und glaubte sie würde Ihnen eine erwünschte Hülfe sein. Habe ich mich getäuscht, und wissen Sie eine Bessere, so werde ich sie wieder mit mir ins Stift nehmen.“ „Ei was,“ rief der Tribunalrath ungeduldig, „Marie bleibt, und ich hoffe, Ulrike, Sie werden sich nicht wieder so thöricht benehmen als heut, noch so wenig Verständniß für den guten Willen und die freundliche Absicht meiner Schwester zeigen. Ich entschuldige Sie durch Ihr angebornes Mißtrauen; aber auch das müssen Sie in seinen Grenzen halten. Marie scheint ein gutes braves Mädchen. Daß ihr Vater ein Holzdieb war, ist kein Beweis gegen ihren eigenen Charakter.

„Nun, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm,“ murmelte Jungfer Lehmann. „Im Gegentheil,“ fuhr Herr von Geldern fort, „standen Mutter und Tochter in der Gemeinde im besten Ansehen. Uebrigens sind Sie dem verstorbenen Förster zu Dank verpflichtet Ulrike, und sollten die Schuld seinem Kinde abzutragen suchen.“ — „Ich dem Christian Dank schuldig?“ rief Jungfer Lehmann außer sich. „Freilich,“ sagte der Tribunalrath gelassen, „er hat Ihnen sein Wort zu rechter Zeit gebrochen, hat Sie nicht zum Altar geführt, — das hätte ja später Mord und Todtschlag gegeben.

Jungfer Ulrike schien diese Mahnung an die Vergangenheit durchaus nicht zu besänftigen. Sie sagte mit zitternder Stimme: „ich würde ihn doch nimmer geheirathet haben! die Schande zu erleben!“ — „Nun eben,“ fuhr der Tribunalrath fort, „Sie sind ihr entgangen, aber seine Frau, sein armes unschuldiges Kind. ...“

„Schon gut, schon gut, Herr Tribunalrath,“ sagte die Lehmann, „da Ihnen die Marie auch schon so am Herzen liegt, thue ich wohl am Besten ....“ „Jetzt zu Bette zu gehen,“ rief der Hausherr: „ja Ulrike, daran thäten sie sehr wohl. Leuchten Sie mir den Gang hinunter; gute Nacht, Schwester.“ Und der Tribunalrath verschwand mit der grollenden Haushälterin, die keine Gelegenheit mehr fand, ihren Zorn auszulassen: denn der Gegenstand ihres Neides, die kleine sechszehnjährige Försterstochter war, als Ulrike in die Küche zurückkehrte, von Fräulein Geldern ins Zimmer gerufen worden. Mit Freuden bemerkte die wohlwollende alte Dame, wie sorgsam und vorsichtig das Mädchen die ihm aufgetragenen Verrichtungen im Zimmer ausführte. Sie entließ Marie mit der Warnung, wohl auf das Feuer Acht zu haben und nicht einzuschlafen. — Indessen mochte trotz dieser Ermahnung die Kleine auf ihrem einsamen Sitz am Heerde, wo sie die verglimmenden Kohlen schürte, um im Auftrag der Tante Geldern ein Töpfchen warmes Wasser für Helene bereit zu halten, doch in großer Versuchung sein, das Gebot zu übertreten. Die Augen waren ihr schon einigemal zugefallen, und sie hatte während Fräulein Geldern drinnen abwechselnd Luft- und Liebesschlösser für Helene baute,

oder sich um das lange Ausbleiben der Nichte ängstigte, wohl auch schon wirklich allerlei geträumt, als die Hausklingel sie aufschreckte. Rasch sprang das junge Kind von seinem Stuhle auf, rieb sich die Augen, legte frisches Holz um das Töpfchen, wartete bis das Feuer knisterte, und eilte, als sie den fortrollenden Wagen hörte, in raschem Lauf, das Licht in der Hand, die Treppe hinunter. — „Sacht! Sacht! Marie, das Licht wird verlöschen," rief die Tante oben; aber schon hüpfte Helene so leichtfüßig die Treppe heran, als hätte sie nicht eben die halbe Nacht durchgetanzt. „Guten Abend, liebste Tante," rief sie und wollte schelten, und Fräulein Geldern zärtliche Vorwürfe machen, daß sie sich nicht längst zur Ruhe begeben habe, aber die Tante ließ sie nicht dazu kommen. — „Willst du Thee, Kind, oder Limonade? Etwas Warmes zu trinken wird dir gut sein:" und während die Nichte für Alles dankte, betrachtete das alte Fräulein mit Wohlgefallen die reizende Erscheinung und die vergnügten Mienen des jungen Mädchens. „Laß dich doch noch einmal ansehen, Helenchen," sagte sie und musterte den einfachen aber hübschen Anzug Helenens, der in einem weißen Linonkleide bestand, dessen Frische seine ganze Schönheit ausmachte. Im Haar trug sie einen Kranz von weißen Hyacinthen und Maiblumen und der Duft des Kranzes beschämte die beste Blumenarbeiterin. „Ach, wie schön!" sagte die kleine Marie, deren Begriffe vom höchsten Luxus überboten waren; und all' ihr Schlaf wich aus den Augen, als sie vollends die kleine Schnur ächter Perlen betrachtete, die Helene um den Hals trug, und die von einem großen schillernden Opal

zusammengehalten wurde. „Ach, wie schön, wie schön!“ — und Mariens Augen glänzten mehr als der Stein, während sie auf den Schmuck blickte und die Hand, vielleicht um die eigne laute Bewunderung zu unterdrücken, auf den Mund legte.

„Hast du dich gut unterhalten?“ fragte Fräulein Geldern. — „Vortrefflich, Herzenstante! — Vortrefflich?“ — die Tante seufzte, denn wie bedeutungsvoll konnte dies „vortrefflich“ sein, und sie durfte nicht fragen.

Helene, die in stiller Häuslichkeit aufgewachsen, und der es schwer geworden war sich von einer geliebten Mutter und vielen kleinen Geschwistern zu trennen denen sie mit der sorgsamen Zärtlichkeit einer ältern Schwester anhing, hatte einige Zeit gebraucht sich fern von diesen heimisch zu fühlen und den Vergnügungen der Stadt irgend Geschmack abzugewinnen. Gewöhnlich sagte sie so oft sie mit der Tante aus einer Gesellschaft wiederkehrte? „wie froh bin ich doch, daß wir wieder allein beisammen sind!“ und erst seit Kurzem bemerkte Fräulein Geldern, daß sie sich nicht mehr unbehaglich und fremd in größeren Kreisen fühlte; welche Folgerungen konnte sie daraus ziehen! Fräulein Geldern war, trotz aller Vernunft, deren sie sich dem Bruder gegenüber gerühmt hatte, weit entfernt vor der Möglichkeit zu erschrecken, daß Helenens Herz einen Eindruck empfunden haben könne, welcher sie mit dem gesellschaftlichen Zwang aussöhne, denn die Tante dachte: gefiele ihr Jemand, so müßte der ja natürlich mit Leib und Leben ihr wieder ergeben sein; daß man Helenens

Liebenswürdigkeit widerstehen könne fiel ihr nicht ein. Wenn Fräulein von Geldern auch einsah, der Tribunalrath habe darin Recht zu behaupten, daß die Nichte ein Mädchen sei wie hundert andre, so flüsterte ihr doch eine innere Stimme zu: „er versteht's wohl nicht! —“ Helene hatte, — sie fühlte es deutlich, — einen geheimen Zauber, dem Nichts gleich kam. Etwas Wahres lag freilich in der Empfindung der Tante; ja, Helene hatte einen solchen Zauber, aber er bestand nur in der Gewalt einer reinen, kindlich frommen Seele; und solche Seelen findet man heutzutage unter den sylphidenartigen Gestalten eines Ballsaals selbst wenn diese der Kindheit kaum entwachsen sind, recht selten. Gefallsucht, Neid, Hochmuth, Eifersucht, das sind die Gefühle, welche oft schon die jungen Herzen bewegen und den Triumphen ihrer Schönheit am meisten entgegenstehen. Solche Gemüther haben aber auch keine stille Herzensheimath, wie Helene, in der sie für andere denken und wirken: sie leben wie die Alltagsfliegen ganz im Augenblick, ganz im Glanz der Lichter und Kronleuchter, und sonnen sich niemals in der Liebe, nur in ihrer eignen Eitelkeit, und dabei wollen sie bewundert, wollen geliebt werden! Ach, wenn so ein junges Mädchen, bevor sie in den Ballsaal tritt, ihre Erscheinung prüfend mustert, ob jedes Haar glatt liegt, ob jedem Faltenwurf sein Recht geschieht, und immer noch verbessernd vor dem Spiegel zögert, wie falsch berechnet sie da die Wirkung all' ihrer Mühen! Der Eindruck, den sie hervorrufen wird, geht doch zuletzt nur von der Seele aus, die durch diese äußere Vollendung durchschimmert, und Gottlob lassen sich nicht

für Einen Abend Blick und Ton der Stimme die aus dem Herzen kommen und wieder zum Herzen gehn, erborgen. Wie holdselige Mienen man auch anzunehmen vermag, die Natur bleibt doch Meisterin, wenn es gilt edel und vornehm in schönem Sinn des Wortes zu erscheinen. Da thun es weder Brüsseler oder sächsische Spitzen, noch die französischen oder deutschen Blumen im Haar, auch nicht die Anstandslehren des Tanzmeisters und der Gouvernante der innere Mensch leuchtet durch und drückt der äußern Erscheinung seinen Stempel auf: das „Aecht" oder „Unächt" schreibt er jedem Mädchen an die Stirn, und trotz alles äußern Glanzes macht uns deßhalb das Eine, gleichviel ob es gnädiges Fräulein oder Comtesse angeredet wird, doch immer nur den Eindruck einer Soubrette, während jene andre einfache und schlichte Jungfrau den Preis vor Allen davonträgt, und unbewußt edel und ausgezeichnet erscheint. Freilich gehören auch zu solchen Unterscheidungen Kenneraugen: aber da macht nicht Erfahrung den Meister, denn wem das Herz auf dem rechten Fleck sitzt, der wird mit solchen Augen geboren und wehe dem, welchem sie fehlen, wenn er einst die Lebensgefährtin erwählt! —

Gewißheit darüber, ob der junge Hagen solchen Scharfblick besitze, wie ihn Fräulein Geldern ihm wünschte und zutraute, erlangte die gute Tante an jenem Abend nicht; ja, sie wagte nicht die entfernteste Anspielung, welche ihr den ersehnten Aufschluß hätte näher bringen können. Erst am nächsten Morgen, als man beim Frühstück zusammen saß und sich Fräulein Geldern in Gegenwart des Bruders

minder verantwortlich fühlte — vielleicht wollte sie ihm auch gern ihre bisherige Zurückhaltung beweisen, — verlangte sie von Helenen zu hören, wie viel Tänze sie denn eigentlich getanzt habe? Der Tribunalrath, dem weitern Verlauf des Verhörs entgegensehend, führte lächelnd die Kaffeetasse zum Munde, während Helene unbefangen antwortete: „o, beinahe alle, Tante." — „Du hast dich also gar nicht ausgeruht?" — „Doch, während eines ganzen Tanzes, weil du mir's so befohlen hattest." — „Das ward dir wohl ziemlich schwer, und mag langweilig für dich gewesen sein?" fragte Fräulein Geldern erwartungsvoll. „Ich habe keine Langweile empfunden; ich sehe gern zu, und überdem unterhielt mich mein Nachbar recht gut." — „Dein Nachbar?" wiederholte die Tante, und der Bruder kam ihr mitleidig zu Hülfe und fragte: „wen hattest du denn zum Nachbarn, Helenchen?" — „Herrn von Richthausen," antwortete die Nichte; „er ist ein recht artiger Mann, und hat eine allerliebste Frau." — Der Tribunalrath lächelte schalkhaft. „Apropos von liebenswürdigen Frauen und Mädchen," fragte die Tante, ihren Rückzug nach der erlittenen Niederlage rasch wieder ordnend, „war nicht auch Fräulein Hagen auf dem Ball?" — „Ja wohl," erwiderte Helene, etwas erröthend, „du meinst doch die Cousine desselben Herrn von Hagen, dem wir schon oft in Gesellschaft begegneten? Sie ist ein schönes Mädchen, aber liebenswürdig? nein; so kam sie mir eben nicht vor, Tante."

„Hast du ihre Bekanntschaft gemacht?"

„Beim Souper, ja; wir saßen fast neben einander."

„Wer hatte sie zu Tisch geführt?“

„Ihr Vetter.“ — „Und dich?“ fragte Fräulein Geldern, eigentlich nur, um dem Bruder ihre Fassung zu beweisen. „Der Sohn des Hauses,“ erwiderte Helene. In dieser Antwort lag doch ein Trost für die arme Tante. Vielleicht, so dachte sie, würde der junge Hagen Helenen zu Tisch geführt haben, wäre ihm Herr Albrecht nicht zuvorgekommen. Jetzt wagte das alte Fräulein rasch die Frage: „Also saß der Sohn des Hauses zwischen dir und Clementine, und machte dich mit ihr bekannt?“ — „Doch nicht, Tantchen, wenn du alles wissen willst. Ihr Vetter war es,“ antwortete Helene unmerklich erröthend. Fräulein Geldern schlürfte mit Behagen ihren Kaffee und blickte triumphirend auf den ironisch lächelnden Bruder, der sich indessen doch still verhielt. Die Schwester, die ihn völlig geschlagen glaubte, that dem eignen Gedankengang nun gar keine Gewalt mehr an, und zwar dachte sie laut: „Der junge Hagen,“ sagte sie, „ist ein sehr gescheuter und tüchtiger Mensch, durchaus angenehm und liebenswerth; ich schätze ihn außerordentlich.“ Helene schwieg zu diesem Glaubensbekenntniß; der Tribunalrath wollte das Gespräch eben abbrechen; doch ehe er zu Worte kam, fragte die Tante schon wieder: „Hat er dich nicht zum Tanz aufgefordert, Helenchen?“ — „Ja, einmal, Tante, aber ich schlug es aus.“ — „Du schlugst es aus?“ fuhr die Tante sich ganz vergessend auf: „weßhalb, Kind?“ — „Hattest du mir denn nicht befohlen, liebe Tante, einen Tanz auszuruhen, und überdies . . . . . .“ — „Ueberdies?“ fragte die Tante gespannt. „Frau von Hagen war auf dem Ball,

und die Frau vom Hause hatte mich ihr nicht vorgestellt — ich selbst mochte weder den Onkel noch den Sohn darum bitten, das machte mich verlegen, die Dame faßte mich so scharf in's Auge, so oft der Sohn mit mir sprach!"

„Ja, wär' ich nur da gewesen," sagte die Tante . . .

— „Es ist mir übrigens eben so lieb, daß ich Frau von Hagen nicht vorgestellt wurde," fuhr Helene fort, „denn ich hätte mich vor ihr ein wenig gefürchtet. Sie hat zwar ein edles Gesicht, ich finde, der Sohn gleicht ihr sehr; aber sie sieht die Leute so streng, so forschend an!

Fräulein Geldern die jetzt hundertfache Schlüsse aus den lebenden Bildern zog, welche Helene ihr vorführte, hatte auch schon wieder hundert Fragen auf der Zunge; aber der Tribunalrath wollte seinerseits das Terrain sondiren: „Also die Braut des jungen Hagen gefiel dir nicht, Helene?" fragte er. — „Die Braut?" wiederholte zögernd das junge Mädchen.

„Ja, eben seine Cousine; man nennt sie allgemein seine Verlobte."

Fräulein Geldern warf einen fragend zürnenden Blick auf ihren Bruder, als wolle sie sagen: „Warum thust du mir Das?" während der Tribunalrath mit dem selbstzufriedenen Gefühl eines geschickten Operateurs, der nach einem kühnen Schnitt ein bedrohliches Uebel für immer beseitigt zu haben glaubt, in Helenens erröthendes Antlitz schaute. Zu seiner Freude schlug sie aber die klaren Augen nicht nieder, sondern fragte theilnehmend: „Onkel, ist das auch gewiß?" — „Dann muß ich mich in dem Mädchen getäuscht haben, und sicher hat sie mehr Geist

und Gemüth als sie verräth.“ — Der Onkel dachte: „gut daß sie sich nur in der Cousine, und nicht in dem Vetter getäuscht zu haben wähnt!“ Fräulein Geldern aber, die sich in der Zeit überlegt hatte, daß ihr Eifer doch vielleicht des Bruders Einmischung verdient habe, fragte mit anscheinender Gleichgültigkeit: „Ich hoffe, Clementine Hagen ist nicht unfreundlich mit dir gewesen, Helene? du mußt ihr doch bestimmt sehr gefallen haben?“ —

„Nun, Tantchen, diese Nothwendigkeit sehe ich nicht ein, aber das Gegentheil auch nicht; ich that ihr nichts zu Leide, und doch würdigte sie mich Anfangs kaum einer Anrede, ja zuletzt keiner Antwort. Als aber der Vetter das Gespräch immer wieder anregte, fragte sie mich so schnippisch aus, nach allem was allein mich und meine Familie angeht, weßhalb ich eigentlich hier sei, wie lange ich bleibe u. s. w. als solle sie mir einen Paß ausstellen. Aus Höflichkeit gab ich Anfangs Bescheid, da sie aber immer fortfuhr mich wie ein Schulkind zu examiniren, und niemals darauf achtete, wenn ich einen andern Gegenstand der Unterhaltung versuchte, sondern dann stets recht unartig den Kopf von mir wegwandte, als habe sie gar nichts gehört, so ward ich endlich auch der Sache müde, und brach das Frage- und Antwortspiel ab; sie schien nun ihrerseits beleidigt und hätte nicht etwas an meinem Anzuge ihre Aufmerksamkeit so gefesselt, daß sie immer wieder danach hinsehen mußte, so würde sie mir wohl den ganzen Abend den Rücken gedreht haben.“ — „Nun, was war denn das?“ fragte die Tante neugierig. „O, der große Opal an meiner Perlenschnur,“ sagte Helene; „sie sah ihn unverwandt an,

und machte alle Umstehenden darauf aufmerksam, als ob er an meinem Halse zur allgemeinen Ansicht ausgestellt gewesen sei. Sie meinte einen so schönen noch nie gesehen zu haben. Wie gut doch so ein Stein kleide, wiederholte sie; er mache jeden Anzug elegant." — „Sollte das heißen," fragte die Tante jetzt empfindlich, „daß an dem Deinigen ohne den Stein gar nichts gewesen wäre? Ich hätte wahrlich Fräulein Clementinen mehr Erziehung zugetraut." — „Mangel an Erziehung nennst du das?" sagte der Tribunalrath. „Die Erziehung ist's ja eben, die so viel Selbstgefühl verleiht, und uns beibringt, Andere über die Achsel anzusehn." — „Aber Tante," sagte Helene gutherzig, „so kann es Fräulein Hagen ja nicht gemeint haben! Mein Kleid war so hübsch, ich habe noch nie ein so hübsches getragen!"

„Ach, das beweist ja nichts," sagte die Tante ganz schwermüthig — und alle Spitzen, Crepp's und Volants die möglicherweise auf dem Ball figurirt, und das einfache Linonkleid in den Schatten gestellt haben mochten, standen wie quälende Gespenster vor ihrer Seele. „Einfachheit ist ein gut Ding," dachte sie, „aber wenn das Kind gar zu unscheinbar ausgesehen hätte ..... Waren noch andre junge Mädchen in Linon?" fragte sie rasch. „Aber, Tante! du meinst doch nicht, mein Anzug habe nicht gefallen? Nun will ich dir doch erzählen, daß mir zweimal gesagt wurde, es sei das geschmackvollste auf dem ganzen Ball." — „Wer? wer hat das gesagt?" rief die Tante außer sich: denn die unerfahrene Seele des alten Fräuleins war naiv genug einem Liebhaber eine so fade Bemerkung zuzutrauen. „Frau von Richthausen" antwortete Helene, „und der junge Herr

Albrecht. Nein, glaub' mir, Tantchen, Clementine Hagen hat nur an mir selbst, nicht an meinem Kleide Mißfallen gefunden, und das habe ich nicht allein gefühlt; ich meine, es sei auch meinen Nachbarn aufgefallen: sie waren beide den ganzen Abend bemüht durch Aufmerksamkeit für mich das Benehmen des Fräuleins wieder gut zu machen."

„Also das war er doch?" rief Fräulein Geldern immer mit dem Einen Gedanken beschäftigt. — „Wer?" fragte Helene erstaunt.

„O, Helenchen," unterbrach der Tribunalrath, „sag' mir doch, wo stammt denn eigentlich der Opal her, den du trugst?" — „Von der Großmutter," antwortete Helene; „es war der Mutter Hochzeitschmuck; sie hat ihn mir zu meinem sechszehnten Geburtstag geschenkt, nachdem sie kurz vorher drauf und dran war, ihn zum Besten der abgebrannten Nachbarn im Ellerthal zu verkaufen; und hättest du ihnen nicht durch die Collecte aus der Noth geholfen, Onkel, ..." „Ja, sie ist immer viel zu gutherzig," sagte der Tribunalrath, „aber hole den Stein doch einmal herbei, liebes Kind. Wenn mir auch die nicht geschliffenen Steine lieber sind als die gefaßten, so möchte ich ihn doch gern einmal sehn."

Helene sprang auf, des Onkels Wunsch zu willfahren. „Willst du nicht lieber klingeln, Helene," rief die Tante; Marie kann den Schmuck ja bringen; dein Frühstück wird sonst kalt." Aber die Nichte war schon aus der Thür.

Der Tribunalrath versäumte nun nicht, eine kleine Predigt über den Text zu halten, wie kalter Kaffee für

junge Mädchen weit unschädlicher sei, als zu warmes Interesse an ihren Successen; und Fräulein Geldern nahm diese Ermahnung um so geduldiger hin, je mehr sie durch die letzten Andeutungen der Nichte in ihren kühnen Hoffnungen bestärkt worden war. Helene blieb indessen länger aus, als sich's die Tante zu erklären wußte, die schon mehrmals die verlaßne Kaffeetasse zugedeckt und sie endlich sorgsam auf den dampfenden Wasserkessel gestellt hatte. „Sie wird noch andern Schmuck suchen," sagte der Tribunalrath. „Du lieber Gott, sie besitzt ja nichts Anderes," rief Fräulein Geldern, und wollte eben aufstehen nach der Nichte zu sehen, als Helene mit bestürzten Mienen in's Zimmer trat.

„Nun, was giebts?" fragte der Onkel. „Denke doch, Tante," rief Helene, „meine Kette ....." „Verlegt?" war die Tante zu fragen im Begriff. „Sie hält sie ja in der Hand!" unterbrach der Tribunalrath. „Ja, die Kette wohl, Onkel, aber das Schloß ...." — „Nun?" — „Der Opal muß verloren sein, ich fand die Kette so, wie du sie hier siehst," und Helene zeigte traurig die Perlenschnur und das Schloß ohne den Opal.

„Aber Kind!" rief die Tante, „er ist nur herausgefallen, das sieht man ja; er kann an deinem Kleide, an deinem Shawl hängen geblieben sein; hast du schon ordentlich gesucht?" — „Gewiß, und überall," antwortete Helene. „Vielleicht verlor ich ihn im Wagen, oder schon auf dem Wege zum Einsteigen." — „Nicht doch, nicht doch, jetzt besinne ich mich ja," sagte die Tante: „freilich, freilich, du hattest ihn noch gestern Abend als du heim

kamst. — „So scheint mir auch," meinte Helene, „aber mit Bestimmtheit könnte ich's doch nicht sagen. — „Ruft nur Ulrike," rieth der Onkel, „die wird sich gewiß erinnern." — . . . „Sie war schon zu Bett als Helene vom Ball heimkam," sagte Fräulein Geldern; „aber Marie, ..." „Ja, Marie besinnt sich vielleicht," rief Helene und eilte auf den Balcon, dem Mädchen zu winken das im Hofe Fässer und Kannen zu scheuern beschäftigt war. — „Ein schlimmes Zeichen bleibt's für Tanten und Nichten unserer Zeit," sagte der Rath kopfschüttelnd, indem er das Schloß des Schmuckes betrachtete, „daß ihr beide gestern zu zerstreut wart, um heut mit Sicherheit sagen zu können, der Opal sei am Abend nach dem Ball noch im Schloß befestigt gewesen." — „Ich möchte es fast behaupten," erwiderte Fräulein von Geldern nachdenkend.

Helene kehrte wieder, und bald folgte ihr auch Marie: zaghaft und verlegen die nasse Schürze zurückschlagend, trat das Mädchen ein. Fräulein Geldern wollte sie fragen, aber ihr Bruder nahm das Wort und dem Mädchen prüfend ins Auge blickend; redete er sie an: „Marie, hast du bemerkt, ob meine Nichte Helene gestern Nacht diesen Schmuck hier um ihren Hals trug als sie zurückkam?" — Stockend fragte Marie: „Ich?" „Ja, du!" sagte der Tribunalrath laut und feierlich. „Mein Gott," rief Fräulein Geldern, „du erschreckst ja das arme Kind! Sieht's doch aus, als wolltest du sie verhören!" Und sie nahm dem Bruder die Kette aus der Hand, ging freundlich auf das Mädchen zu, und sagte mit

sanfter Stimme: „Verstehst du, Marie, Helene hat den Stein da aus dem Schloß verloren, und wir wissen nicht, ob dies auf dem Ball geschah, oder hier im Hause. „Den Stein? den schönen Stein?“ rief Marie. „Den habe ich ja noch gestern an dem Fräulein gesehen, als sie zu Hause kam, so gewiß als ich hier stehe....“ „Siehst du,“ sagte Fräulein Geldern, und der Tribunalrath fragte sich, ob das Mädchen doch wohl unschuldig oder schon sehr listig sei. Der Jurist, den der Tribunalrath sonst in seinem Studirzimmer zurückzulassen pflegte, wollte ihm heut die Sorglosigkeit der behaglichen Schlafrocks-Stimmung nicht gönnen. Durch eine lange Erfahrung stand der Grundsatz in ihm fest, daß jede Ehrlichkeit nur eine bedingte sei, und man konnte daher im täglichen Leben und im eigenen Hause nicht nachsichtiger sein, als es Herr von Geldern war, der gern über kleine Unterschleife ein Auge zudrückte. Ein andres war es mit offnem Diebstahl, wenn er noch dazu wie heute „einen interessanten Fall“ versprach. „Komm Marie!“ sagte Helene, „laß uns denn auf's Neue suchen.“ „Ja, sucht nur,“ sagte der Onkel schlau, „aber tretet behutsam auf, denn man kann die Opale wie Glas zertreten, und wenn ihr nicht jetzt schon die Bröckel findet, — (zum Glück ist der Gang noch nicht gekehrt,) so muß der Stein noch ganz vorhanden sein, denn Hexen gibt's Gottlob nicht, und Juwelen haben keine Beine.“ Der Tribunalrath sagte diese Worte mit Nachdruck. „Nimm ein Licht mit Marie,“ rief er dem Mädchen nach, „der Gang ist ja dunkel.“ — „Wie du das Alles sagst, Bruder,“ schalt Fräulein Geldern; „du hast doch keinen Verdacht?“ — „Nun, wer

weiß," versetzte der Tribunalrath. „Die Ulrike mit ihrem dummen Sprüchwort behält am Ende doch Recht." „Aber," sagte die Schwester, „wenn der Opal entwendet wäre, würde der Dieb doch wahrlich auch das Schloß genommen haben?" — „Die Diebe sind oft sehr klug, liebe Schwester," antwortete der Tribunalrath; „der Opal konnte herausfallen, das Schloß nicht. Ueberdies findet sich der Stein vielleicht wieder: wo er aber dann herkommt, das weiß ich, und behalte das Mädchen auch nicht länger im Hause." — „Wen? Marie?"

„Traue meiner Erfahrung in solchen Dingen, Schwester." Fräulein Geldern schüttelte traurig den Kopf. „Ich will doch auch suchen," sagte sie. Da erschien Ulrike mit einem kleinen Knaben an der Hand. „O, mein Karlchen! mein Pathchen!" rief die alte Dame freudig, das Kind in ihre Arme fassend. „Helene, Helene, komm doch, Karlchen ist da!" und Helene kam herbei und freute sich nicht minder an dem Kinde als die Tante. — „Der Herr Pastor will ihn erst am Nachmittag wieder abholen," sagte die Lehmann verdrießlich, die einen Zuwachs an Beschäftigung durch die Gegenwart des Kleinen fürchtete, und überhaupt Kinder weit weniger liebte als junge Katzen, die nach ihrer Meinung nicht nur sauberer, sondern auch weit ergötzlicher waren, als Jene. „Ihr seid zu Mittag ausgebeten," erinnerte der Tribunalrath. „Das ist wahr," sagte überlegend die Schwester, „aber dann geben Ulrike und Marie wohl auf den Kleinen acht.'

„Der Kutscher könnte ihn sonst auch gleich wieder mitnehmen, wenn er heute stört," bemerkte die Lehmann: „der

Herr Pastor hat es gleich sagen lassen, weil seine Geschäfte in der Stadt ihn bis zum Abend aufhalten; im Fall also der Kleine heut lästig fällt“.... „Nein, ich will da bleiben,“ rief der Knabe, riß sich von Ulrikens dürrer Hand los und schmiegte sich an Helene. „Lassen Sie nur den Kutscher fortfahren,“ sagte Fräulein Geldern, „es wird sich schon alles einrichten.“ „Schön“! rief Ulrike mit einem Ton, der dieser zustimmenden Antwort nicht angemessen war, und verließ grollend das Zimmer. Auf dem Gang stolperte sie über die Gestalt der armen am Boden suchenden Marie. — „Nun, was stellt das vor? — Was liegst du hier an der Erde, daß man über dich wegfallen und Hals und Bein brechen könnte?“ „Ach, Mamsell Lehmann,“ jammerte das Mädchen, „ich suche den Stein.“ — „Welchen Stein?“ — „Den weißen schönen Stein, den Fräulein Helene gestern Abend verloren hat.“ — „Warum hast du nicht besser aufgepaßt,“ schalt Ulrike; „wie leicht hätte man ihn zertreten können!“ Sie wollte noch etwas hinzusetzen, aber als Marie sie weinend unterbrach: „Ach Mamsell Lehmann! Wenn er sich nicht wiederfindet, wird mich der Herr gewiß fortschicken,“ — hielt sie inne, murmelte etwas zwischen ihren Zähnen, öffnete dann die Küchenthür, und warf sie schallend hinter sich zu. Marie suchte eifrig fort, den Wachsstock in der einen Hand haltend. Der Tribunalrath, der auf sein Arbeitszimmer ging, kam an ihr vorüber. „Hast du ihn nicht gefunden?“ fragte er streng. — „Noch nicht,“ antwortete das Mädchen halblaut und mit zitternder Stimme: „aber er muß sich ja finden, er war gestern Abend noch da!“ — „Das meine ich auch,“ sagte der Tribunalrath fast befehlend, und

ging in sein Zimmer. Dem armen suchenden Mädchen vergingen die Augen.

Unterdessen spielten Tante und Nichte mit dem kleinen Karl und hatten den Opal fast ganz vergessen. Einige Besuche, darunter Herr Albrecht, der sich nach Helenens Befinden erkundigen wollte, stellten sich ein; die Mittagsstunde kam heran. Helene mußte sich ankleiden. Der Tribunalrath erklärte, die Damen nicht zum Diner begleiten zu können, weil ein Geschäft ihn über Land rief; ob er vor dem nächsten Morgen wiederkehren werde, schien ihm zweifelhaft. Doch brachte er trotz aller Eile, die ihm die Vorbereitungen zu der kleinen Reise auferlegten, Tante und Nichte an den Wagen. „Aber Karlchen! gehe nicht zu nahe an die Pferde," rief Helene dem Knaben zu. „Haben Sie doch recht gut Acht auf ihn, Ulrike," bat sie diese; „sagen Sie auch Marie, sich seiner anzunehmen," setzte Fräulein Geldern hinzu. „Wenn Ich da bin, bedarf's wohl ihrer Aufsicht nicht, antwortete Ulrike; übrigens ist Marie nicht zu Hause." — „Es ist wahr, ich sah sie den ganzen Morgen nicht," sagte Helene; „wo ist sie?"

— „Sie bat mich um Erlaubniß, zu ihrer Mutter gehen zu dürfen," antwortete der Onkel; „ich hatte kurz zuvor sie, aber nicht sie allein, sondern auch Ulrike, den Kutscher und den Hausmann auf mein Zimmer kommen lassen, und den Leuten allen erklärt, daß ich, falls sich der Opal nicht noch vor meiner Abreise wiederfände, polizeiliche Maßregeln ergreifen würde. Gleich darauf kam Marie wieder mit verweinten Augen in mein Zimmer und holte sich die Erlaubniß, ihre Mutter besuchen zu dürfen." „Arme Marie!"

sagte Fräulein Geldern, und Helene erblaßte. Da rief der kleine Karl plötzlich mit tragisch=komischem Pathos, indem er seine Hände rang: „Ach, wenn doch nur der Stein, der Stein wieder da wäre!" — So hat Marie immer gerufen," setzte er dann erklärend hinzu. — „Marie?" fragte Helene erschreckt. — „Steig' ein, steig' ein, Kind," sagte der Tribunalrath ungeduldig, „die Pferde wollen nicht länger stehn"; und er schob Helene in den Wagen; die Tante saß schon drin, die Kutsche rollte davon, während Karlchen Kußhände nachwarf. — „Glaubst du denn Tante," fragte Helene, „daß Marie vermuthen könne, man habe gegen sie Verdacht?" — „Wie sollte sie nicht?" erwiderte die Tante." „Aber das ist ja schrecklich," rief Helene ganz außer sich. „Du selbst glaubst doch sicher nicht daran?" — „Ich nicht, obgleich die Sache sonderbar genug erscheint; aber der Bruder" — — — — „O," sagte Helene, „ich wollte, ich hätte den Stein nie besessen! hörtest du wohl, Tante, wie der Kleine Marien nachsprach? Es ging mir durch die Seele, wie das Kind so kläglich redete." „Ja, Kinder sind kleine Affen," sagte die Tante: „sie ahmen selbst den Laut des Kummers nach, den sie doch noch nicht verstehen. Hätte ich das Mädchen so betrübt gesehen," fuhr Helene fort, „ich würde ihr zugesprochen, sie überzeugt haben, daß es uns nicht in den Sinn kommt, einen Verdacht zu hegen." „Ach Tante! es läßt mir gar keine Ruhe, ich wollte, das Diner wäre vorüber, daß ich Marie wiedersehn und sie beruhigen könnte." — „Du gutes Kind," sagte Fräulein Geldern, „ja, es betrübt mich auch, um so mehr als der Onkel das arme Ding, wenn sich ihre Unschuld nicht klar heraus=

stellt, wohl entlassen wird.“ „Aber das wäre ja ungerecht, wo alle Beweise fehlen!“ — „Auch der Schein verdammt oft,“ sagte die Tante. „Und wenn ich auch das Mädchen dann zu mir zu nehmen gedächte, der Makel würde dennoch immer an ihr haften. Ich fürchte, die Geschichte des fehlenden Opals ist schon außerhalb unseres Hauses bekannt; es thut mir leid, daß ich den jungen Hagen nicht bat, von der Sache zu schweigen“ .... „Felix Hagen?“ — fragte Helene erstaunt. „Ja, ich vergaß dir zu sagen,“ fuhr die Tante ziemlich kleinlaut fort, — „er war bei mir, während du beschäftigt warst, dich anzukleiden. Er kam nicht unsertwegen, sondern im Auftrag seiner Mutter, oder vielleicht sogar der Cousine selbst, für welche man einen ähnlichen Opal als den Deinigen zu kaufen wünscht. Er bat, den Schmuck sehen und ihn dem Goldschmied zeigen zu dürfen. Ich mußte ihm also sagen, daß der Stein abhanden gekommen sei, und der Onkel, der zufällig dazu kam, erzählte unvorsichtiger Weise, er halte den Opal nicht für verloren, sondern für entwendet. Der junge Mann fragte übrigens auch nach dir, Helene, und wie dir der Ball bekommen sei. Er wollte dich erwarten, aber da er doch eigentlich nur im Interesse seiner Cousine zu uns gekommen war“ . . . (die Tante sagte diese Worte mit Nachdruck) so ließ ich dich nicht rufen.“ Fräulein Geldern wollte den muthmaßlichen Funken, welchen sie in dem Herzen ihrer Nichte entzündet haben konnte, auch wieder selbst ersticken; und unbekümmert darum, ob es denn auch wirklich brenne, und sie mit ihrer großen Feuerspritze nicht noch empfindlicheren Schaden anrichte, traf sie die nöthigen Lösch-Anstalten.

Helene fochten sie indessen gar nicht an, wenn ihr auch der Tante Absicht nicht entging. Sie hatte weder an den Wünschen noch an der Niederlage des alten Fräuleins irgend Antheil gehabt, und empfand daher nur eine mitleidige Sympathie mit der Tante: inzwischen dachte sie, vielleicht sei jener dieß überflüssige Harren und Wünschen nothwendig; es bewege den ruhigen Strom ihres Lebens wie ein Spiel mit Steinchen, die man in den klaren Wasserspiegel wirft, um sie Wellen schlagen und untersinken zu sehen.

Wenn Helene sich so philosophischen Betrachtungen über die Tante hingab, so soll damit nicht gesagt sein, ihr erstes Zusammentreffen mit Felix Hagen habe sie völlig ungerührt gelassen: im Gegentheil hatte ihr noch Niemand von Anfang an so wohl gefallen als er. Der Ruf seiner seltenen Herzens- und Geistes-Eigenschaften war der persönlichen Bekanntschaft mit ihm vorausgegangen. Helene wußte, wie sich Felix Hagen schon auf der Universität vor allen andern jungen Leuten nicht allein durch seine Talente, sondern durch sein ritterliches Wesen und durch so manche schöne That ausgezeichnet, wie er nicht nur brav, sondern edel an Fern- und Nahestehenden gehandelt hatte. So war zum Beispiel die Hälfte seines Vermögens, das freilich noch ansehnlich genug blieb, freiwillig von ihm bedürftigeren Verwandten abgetreten worden; auch daß er sein Leben einst für einen Freund gewagt hatte, erzählte man ihm nach: kurz wie jung er auch war, alle Welt wußte Gutes und Ruhmwürdiges von ihm zu berichten. Ein solcher Ruf thut sicherlich der Erscheinung eines jungen Mannes in den Augen jedes Mädchens Vorschub. War diese nun noch

dazu, wie die Seinige, eine durchaus angenehme und seinem Wesen entsprechende, was Wunder dann, daß sie auf Helenen den angenehmsten Eindruck machte. Sie fand auch bald großes Vergnügen an Felix Hagens Unterhaltung: noch Niemand hatte sie so gern zugehört, und mit Niemand selbst so leicht gesprochen, weil sie gleich in allem was sie ausdrücken wollte, von Felix verstanden ward. Sie dachte wohl auch schon bei der ersten Begegnung des jungen Mannes und sagte es auch zu der Tante, welch ein liebenswürdiger Mensch! Wie wollte ich wünschen, daß mein Bruder Edmund ihm einst ähnlich würde! aber weiter gingen Helenens Gedanken nicht: auch selbst dann nicht, als sie Felix Hagen wiedersah, und bemerken konnte, wie wohl auch sie ihm gefalle. Sie stellte dem Schicksal und ihrem Herzen keine voreiligen Fragen, verdarb sich ihre Freude an dem Umgang mit einer liebenswürdigen Natur nicht durch die Vorstellung von dem Eindruck, den sie selbst wohl hervorbringe, und steigerte nicht dadurch den Wunsch, Felix öfter wiederzusehen, den sie wohl empfinden mochte, zu einem Verlangen, in welchem so manches Mädchen eine erwachende Neigung zu erkennen glaubt, der sie sich ohne Widerstand wie einem höheren Gebot hingiebt; und doch sind es oft nur Eitelkeit und Selbstsucht, die das arme Herzchen bewegen, das die Offenbarungen der Liebe vielleicht niemals kennen lernen wird, wie viele Altäre es auch schon für die Gottheit bereit hält. — Helene hatte kein solches Herz, das immer zum Fortfliegen bereit wie ein Sperling auf dem Dach sitzt; das von jedem Hauch einer regen Phantasie getrieben aufsteigt wie ein Papierdrache,

an der Hand eines Kindes. Ja, in den Lüften freilich nimmt sich so ein Ding gut aus, aber sobald die äußere treibende Kraft aufhört, wie liegt es da machtlos und welk am Boden. Helenens Herz war nicht so beschaffen, weil es nicht müßig geblieben war; Liebe für Mutter und Geschwister füllten es aus von Kindheit an, und diese Liebe war thätig für sie. Helene fühlte sich den Ihrigen eben so unentbehrlich, als sie es ihr waren und der Gedanke einer Trennung von ihnen schien ihr unmöglich. Wie weit entfernt war sie davon, sich neue Verhältnisse und Umgebungen, oder neue Empfindungen zu wünschen! O fände doch jede Jungfrau einen solchen innern Halt, in der eigenen Hingebung für die, welchen sie angehört; daß sie nicht von außen erst den Ruf an ihr Herz erwarten müsse; aber auf die heutige Erziehung allein fällt die Schuld, wenn die Töchter sich fremd unter dem heimathlichen Dach fühlen und nicht Theil haben an Sorge und Liebe für Alle, sondern müßige Zuschauerinnen bleiben in dem Kreis, in dem sie aufwuchsen mit ihrer eigenen Rolle in der Tasche, deren Stichwort lautet: Heirath! Was Wunder dann, wenn die Mädchen das Leben betrachten wie einen Ball, wo die Bewerber eben so wenig ausbleiben dürfen, als die Tänzer, und man endlich zugreift, um nur nicht sitzen zu bleiben. Diese Lebensansicht gibt aber auch den Jungfrauen unserer Tage, die man nur für den Einen Zweck erzieht, „eine gute Parthie zu machen“ statt des Ausdrucks und Selbstgefühls edler Jungfräulichkeit, um die man werben, der man dienen, für die man Lanzen brechen sollte, das Ansehen junger Candidaten, die mit vielen Winkelzügen (denn statt der

Bücklinge gelten hier Blicke und Lächeln) doch nur eine Anstellung suchen.

Die Tante und Helene waren im Hause des Geheimerath Westerland angekommen. Sie fanden eine zahlreiche und gewählte Gesellschaft: unter den Gästen war auch die Familie Hagen. Die Tante hatte Gelegenheit zu neuen Beobachtungen. Sie bemerkte, daß ihr Eintreten Felix, der sie wohl nicht zu sehen erwartet hatte, angenehm überraschte. Fräulein Geldern beeilte sich, Helenen Frau von Hagen vorzustellen. Diese benahm sich dabei mit vieler Freundlichkeit, die aber doch mehr höflich als herzlich zu nennen war, wenn sie auch nichts von der herablassenden Art der Cousine und deren Mutter hatte. Ihrem Sohn schien nicht ganz wohl zu Muth dabei: er hätte die Mutter entgegenkommender gewünscht, und dachte, sie könne ja ganz anders aussehen und sprechen, weßhalb diese Abgemessenheit gegenüber einem so anspruchslosen und anmuthigen Wesen? Helene dagegen war durchaus unbefangen, Fräulein Geldern ganz Ohr und Auge: sie sah und hörte aber nur ungefähr so viel heraus: Felix liebt Helenen, oder ist doch auf dem Wege dazu, das steht fest; die Mutter, sonst eine kluge und edeldenkende Frau, hat andere Pläne für den Sohn, und deßhalb von vorn herein Helenen nicht kennen lernen wollen, um nicht bestochen zu werden. Sie hält sie fern, sieh' doch! und Clementinens Mutter, welche giftige Mienen! welche Blicke! die Cousine coquettirt rechts und links, als ob ihr der Vetter ganz gewiß wäre. Was wird's doch aus dem Allem noch geben! —

Der Herr vom Hause schien nicht in magnetischem

Rapport mit Fräulein Geldern zu stehen. Er hatte ihren Gedankengang so wenig errathen, daß er Felix und Helene in weitester Ferne von einander und dem jungen Mann neben seiner Tochter den Platz angewiesen hatte, die wahrscheinlich auch bestimmt war, „eine gute Parthie zu machen.“ Felix Hagen ließ sich seine Verbannung aus Helenens Nähe nicht ungern gefallen, denn er war verstimmt. Helene wurde indessen eifrig von dem jungen Herrn Albrecht unterhalten, doch war sie zerstreut: nicht weil sie einen andern Nachbar gewünscht oder beobachtet hätte, welche Anstrengungen Felix Hagen machte, um zuweilen hinter der großen Blumenvase ihr Profil zu erblicken, — sondern nur, weil sie ganz allein mit der Vorstellung beschäftigt war, wie es wohl daheim der armen Marie zu Muth sein müsse. Immer noch hörte sie im Geiste mit der traurigen Betonung des Kindes die Worte: ach der Stein! wenn nur der Stein wieder da wäre! Helene versetzte sich mit theilnehmender Seele lebhaft in die Lage eines Mädchens, das Nichts in der Welt zu verlieren hat, als seinen unbescholtenen Namen, und dem dieß höchste Gut ohne sein Verschulden geraubt wird. Immer sann sie auf Mittel, dem armen Kinde zu helfen, ja sollte es selbst durch eine Nothlüge sein. Wie, wenn sie sagte, der Stein sei wieder gefunden? aber der Onkel würde ihn zu sehen verlangen! Doch, hatte er nicht davor gewarnt, daß man ihn wie Glas zertreten könne? Helenens Gedanken fingen an, sich zu einem Plan zu gestalten, als ein allgemein werdendes Gespräch ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Man erzählte sich mit allen Umständen, denen Jeder

etwas zuzusetzen wußte, einen Vorfall, der am gestrigen Tage die größte Theilnahme erregt hatte. Es war der Selbstmord eines jungen siebzehnjährigen Menschen, welcher in der letzten Nacht seinem Leben ein Ende gemacht; der Arme hatte die aufgehende Sonne nicht erwartet, welche auch Licht gebracht haben würde in die Nacht, die plötzlich über sein Schicksal hereingebrochen war. Sein Herr, ein reicher Kaufmann, dem er als Bursche diente, hatte ihn eines Unterschleifs für schuldig gehalten: der Knabe war ausgeschickt worden, eine schon quittirte Rechnung einzukassiren, und hatte statt der Kassenbilette ein versiegeltes Paket mit Zeitungen heimgebracht. Der Arme konnte gegen die Aussage des Schuldners, er habe ihm die Zettel in seiner Gegenwart vorgezählt und eingesiegelt, nichts einwenden; nach einigem Zweifeln, einigen Erkundigungen, regte sich der Verdacht gegen den Knaben, und es fehlte nicht an Leuten, die ihn vermehren halfen. Der Eine wußte zu erzählen, der junge Mensch habe neue Kleider bestellt, ein Anderer hatte Gold bei seinen armen Aeltern gesehen, — die Angst, die Beschämung, als man diese zur Rede stellte, gab den Leuten das Ansehen einer Schuld, die sie nicht hatten. Einen Augenblick wurden sie selbst an ihrem Kinde irre und fragten den Sohn auf's Gewissen, ob er auch nicht auf Abwege gerathen sei: Ach! seine gebeugte Seele vermochte nicht, sich über so viel Kummer zu erheben, denn die wahre Stütze, der Glaube, fehlte ihm; er war nie bei ihm geweckt worden, weil das Kind, von Jugend auf in einer Fabrik thätig und nur auf den Erwerb erzogen, einen guten Schulunterricht entbehrt und die Trö-

stungen der Religion kaum kennen gelernt hatte. Um so schrecklicher regte sich das gekränkte Ehrgefühl. Der Knabe sah keinen andern Ausweg als den Tod. So verloren die Aeltern den Sohn und in ihm ihre einzige Freude, ihren Trost und ihre Stütze im Alter. Der nämliche Morgen, der den Armen Alles raubte, brachte dem Kaufmann die fehlenden Zettel durch die Post zurück. Der junge Mensch hatte an einem Ort, wo er zugleich mit dem Briefträger abgefertigt wurde, das Paket Zeitungen, welches dieser aus der Hand gelegt, um einen Brief zu übergeben, mit dem seinigen verwechselt und der Briefträger trug statt der Zeitungen die Scheine über Land, von wo er sie zurück erhielt und dem Mißverständniß leider zu spät auf die Spur kommen half.

Wie ward Helene von diesem tragischen Schicksal ergriffen! Die Angst um Marie steigerte sich so sehr bei ihr, daß sogar Herrn Albrecht zuletzt ihr zerstreutes Wesen und ihr bekümmertes Aussehen auffielen und er sie fragte, ob ihr nicht wohl sei? — Es ist so schwül, antwortete Helene, und das lange Sitzen greift an.

Endlich ward die Tafel aufgehoben, und Viele besprachen sich nun darüber, eine Collecte für die armen Aeltern des verstorbenen Knaben zu machen. „Ach,“ sagte Helene, „was die Leute doch alles mit Geld wieder gut machen wollen! Der arme Kaufmann, wird er sich je trösten können über den voreiligen Verdacht! — Wie viel besser sich im schlimmsten Fall bestehlen zu lassen, als das Lebensglück Anderer zu untergraben!“ — „Diese Grundsätze würden sehr weit führen,“ meinte der junge Albrecht; „was sagen Sie dazu, Hagen? Sie haben ja Jura studirt,“ fragte er

und wandte sich lachend zu dem jungen Manne, der unfern von Helene stand. „Das hat mit dem Jus gar nichts zu schaffen", erwiderte dieser, während er Helene mit gerührtem Blick betrachtete. „O Herr von Hagen," sagte sie, „es freut mich, daß ich Sie noch sprechen kann; ich wollte Ihnen eine Bitte vortragen." „Sie, mein Fräulein? eine Bitte?" fragte Felix erröthend: und Helene trat ohne Scheu aus dem Kreise der nächsten sie Umgebenden heraus, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß die Tante in eifrigem Gespräch war und sie nicht beobachtete, um sich mit dem jungen Mann in das nächste Fenster zurückzuziehen. Viele neugierige Blicke folgten ihr: einige mit Erstaunen, andere mißfällig, und eine Stimme flüsterte: nun, die junge Dame legt es sehr entschieden auf eine Eroberung an; da sieht man's, stille Wasser sind tief. —

„Sie haben neulich von dem verlorenen Opal gehört, Herr von Hagen," begann Helene unbefangen.

„Ja wohl, mein Fräulein, mit Bedauren: er ward Ihnen entwendet?"

„Nicht doch," unterbrach Helene; „er war nur verloren; und wenn Sie etwa das falsche Gerücht verbreitet hören, sagen Sie, ich bitte, er sei wieder gefunden."

„Wieder gefunden? — Ich gratulire. Darf ich nun einmal kommen, ihn zu sehen?" —

„Kommen, um den Stein zu sehen?" — sagte Helene erröthend, „das können Sie nicht, denn... (die Lüge wollte nicht hervor) ...... er wurde zerbrochen wieder gefunden, aber wollen Sie mir noch einen Gefallen thun?" fügte sie hinzu. Felix sah Helene mit fragenden Blicken an.

„Sprechen Sie nie wieder von dem Opal," sagte sie, noch leiser und sie eilte zur Tante, welche anfing, sich nach ihr umzusehen.

Felix hatte die Weisung wie einen höhern Befehl ohne Erwiderung empfangen. Die Versicherung, er werde gehorchen, erschien ihm überflüssig; aber über Helenens Erröthen, über ihre Verlegenheit dachte er doch ein wenig nach. Sollte der Stein nicht wirklich zerbrochen sein? Unmöglich! Wie hätte eine Lüge über diese Lippen gehen können! Da klopfte die Hand seiner Mutter Felix auf die Schulter. Felix, was sinnest du? Führe doch die Tante zum Wagen, sie ist schon im Vorsaal, und vergiß auch deine Mutter nicht; hole mich dann auch mein Sohn. Felix gehorchte, eilte der Tante nach, und während er dieser den einen Arm bot, hing sich Clementine zutraulich an den andern und sagte, freundlicher als je: „Aber Vetterchen, du vergissest mich ja ganz heut?" — „Du warst so umgeben, Clementine," erwiderte Felix. „Sollte ich's nicht sein?" fragte sie schelmisch. „Und du hast mir doch gefehlt, Felix!" setzte sie hinzu, indem sie eine halb schmollende, halb lächelnde Miene annahm, von der sie genau wußte, wie gut sie ihr stand. „Kommst du morgen zum Vierhändigspielen, Vetter? Ich kann meine Aufgabe dießmal ganz gut."

„O sie lernt jetzt vortrefflich," versicherte ihre Mutter, „Bach langweilt sie gar nicht mehr Neffe, weil du ihn liebst:" und zutraulich grüßend fuhren die Damen davon. — „So seid ihr Mädchen," sagte die Mama zu Clementine: „nun sich Felix minder mit dir beschäftigt, fängst du an, dir Mühe mit ihm zu geben."

„Mühe?“ fragte die Tochter beleidigt, indem sie sich verdrießlich in die Kissen des Wagens zurückwarf.

„Ich tadle dich deßhalb nicht, Clementine, im Gegentheil bin ich sehr zufrieden, wenn du endlich einsiehst, daß bei allen Aussichten, welche sich dir bieten, Felix doch keine Parthie ist, die man verscherzen soll. Abgesehen von Rang und Stellung wird er sicher seine Frau einst auf Händen tragen, du wirst vollständig Herrin deines Hauses sein und du kannst mir glauben, trotz des alten Uebereinkommens unserer Familie wäre er dir nicht gewiß gewesen, wenn du in deinem Benehmen fortgefahren hättest wie bisher; denn sein Herz scheint auch für andere Schönheiten empfänglich.“

„O,“ rief Clementine, „es ist noch sehr die Frage, ob ich mich jemals entschließen würde, seine Frau zu werden.“ Die Mutter zuckte die Achseln, und schweigend fuhren die Damen weiter.

Auch Helene und Tante hatten die Gesellschaft verlassen und trafen auf der Treppe mit Frau von Hagen zusammen, welche eben am Arm des Sohnes hinabsteigen wollte. „Ist ihr Wagen schon vorgefahren?“ fragte Felix, „ich sah ihn noch nicht. „Felix,“ sagte Frau von Hagen, welche mit Verdruß bemerkte, daß der Sohn mehr mit Fräulein Geldern als mit ihr selbst beschäftigt war, „Felix, sieh doch, wo du gehst! du trittst auf mein Kleid!“ “Verzeih, Mama; aber ich sah den Wagen des Tribunalraths zuverläßig noch nicht, mein Fräulein.“ Ganz natürlich, erwiderte Helene, weil der Onkel über Land gefahren ist; wir gehen zu Fuß, es ist ja das schönste Wetter. „Es hat ein wenig geregnet,“ sagte Felix, indem er die Mutter am Arm festhielt, welche die Treppe

hinab schreiten wollte. Frau von Hagens eigene Herzensfreundlichkeit würde die gute Dame längst veranlaßt haben, ihren Wagen mit Fräulein Geldern und ihrer Nichte zu theilen, wäre ihr nicht die Aufmerksamkeit ihres Sohnes für Helene so ganz unerwünscht gewesen. Jetzt aber konnte sie doch nicht länger ausweichen, und bot nothgedrungen Tante und Nichte an, sie nach Hause zu bringen. Helene sagte rasch: Die Tante ist gut zu Fuß, und die kleine Bewegung wird ihr wohl thun; aber das alte Fräulein beschloß, den ersten Sieg des Sohnes über die Mutter auszubeuten, und nahm daher dankbar das Anerbieten an, in so angenehmer Gesellschaft zu fahren. Sie hoffte dadurch in nähere Verbindung mit Felixens Mutter zu kommen, welcher sie bisher nur im Frauenverein, einem Institut für wohlthätige Zwecke, an dessen Spitze Frau von Hagen stand, begegnet war. „Steigst du mit ein, lieber Sohn,“ fragte abwehrend Frau von Hagen; „ich glaubte, du wolltest deinen Freund Arthur besuchen? „Es bleibt mir noch so viel Zeit, dich und die Damen zu begleiten,“ sagte Felix und nahm seinen Sitz ein. Unterwegs bat Fräulein Geldern Frau von Hagen im Lauf des Gespräches um Erlaubniß, ihr in den nächsten Tagen mit ihrer Nichte aufwarten zu dürfen. „Ich wollte Sie schon darum bitten,“ sagte Frau von Hagen; „bisher hat uns nur die Menschenliebe öfter zusammengeführt; es soll mir angenehm sein, wenn Ihre Nichte die Veranlassung ist, Sie selbst auch für die Geselligkeit empfänglicher zu machen. Uebrigens wird wohl die Anwesenheit des Fräuleins nicht lange währen, fürchte ich. „Leider nein!“ antwortete Fräulein Geldern.

Die jungen Leute sprachen wenig; Felix, weil ihm die Unterhaltung der Mutter nicht recht war und er immer nachzuhelfen sich bemühte, und solche Flickarbeit gelingt selten; Helene schwieg, weil sie sich nach Hause sehnte. Endlich war man angekommen: die Tante machte noch viel schöne Worte, Helene empfahl sich mit einer höflichen Verbeugung, und sprang die Treppe eilig hinauf.

Ihr erstes Wort war, als Ulrike ihr die Thüre öffnete: „Ist Marie schon wieder zu Haus?" — „Ich glaube ja," sagte die Gefragte, welche den Kopf verbunden trug, übel aussah und Helenen ängstlich anblickte. Aber diese bemerkte es nicht, sondern eilte an Ulriken vorüber auf ihr Zimmer, kleidete sich rasch um, und pochte dann an Mariens Kammer. „Wer ist da?" fragte eine betrübte Stimme. „Ich," sagte Helene eintretend, und sie betrachtete das Mädchen, die mit aufgelehnten Ellenbogen den Kopf traurig gesenkt hielt, und starr vor sich hinblickte. Marie fuhr zusammen und sprang auf. „Sie, Fräulein?" — „hast du uns denn nicht kommen hören?" fragte Helene. „Nein, Fräulein, ich habe gar nichts gehört." — „Und weißt du denn eine große Neuigkeit? rathe, was ich eben in meinem Kleiderschrank gefunden habe!" — „Doch nicht den Stein?" rief Marie, die Hände faltend: „ach, ich kann's ja nicht glauben!" „Und doch ist's so," versicherte Helene. „Gott, ach Gott, ich danke Dir!" rief das Mädchen, und niedersinkend umfaßte sie Helenens Kniee. Helene hatte nie an Mariens Unschuld gezweifelt, sonst hätte sie ihr Benehmen jetzt davon überzeugen müssen. „Aber wo fanden Sie den Stein, Fräulein? Ach, lassen Sie mich ihn nur noch einmal sehen!"

— „Ja der Stein," sagte Helene, — „der ist nun nicht viel mehr werth. Ich fand ihn jetzt eben zerbrochen auf dem Boden des Kleiderschranks; als ich vorgestern das Ballkleid aufhängen wollte, hatte ich wahrscheinlich den Schmuck noch um den Hals, der Stein muß herausgefallen sein, ist zwischen Angel und Thür gerathen und so zerbrochen; ich besinne mich auch, daß ich etwas knistern hörte, hatte aber nicht Acht darauf." „Ach, wie Schade!" sagte Marie.

„Ja wohl Schade," wiederholte Helene, die froh war nach der langen Lüge Athem zu schöpfen. „Aber ich freue mich doch, daß man weiß, wo der Stein blieb." „Ach, und ich erst, Fräulein!" — „Nun lauf zur Tante, Marie, und zu Ulriken; erzähle es ihnen, ich komme gleich nach, will nur noch meine Arbeit holen."

Marie ließ sich's nicht zwei Mal sagen; jubelnd lief sie durch's ganze Haus, und Helene war glücklich die Lüge nicht so oft wiederholen zu müssen: sie hatte ihr ganz heiß gemacht; war es doch die erste in ihrem Leben! Ganz entging sie übrigens den Erörterungen nicht, denn Fräulein Geldern hatte kaum die Nachricht erfahren, als sie auf Helenens Zimmer kam, um nochmals Alles abzufragen, was ihr Marie bereits verkündet. Glücklicherweise war's im Halbdunkel, und sie sah Helenens Erröthen nicht. Es fiel ihr auch nicht auf, daß Helene als die Tante nach den Steinbröckeln fragte, ausweichend erwiderte: „morgen will ich sie dir zeigen, ich habe sie schon weggeräumt und aufgehoben, obwohl sie gar nichts mehr werth sind; es ist beinahe nur Staub." Das gutherzige Fräulein freute sich so, daß die Unschuld ihres kleinen Schützlings gerettet war,

daß sie den Verlust des kostbaren Steins für ihre Nichte bald verschmerzte, nur deßhalb beklagte sie ihn, weil Fräulein Clementine Helenen darum beneidet hatte. Aber die heutigen Beobachtungen der guten Tante trösteten sie auch darüber. O, dachte sie, mit so viel triumphirender Schadenfreude als sie ein menschenfreundliches Gemüth doch augenblicklich zulassen kann, man beneidet meine Helene noch um ganz andere Dinge als um den Besitz eines hübschen Steins! Clementine fühlt, daß sie neben Helene zurücksteht, so verächtlich sie auch auf das Landkind herabsieht. Ja, wir haben Glück, viel Glück, und der zerbrochene Stein ist nur ein Ring des Polykrates, den man zufrieden aufopfern muß!

Tante und Nichte verbrachten einen stillen, aber vergnügten Abend: jede hatte im Herzen eine geheime Befriedigung, die sie das äußere Behagen, das sie umgab, erst recht empfinden ließ, weil es mit der innern Stimmung harmonirte. Die Zufriedenheit der Tante bestand in der Wahrnehmung, daß sie noch nichts von ihren Hoffnungen aufzugeben brauche, und die der Nichte in dem Gefühl, der Angst und Verzweiflung der armen Marie ein Ende gemacht zu haben. Beide wachten lange, immer des Tribunalraths Rückkehr erwartend; endlich sagte die Tante: „Nun kommt er heut nicht mehr, laß uns zu Bett gehen.“ Helene begleitete die Tante bis an ihr Zimmer, rief dann Marie, ihr Licht anzuzünden, und freute sich in der Stille an den erheiterten Mienen des Mädchens. „Darf ich nicht beim Auskleiden helfen?“ bat Marie, so recht aus dem Bedürfniß heraus, nachdem ihr eine schwere Last vom Herzen

genommen war, noch ein wenig zu plaudern. Sie erzählte dabei viel durch einander, kam aber immer wieder auf die überstandene Catastrophe zurück, und wie der Hausmann und des Kutschers Frau sich mit ihr gefreut haben; Mamsell Lehmann aber gar nicht, die habe ganz erschrocken und ungläubig ausgesehen. „Die gönnt mir nichts Gutes,“ sagte sie; „die kann mich nun einmal nicht ausstehen. Ach, aber meine Mutter wird glücklich sein, wenn ich morgen zu ihr darf!“ — „Gewiß darfst du,“ sagte Helene. — „O, die thut gewiß heut Nacht kein Auge zu, vor Sorge, und wäre es nicht so spät gewesen, und hätte ich nicht noch die Wäsche vom Boden zu holen gehabt, ich wäre heute Abend noch hinausgelaufen. Aber nun besann ich mich erst auf alle die Arbeit, die ich in der Angst über den einen Gedanken liegen ließ. Meine arme Mutter! sie hätte die Schande nimmer verschmerzt!“ „Aber da du doch unschuldig warst?“ sagte Helene.

„Wenn gleich, es hätte mirs ja Niemand geglaubt! Denn wir sind nun einmal im Gerede seit des Vaters Vergehen, Gott habe ihn selig. Unehrlich hat er auch nicht handeln wollen; er hätte es sicher noch ersetzt, es war sein Wille; die Mutter sagt es immer. Aber die Leute glauben so etwas nicht; die glauben immer nur das Schlimmste.“ Und das Mädchen begann zu weinen. — „Ist dein Vater schon lange gestorben?“ fragte mitleidig Helene. — „Es sind nun fünf Jahre,“ antwortete Marie: „ich ging noch in die Schule damals — er starb im Gefängniß.“

„Im Gefängniß? Mein Gott!“ rief Helene erschüttert. Und als sie des Mädchens Thränen heftiger fließen

sah, wollte sie Marie von der traurigen Erinnerung zerstreuen, und gab ihren Fragen eine andere Wendung. „Wie hat es nur eure Mutter angefangen, so viel Kinder zu ernähren und groß zu ziehen, fragte sie, ohne Hülfe? — sagtest du mir nicht, Ihr seiet sieben Geschwister gewesen?“ „Wir waren unser acht, Fräulein, und sieben sind noch am Leben; ach Gott ja! Das hat der Mutter und meinem ältesten Bruder viel Noth und Anstrengung gekostet, und wären nur keine Schulden gewesen, da hätte es noch angehen mögen: aber das trieb ja eben den seligen Vater zu dem Unrecht. Die Mutter und der Bruder zahlen noch immer ab, und können jetzt in der theuern Zeit kaum mehr den Miethzins aufbringen; wirds nicht besser, muß die Mutter heraus aus dem Häuschen ins Gemeindehaus. Gott gebe, daß es dahin nicht kommt, wir wollen Alle vorsorgen. Ich habe auch schon einmal vier Thaler fünfzehn Groschen von meinem Lohn nach Hause geschickt,“ setzte Marie selbstzufrieden hinzu. „Wenn nur keine Krankheit wieder kommt wie am letzten Pfingsten, wo die vier Kleinsten an den Masern lagen, da werden wir uns schon durchhelfen, aber das hat die Mutter freilich sehr zurückgebracht. Sie schuldete allein in der Apotheke beinahe drei Thaler: der Doctor hat nichts nehmen wollen.“ — „Wieviel hat wohl deine Mutter noch abzuzahlen?“ unterbrach Helene. „Ach es sind noch immer an neunzig Thaler; zweihundert waren's als der Vater starb.“ Helene seufzte; da konnte sie allein, selbst wenn sie alle Sparbüchsen der Geschwister in Contribution setzen wollte, nicht helfen. Aber sie überlegte, ob sie wohl die Tante und den

Onkel, deren Wohlthätigkeit freilich oft schon weiter führte als ihre Verhältnisse es erlaubten, zu einem Darlehen bewegen könne, wo dann vielleicht wenigstens die hohen Zinsen erspart würden, und die arme Wittwe mit der Abzahlung Zeit gewänne. Doch wollte sie dem Mädchen nicht vorzeitige Hoffnungen geben, und schwieg. — „Soll ich auch gehen, Fräulein?“ fragte Marie: „ich habe wohl schon zu viel geschwatzt. Ach, es thut so wohl, wenn unser Eins einmal Jemand findet, mit dem es sich aussprechen darf! Gute Nacht, Fräulein.“ „Gute Nacht, Marie,“ sagte Helene freundlich: „Gott wird schon weiter helfen.“ „Ach ja, Fräulein; nun ich die Sorge um den Stein los bin, ist Alles gut: schlafen Sie recht wohl!“ — Und Marie verließ das Zimmer.

Helene dachte noch viel an das Mädchen, während sie ihre Kleider zurecht legte, ihr Haar flocht, und sich anschickte zu Bett zu gehen, nachdem sie den Riegel vor die Thür geschoben hatte, denn ihr Zimmer lag ziemlich weit von den übrigen Hausbewohnern ab. Sie wollte eben ihr Licht auslöschen, da ward heftig an die Thür geklopft. Helene erschrack: „Wer da?“ fragte sie zögernd. „Ich, Fräulein, ich, Marie! — Ach, Fräulein, nur auf ein Wort.“ — Helene öffnete rasch und fragte: „Was giebt's? es ist doch Niemand unwohl?“ — „Nein, ach nein Fräulein! Aber der Stein!“ — „O, wer hat mir das gethan, und warum haben Sie mich betrogen?“ — „Ich begreife dich noch gar nicht, Marie; setz' dich, fasse dich! du zitterst ja!“ — „Ach, Fräulein,“ sagte Marie, „Sie haben ihn ja nicht zerbrochen gefunden, er ist ja da!“ und Marie zeigte den Opal vor.

„Nun,“ sagte Helene lachend „das Unglück ist eben nicht groß! Wahrhaftig, ich bin herzlich froh, ihn wieder zu haben! Wo fandst du ihn, Marie?“ — „Wie? Sie wissen es nicht, Fräulein?“ „Ach nein, wie sollten Sie auch! Gottlob, so sind Sie's wenigstens nicht. Aber Sie haben ja doch die Unwahrheit gesagt?“ „Ach, ich kann's nicht verstehen. Nur das schwöre ich: Ich habe ihn nicht genommen! Wie er in meine Lade gekommen ist, das mag Gott wissen und mir helfen!“ — Helene stutzte. Ihr Vertrauen das so schwer zu erschüttern war, wankte doch einen Augenblick. Dieser angeblich plötzlich wieder gefundene Stein in Mariens Lade, die große Aufregung des Mädchens, die, weil sie das gewohnte Maaß überschritt, beinahe etwas Theatralisches hatte,— „sollte sie, so dachte Helene, den Stein doch wirklich genommen haben? Vielleicht jetzt Reue fühlen, eine Scene spielen, um die Wahrheit zu verhehlen?“ Aber Helene verwarf bald diesen Gedanken. „Beruhige dich, Marie,“ sagte sie sanft, „und laß uns Alles vernünftig überlegen. Ich kann's nicht läugnen, ich habe dir eine Lüge gesagt, aber in guter Absicht. Mein Stein schien unwiderbringlich verloren, hier im Hause verloren; und wenn auch weder mir noch der Tante einfallen konnte an deiner Ehrlichkeit zu zweifeln (Marie fuhr zusammen) so konnten doch vielleicht mein Onkel oder Ulrike, die dir nicht wohl will, Verdacht schöpfen.“ „Ach Fräulein,“ rief Marie, „nun versteh' ich's erst ganz; ach wie gut sind Sie!“ und das Mädchen faßte Helenens Hand. „Aber jetzt freuts mich doch recht, daß sie den Stein wieder haben, und er nicht verloren ist. Nur

daß er sich gerade bei mir finden mußte; und der Himmel weiß, ich habe ihn jetzt zum erstenmal in die Hand genommen, so wahr Gott mir helfen möge!" — „Schwöre nicht, Marie," sagte Helene, „ich glaube dirs ja ohnedies!" Und doch wollte sich wieder ein leiser Zweifel in Helenens Seele regen. Aber sie sagte sich, daß Marie, wenn sie selbst schuldig gewesen wäre, doch jetzt von Herzen bereue: und in beiden Fällen war ihre eigene Handlungsweise zu rechtfertigen. Entweder sie verzieh einer Reuigen, oder rettete eine Schuldlose von ungerechtem Verdacht. — „Marie," fuhr Helene fort, „wir müssen von dem wieder gefundenen Stein schweigen, denn Niemand außer mir, würde jetzt an deine Unschuld glauben. Es bleibt also bei meiner ersten Aussage, und da wir beide allein darum wissen, daß der Opal in deiner Lade sich wiederfand ......" „Sie vergessen aber," unterbrach Marie, „den, der ihn in die Lade gelegt hat! ach, wer kann's nur sein! Sollte ich denken, daß die Lehmann so schlecht handeln könnte?" „Laß uns Niemand eines solchen Verbrechens beschuldigen, Marie," rief Helene und dem Mädchen forschend ins Auge blickend, „du weißt ja selbst," setzte sie hinzu, „wie weh ein falscher Verdacht thut." „Freilich hab ich's erfahren, Fräulein," sagte Marie seufzend aber ruhig und unbefangen. „Indessen Jemand muß ihn doch da hinein gelegt haben?" — „Unbegreiflich bleibt's," wiederholte Helene, „aber wie es auch sei, der Thäter wird schweigen, so lange wir beide schweigen und sich nicht selbst verderben wollen. Sei also unbesorgt, mein Kind, und nun geh' zu Bett, aber recht leise, daß Niemand dich hört."

„Ach, Fräulein,“ rief Marie, „Sie sind mein guter Engel!“ und sie verließ, nochmals dankend das Zimmer.

Doch Helene fand keinen Schlaf. Immer wieder dachte sie dem räthselhaften Ereigniß nach, und immer klarer stellte sich, je mehr sie daran dachte, Mariens Unschuld heraus. Daß das arme Kind, wie es schien von einer feindlich gesinnten Seele verfolgt wurde, machte sie nur noch eifriger besorgt für ihren Schützling. Auch das traurige Schicksal und die Verlassenheit der armen Wittwe schwebten ihr immer wieder vor. Der Wunsch, ihr zu helfen, erging sich in tausend Plänen: da plötzlich fiel Helenen ein, daß sie ja das Mittel dazu selbst in Händen habe. Der zerbrochen geglaubte Stein war nun von Allen verschmerzt, sogar nach Hause hatte sie schon davon geschrieben; und war die gute Mutter, von der sie das theilnehmende Herz geerbt hatte, nicht selbst schon einmal im Begriff gewesen, den Schmuck zu verwerthen, um bedrängten Menschen zu helfen? — Bei ihrer Rückkehr wollte Helene der Mutter Alles beichten, und war ihrer Vergebung, ja sogar ihrer Zustimmung gewiß. Der Stein, der Marien so viel Kummer verursacht hatte, konnte in Segen verwandelt werden für sie und für ihre Familie. Helene war bald entschlossen. Sie besann sich auf das Gewölbe eines großen Goldschmieds, der weit genug entfernt wohnte, um sie, die ohnehin am Orte eine neue Erscheinung war, wahrscheinlich nie gesehen zu haben: dorthin wollte sie den Opal am andern Morgen tragen.

Sie schlief über diesen Vorsatz endlich sanft ein. Beim Erwachen war ihr erster Gedanke wieder der Ver-

kauf des Steins. Sie bat die Tante noch vor dem Frühstück ausgehen zu dürfen, um Wolle für ihre Stickmuster zu besorgen, die sie in der That nöthig hatte. Fräulein Geldern meinte zwar, Helene müsse sich vorher ein wenig anziehen, in dem Morgenkleidchen, das wohl auf dem Lande allenfalls anginge, gleiche sie ja einem Kammermädchen, das man im Auftrag der Herrschaft ausschicke. Aber Helene antwortete ihr: „was thuts? Kammermädchen pflegen billiger einzukaufen als ihre Damen; die Leute auf der Straße kennen mich nicht, und so früh begegnet man wohl auch Niemand.“ — Sie setzte rasch ihren Strohhut auf, steckte den Opal mit ihren Wollenproben in die Tasche, und eilte mit flüchtigen Schritten dem Gewölbe des Goldschmieds zu. Sie senkte den Kopf und ihr Herz klopfte als hätte sie ein schlechtes Gewissen; obwohl sie sich doch keines Unrechts bewußt war bei dem was sie vorhatte. Aber es liegt in jedem Verbergen und Verhehlen immer etwas Unheimliches für reine Gemüther. Auch das selbstständige Handeln war Helenen etwas Ungewohntes. Sie fragte sich wiederholt, ob sie die Tante nicht hätte ins Geheimniß ziehen sollen: aber sie traute ihr, wenn auch genug Großmuth um ihr Vorhaben zu billigen, doch nicht die nöthige Verschwiegenheit dem Onkel gegenüber zu. Und wie, wenn die Tante nun selbst Marien mißtraut hätte, was wäre dann aus dem armen Kinde geworden! — Helene war endlich vor dem Hause des Goldschmieds angekommen, sie fühlte ihre Wangen glühen als sie eintrat, und ihre Stimme zitterte, als sie dem Mann auf die höfliche Frage: „Was steht zu Diensten?“ eine

Antwort geben mußte. Sie brachte endlich doch ihr Anliegen vor; und der Schimmer des großen Opals sprach den Goldschmied beredter an, als Helene selbst es zu thun vermochte. „Hm,“ sagte er, den Juwel mit der Lupe betrachtend und hin und her wendend, — „gar nicht übel, der Stein! — und Sie wollen ihn veräußern, mein schönes Kind?“ — Helene erröthete über diese Anrede. „Er hat ohne Zweifel in einer Einfassung gesessen?“ fuhr der Goldschmied fort. Helene gab allmälig unbefangen Bescheid, da der Stein die Aufmerksamkeit des Mannes von ihr selbst abzuziehen begann. „Und Sie sind die Besitzerin des Steins?“ Helene wollte bejahen, besann sich aber, daß ihr unscheinbarer Anzug wohl mit der Aussage contrastiren würde, und erwiderte: sie habe den Auftrag, ihn für Jemand zu verkaufen.“ — „So, so!“ — „und haben Sie schon einen Preis bestimmt?“ — „Ich wollte eben von Ihnen erfahren, was der Stein werth ist.“ — Dies Vertrauen schien dem Mann zu gefallen, und ihn über die Zuverläßigkeit der Ueberbringerin zu beruhigen. „Nun,“ sagte er, „es ist ein schöner Stein; ich würde gleich selbst siebzig bis achtzig Thaler dafür geben; aber haben Sie nicht sehr große Eile, so bringt er Ihnen vielleicht mehr ein: zufällig habe ich eine Bestellung auf einen Schmuck mit einem Opal als Schloß erhalten. Paßt nun Ihr Stein dem Käufer, so garantire ich Ihnen mindestens hundert.“

Helenens Antlitz leuchtete, denn sie dachte an Mariens Mutter. „O dann will ich gern warten,“ rief sie. — „Ihre Geduld soll auch auf keine lange Probe gestellt

werden," sagte der Goldschmied: „Sie können mich heut Nachmittag schon wieder aufsuchen." — „Ich weiß doch nicht, ob ich abkommen werde, .." — „Ach, Sie dienen vermuthlich?" Helene schwieg. — „Nun, wenn es Ihnen paßt, liebes Kind." — „Ich glaube doch, ich kann es möglich machen," sagte Helene. — „Recht schön! also bis dahin vertrauen Sie mir den Stein?" —

„Gewiß, mein Herr!" und guten Morgen wünschend, verließ Helene fröhlich den Laden. Leichten Herzens machte sie nun die Besorgung ihrer Wolle, und war beinahe erfreut als man ihr nicht alle Schattirungen vorräthig geben konnte, sondern ihr versprach, sie bis zum Nachmittag zu besorgen: so hatte sie einen erwünschten Vorwand, nach Tisch wieder auszugehen. Helenens Weg führte sie über den Markt: die schönen Frühlingsblumen verlockten sie einen Strauß für die Tante auszusuchen, welche die Blumen leidenschaftlich liebte, aber selten etwas für diesen kleinen Luxus übrig behielt. Helene griff zuerst nur nach Veilchen und Schneeglöckchen, aber das Bouquet wuchs unter ihren Händen: noch den Azaleenzweig, noch jene Camellia in die Mitte, — und als die Rechnung gemacht wurde, mußte Helene zu ihrem Leidwesen die Camellia zurückgeben, weil die kleine Baarschaft, welche sie bei sich hatte, nicht zureichte. An den Augen der Gärtnerin, die fragende Blicke über sie hinwegwarf, bemerkte Helene, daß wohl ein anderer Käufer schon längst warte: und als sie sich umsah, stand Felix Hagen hinter ihr. Er grüßte sie lächelnd, und fragte, ob Helene ihm nicht gestatten wolle, die Camellia und noch einige andere Blüthen dem Strauße hinzuzufügen?

er habe auch große Geschäfte mit der Gärtnerin vor, und die nöthigen Gelder zum Glücke bei sich, die ihr augenblicklich zu fehlen schienen. — „Daran zweifle ich freilich nicht," sagte Helene erröthend: „und da Sie meinen Handel, wie ich bemerke, mit angehört haben, nehme ich dankbar die eine Camellia an: ich hatte sie gewählt, und ließ sie ungern zurück, aber sie sollte auch mein Bouquet schließen."

Felix überreichte die Blume Helenen. „Nun möchte ich zu meinem Dank aber auch noch eine Bitte fügen," sagte er. „Ich habe einen Geburtstags-Strauß nöthig, wollten Sie mir zeigen, was ich dazu wählen soll?" — „O, das versteht die Gärtnerin sicher besser als ich," rief Helene, während jene an die Arbeit ging und die seltensten und theuersten Blumen zu vereinigen begann.

„Dann wird der Strauß wie alle andere aussehen, die man fertig kauft, „ich finde den Ihrigen so reizend! — sollen wir tauschen, mein Fräulein?"

„Sie würden keine Ehre mit diesem Bouquet einlegen," sagte Helene," das ihrige festhaltend und sich verbeugend; „leben Sie wohl, Herr von Hagen."

„Darf ich Sie nicht begleiten," mein Fräulein?

„Sie vergessen Ihre Blumen."

„O, man kann sie abholen; und ich darf Sie wahrlich nicht allein gehen lassen."

„Ich kam ja doch allein! Aber die Tante sagte es wohl, man sei das in der Stadt nicht gewohnt: bei uns auf dem Lande ist das Anders, da fällt es Niemanden auf."

„Fräulein! Fräulein!" rief da eine Stimme, „wie gut, daß ich Sie finde!" und Marie drängte sich durch die

Reihen der Verkäuferinnen. „Ich soll für den Mittag einkaufen," sagte sie im höchsten Eifer und ganz außer Athem, weil die Lehmann krank geworden ist: „Fräulein Geldern will selbst kochen; ich verstehe mich aber gar nicht auf den Einkauf, Fräulein, und weiß mir wahrlich nicht zu helfen." „Komm nur, komm, Marie," sagte Helene, ohne die mindeste Verlegenheit zu verrathen, als ihre kleinen bürgerlichen Verhältnisse vor Felix aufgedeckt wurden: „ich will das schon mit dir besorgen, und wir müssen eilen, damit die Tante nicht zu lange warte." Damit verneigte sie sich freundlich grüßend gegen Felix, und wandte sich von den Blumen und Blüthen zu den Körben der Gemüse und Federviehhändler. — Den nachsehenden jungen Mann wollte es bedünken, daß die Gesellschaft der kleinen Marie mit dem großen Handkorb am Arm, der es nicht einfiel hinter ihrem Fräulein herzugehen, sondern die ehrbar an ihrer Seite einherschritt, Helenen besser anstehe, als manchem Fräulein die Begleitung eines galonirten Bedienten. Felix Hagen träumte und dachte überhaupt allerlei. z. B. wie schön es wäre, wenn Clementine einige Aehnlichkeit mit Helenen hätte, zu der er einen stillen Zug des Herzens fühlte, während seine Cousine keine andere Gewalt mehr über ihn besaß, als die Macht der Erinnerung an die Kinderjahre und an all die Hoffnungen, welche der ferne von der Heimath lebende Jüngling auf eine Zukunft an ihrer Seite gebaut hatte. Von diesen Hoffnungen war eine nach der andern zerronnen, seit der Stunde, wo der sehnsüchtig Heimkehrende die Jugendgefährtin wieder erblickt hatte. Zwar ihre Schönheit übertraf bei wei-

tem das Bild das er sich in der Ferne von seiner Cousine entworfen, aber die Schönheit konnte nicht ersetzen, was diesem Bilde fehlte, den Ausdruck von Innigkeit und edlem Ernst der ein seelenvolles Gemüth offenbart. Clementine war von jeher ein selten begabtes aber eigensinniges und verzogenes Kind gewesen: doch ihre geistige Anlagen ließen hoffen, daß sie diese Erziehungsfehler ausscheiden, und daß die erwachende Vernunft der Flüchtigkeit ihres Wesens Einhalt thun werde. Hätten sich zu ihrem schlagenden Witz, zu ihren überraschenden Einfällen mit denen sie früher oft den ältern Knaben Felix in die Enge trieb nun noch die Anmuth der Seele gesellt, wer würde einer solchen Vereinigung widerstanden haben. Aber Clementinens Herz schien noch zu schlummern. Ein Durst nach Anerkennung der Schönheit und der Talente, deren sich Clementine bewußt war, füllte allein ihren Geist aus. Dazu kam ein Mangel an wahrem Interesse, welchen Felixens für alles Schöne empfängliche Gemüth oft schmerzlich empfand, und den er sich bei den sonst so seltenen Anlagen seiner Cousine gar nicht zu erklären wußte. Clementinen gelang leicht, was sie erlernen wollte: sie malte und musicirte beinahe mit Meisterschaft, und doch fehlte ihr der wahre Ernst, die wahre Ehrfurcht vor der Kunst, und daher die echte stille Freude daran. Ihre Talente waren wilde Blüthen, welche ihrer Seele keine Früchte trugen, oder doch nur die giftigen der Eitelkeit. Glänzen wollte sie mit ihren Talenten und Kenntnissen wie mit ihrer Schönheit, und sie würde, wenn es Mode gewesen wäre, eben so gern auf dem Seil getanzt haben als sie es sich angelegen sein ließ, die Schwie-

rigkeiten eines Thalbergischen Impromptus zu überwinden. Felix konnte sich dies alles noch nicht klar machen, er war zu gut, zu nachsichtig, zu brüderlich gesinnt für seine Cousine, um ihrem Charakter mit kaltem Richterblick eine schönere Zukunft abzusprechen. Er meinte immer es müsse noch anders werden, der Same der Liebe werde noch in ihrem Herzen aufgehen: er glaubte nicht, daß gar kein Korn davon in ihre junge Seele gefallen sein sollte — nur daß ihm selber Vieles in Clementinens Nähe fehle, das fühlte Felix deutlich. Aber seit Kurzem hatte sich diese Empfindung bei ihm gesteigert. Es war ihm unbehaglicher denn je vorher im Hause seiner Tante. Ueberhaupt gefiel er sich nirgends mehr recht, und eine unerklärliche Sehnsucht trieb ihn dazu, die Einsamkeit öfter als sonst aufzusuchen. Diese Verstimmung oder Stimmung war über ihn gekommen seit er Helenen zuerst gesehen, und doch wußte er seine Gefühle nicht beim rechten Namen zu nennen. Ahnungslos ließ er die Liebe einziehen in sein Herz: er erkannte sie nicht, denn sie kam nicht mit Sang und Klang, sie kam mit Ach und Weh. Er klagte sich an, daß er nicht genug Nachsicht mit Clementine und zugleich zu wenig Einfluß auf sie habe. Er trauerte um Clementinens Mängel, und glaubte nicht, daß Helenens Anmuth ihm eigentlich noch weher thue. Frau von Hagen hatte deutlicher in des Sohnes Herzen gelesen: sie wußte längst nur zu gut, wie Clementinens unreife Seele ihm jetzt noch nicht genügen konnte: aber sie hielt eben auch die Nichte nur für *unreif*, und hoffte darauf, daß sie, getrennt von einer eitlen und frivolen Mutter, an der Seite ihres Felix bald ein neues

Wesen entfalten werde. Es liegt eine wunderbare Gewalt in verwandtschaftlichen Beziehungen und Traditionen. Sie nähren den Glauben an vererbte Eigenschaften, selbst wenn man deren Spur noch nicht entdecken kann. Frau von Hagen hatte Clementinens leider zu früh verstorbenen Vater von ganzer Seele verehrt und geliebt, wie er es wirklich in hohem Grade verdiente. Obwohl sie nun wenig von seiner Art in der Tochter wiederfand, so lag doch nach ihrer Meinung eine Bürgschaft für Clementinens Werth in dem Bewußsein, daß sie „eine Hagen,“ die Nichte ihres Mannes, die Tochter ihres Schwagers sei. Dieser Glaube an die Erblichkeit des Seelenadels ist die einzige Rechtfertigung des Familienstolzes, dem wir so oft in der Welt begegnen, und nur auf eben diesen Glauben gründete sich auch der Stolz, von welchem wir Frau von Hagen nicht freisprechen können. Ihr edles, menschenfreundliches Gemüth war weit über jedem andern weltlichen Hochmuth, der sich mit Rang, Titel und Vermögen brüstet, erhaben: aber auch dies Eine, in vielen Fällen freilich gerechtfertigte Vorurtheil bestrafte sich bereits bei ihr; es machte sie blind für die Fehler ihrer Nichte, und ließ ihr den Gedanken einer Verbindung ihres Sohnes mit einer Fremden so abschreckend erscheinen, daß sie sich gern über den Zustand seines Herzens getäuscht hätte. Sie, die zärtlichste und liebevollste Mutter, die eigentlich Nichts in der Welt wünschte als das Glück ihres einzigen Kindes, zitterte vor der Möglichkeit Felix könne diesem Glück anderswo begegnen als da, wo s i e es für ihn zu finden glaubte. Ja, die Gedanken auch der klügsten Leute haben oft viel Aehnlich-

keit mit störrischen Rossen, die sich bäumen und nicht vorwärts wollen, wenn man sie auf neue Wege führt: während sie fromm zu traben beginnen, sobald es wieder der gewohnten Heimath zugeht.

Wie erfreut war Frau von Hagen, als sie den Sohn mit dem schönen Blumenstrauß in ihr Zimmer treten sah. Also er hatte an Clementinens Geburtstag gedacht und sie brauchte ihn nicht daran zu erinnern! — Sie lobte und bewunderte die Blumen sehr, und meldete, sie erwarte die Schwägerin und Nichte zu Mittag. „Ich habe eine große Ueberraschung für Clementine in Bereitschaft", fügte sie hinzu: „der Goldschmied Richter schickt mir eben einen ganz ähnlichen Opal wie den, welchen sie neulich so bewunderte ... Sieh, ist er nicht schön? Ich habe ihn gleich gekauft."

Felix betrachtete schweigend den Stein, und ein Seufzer rang sich aus seiner Brust. Wie wunderbar sind doch die Eindrücke äußerer Gegenstände auf unsere Seele! Was die Gegenwart oft nicht über uns vermag, das vollbringt zuweilen eine Erinnerung. Beim Anblick des Steins sah Felix Helenens Erscheinung wieder vor sich, er sah sie in ihrem weißen Kleide auf dem Ball, einfach und reizend vor allen andern, sah sie den Mittag beim Geheimerath Westerland, wo sie ihm von dem Opal zu schweigen gebot, — sah sie, wie sie noch eben auf dem Markt mit der kleinen Marie seinen Augen entschwand, — sein Herz begann zu klopfen und in der ersten Ueberraschung seiner Gefühle war er nahe daran, der Mutter um den Hals zu fallen und ihr zu sagen, welche Entdeckung er in seiner eigenen Seele

gemacht und wie sie sein ganzes Wesen so mächtig bewege. Aber von Jugend auf gewöhnt in allen wichtigen Augenblicken des Lebens männlich und besonnen über der eigenen Empfindung zu stehen, hörte Felix unter tausend neuen Gefühlen, die ihn bestürmten, nur die Stimme der Pflicht, die ihm gebot, erst klar und einig mit sich selbst zu werden, bevor er seine Unruhe der Mutter mittheile, — erst zu wissen, wie er handeln solle, bevor er rede. Durfte er, Clementinens fast erklärter Bräutigam, an Helene denken? — Aber sollte er Clementine betrügen, ihr Gatte werden mit dem Bilde einer andern im Herzen? ...... alle diese Fragen quälten und bedrängten zugleich seine Seele. Doch in allen Zweifeln über sein eigenes Schicksal erfüllte ihn das Bewußtsein eines unendlichen Glücks, — das, Helenen zu kennen und zu lieben! wenn er's ihr auch nimmer gestehen durfte. Frau von Hagen schien etwas zu ahnen von der Crisis, in welcher der Sohn schwebte, wie er auch äußerlich ruhig vor ihr stand, und gedankenvoll noch immer den Stein prüfend betrachtete. „Lieber Felix!" begann sie sanft die Hand auf seine Schulter legend „wo bist du?" Sinnst du vielleicht darüber, ob dieser Opal nicht schön genug sei zu einem Brautgeschenk? Ich will ihn dir gern abtreten, wenn — man sagt ja unverhofft kommt oft, — Clementinens Geburtstag euer Verlobungsfest werden könnte!

„Mutter!" rief Felix erschreckt zusammenfahrend, — „nicht im Traum ist mir das eingefallen." —

„Aber weshalb nicht, mein Sohn? Es ist Zeit, daß aus dem Spiel Ernst werde. Clementine ist neunzehn

Jahr, du selbst, Felix, bist längst dein eigener Herr, alle Wege stehen dir offen, — gestern noch sagte mir der Minister, es könne dir in der diplomatischen Carriere nicht fehlen, sobald du dich darin versuchen wolltest. In einigen Jahren wirst du dann einen Gesandschaftsposten erhalten und Clementine ist ganz die Frau, einer solchen Stellung Ehre zu machen" .... „O, daran zweifle ich nicht!" sagte Felix bitter lächelnd. „Der Stellung wohl! aber Mutter, ich kann ihr eine solche niemals anbieten, denn es ist meine Absicht gar nicht, außerhalb des Vaterlandes, Glück und Thätigkeit zu suchen."

„Haben wir denn nicht oft davon gesprochen, Felix? War es nicht immer dein Wunsch, die Welt zu sehen, und sie deiner Frau zu zeigen?" —

„Ich habe es anders bedacht, Mutter: die Welt in der ich leben müßte, wollte ich mich der Diplomatie widmen, lernte ich zur Genüge kennen: sie bleibt überall dieselbe, wenn auch die Coulissen gewechselt werden, in denen wir auftreten. Die Hauptsache bleibt doch der Character, den wir selbst vorstellen; ich möchte dem eignen treu bleiben und den gewonnenen Ueberzeugungen, aber ein Zugvogel läßt leicht im fremden Lande von der eignen Sitte und Gewohnheit hier und dort etwas hängen und tauscht dafür wenn nicht Schlechteres doch Fremdes ein. Um die erwünschte Glätte eines Diplomaten zu erlangen, müßte ich meine Sympathien und Antipathien abschleifen lassen, damit aber ginge auch mein besseres Selbst sicher zu Grunde. Nein Mutter, laß mich im Vaterlande nützlich bleiben und es, will's Gott, immer mehr werden. Laß mich auf mei-

nen Gütern leben und für meine Untergebenen sorgen und schaffen: das ist die Stellung, die mir der Himmel angewiesen hat.“

„Lieber Sohn, du entzückst mich! rief Frau von Hagen, als sie endlich zu Wort kommen konnte. Ich glaube selbst; es ist mehr Segen bei diesem Wirkungskreis und so bleibst du in meiner Nähe! Clementine wird sich auch daran gewöhnen, auf dem Lande zu leben — der Landtag bringt euch sicher zur Stadt — so wird sie sich nicht zu einsam fühlen — du wirst sie allmählig zu dir heranbilden, ihre Erziehung vollenden, sie liebt dich.....

„Sie liebt mich!“ fuhr Felix erschreckt auf....

„Nun gewiß, mein Sohn, und wenn auch vorläufig nur als ihren Vetter, so weiß ich mindestens nicht, daß sie dir einen andern vorzöge, sie wird dich auch als Gatten lieben, dir gehorchen lernen......“

„Mutter, wir wollen nicht jetzt, nicht heut darüber sprechen,“ rief Felix mit Ungestüm abbrechend: „vergieb mir“ — setzte er rasch hinzu, und küßte der Mutter Hand; „ich glaube beinah — mir ist nicht wohl — ich muß ins Freie.“ Und hastig Hut und Stock ergreifend verließ er das Zimmer. — „Auf Wiedersehen zu Mittag!“ rief ihm Frau von Hagen nach. Kopfschüttelnd stellte sie dann den schönen Blumenstrauß in eine Vase, daß er sich frisch erhalte.

Helenen's Bouquet hatte unterdessen der Tante schon große Freude bereitet. Sie hörte nicht auf, es zu bewundern: Helene mußte die weiße Camelia, deren Geschichte sie erzählt hatte, auf ihr Bitten aus dem Strauß herausnehmen und an ihr Kleid stecken: sie stehe ihr zu gut, sagte die

Tante. Auch mit den übrigen Einkäufen der Nichte erklärte sich Fräulein Geldern sehr zufrieden.. Die Nothwendigkeit, die eigene Küchengelehrsamkeit praktisch geltend zu machen, schien ihr nicht unerwünscht; und Marien war es ein wahrer Festtag, statt der geifernden und zankenden Ulrike helfen zu müssen, unter der Tante und Helenens Aufsicht zu arbeiten. „Wie geht es Ulrike?" hatte Helene gleich beim Zuhausekommen gefragt, und die Kranke besuchen wollen: aber als Helene in ihr Zimmer trat, schien Ulrike zu schlafen, oder doch sich schlafend zu stellen. Launen waren bei der Lehmann in gesundem Zustand nichts seltenes; wie viel begreiflicher mußten sie in der Krankheit erscheinen! Helene kehrte also in die Küche zurück, der Tante beizustehen.

Wie oft mühen sich die Leute umsonst, wenn sie mit großen Anstrengungen einen besonders glänzenden Effect hervorbringen wollen. Vorbereitungen, gelten sie nun einem Feuerwerk das verregnet, oder einem Diner, das die Gäste absagen, pflegen den Tücken des Schicksals besonders ausgesetzt zu sein. Dieß erfuhren auch die Tante und Helene. Sie hatten gehofft, durch eine glänzende Recension des Tribunalraths für ihren Eifer am Heerd belohnt zu werden, und mußten endlich doch, da er ausblieb, ihr wohl gelungenes Werk mit erhitzten von der ungewohnten Nähe des Feuers noch glühenden Wangen und in einer Stimmung verzehren, die ungefähr der gleich kommen mochte, welche eine Sängerin empfindet, wenn sie ihre größte Bravour-Arie vor einem leeren Hause singen soll. Marie dagegen bediente sie mit wahrer Andacht, und glaubte heut mehr

gelernt zu haben, als bei der Lehmann in einem ganzen Jahr. — „Will Ulrike denn gar nichts essen?“ fragte die Tante. „Gar nichts,“ erwiderte Marie; „sie hat sich eingeriegelt, nachdem ich ihr die kalten Umschläge für den Kopf gebracht hatte.“ Helene meinte, man müsse doch zum Arzt senden, — obgleich die Lehmann es nicht gewollt. Marie ward nach ihm ausgeschickt. Nachdem Helene nochmals nach der Kranken gesehen, die ihr indeß auf ihre theilnehmenden Fragen kaum eine Antwort zu geben geneigt schien und sie nur mißtrauisch anblickte, machte sie sich auf den Weg zum Goldschmied und zu dem Stickerei-Laden. Vorsichtig nahm sie vorher die weiße Camelia ab, und stellte sie mit einer Sorgsamkeit in's Wasser, die vielleicht eben so wohl dem Geber als der Blume galt.

Kaum hatte Helene das Haus verlassen, so hielt des Onkels Wagen vor der Thür. Weit entfernt, mit offenen Armen empfangen zu werden, mußte der Arme eine scharfe Strafpredigt von der Schwester entgegennehmen. — „Mein Gott, nun kommst du? aber lieber Bruder, das ist doch zu arg! Wer sollte dich nun noch zu Mittag erwarten? die Essenszeit ist seit anderthalb Stunden vorüber; du bist sonst so pünktlich......“

„Ich würde es ja auch heut gewesen sein, Ernestine, — es fehlten fünf Minuten an der Stunde als ich in die Stadt einfuhr. —“

„Nun? — Nun, da fiel mir eine nothwendige Besorgung ein, die ich vor meiner Abreise vergessen hatte. „Geschwind Marie,“ unterbrach Fräulein Geldern, „decke den Tisch und stelle alles warm; ich will rasch eine Omelette

backen . .“ „aber Ernestine, mach doch nicht so viel Umstände,“ sagte der Bruder; „ich bin ja mit Allem zufrieden.“ Doch die Schwester lief eilends davon, und der Tribunalrath bekam sie erst wieder zu sehen, als die Suppe dampfend auf dem Tisch stand.

Nun erzählte sie ihm von ihrer vorangegangenen Thätigkeit für ihn, und wie diese durch das Unwohlsein der Lehmann veranlaßt worden war. „Wo ist denn Helene?“ fragte der Tribunalrath. — „Sie hatte ein Geschäft in der Stadt,“ erwiderte Fräulein Geldern, „wenn auch kein so wichtiges als du, über das man die Mittagsstunde versäumen muß.“

„Versäumt kann man das doch nicht nennen,“ sagte der Bruder eifrig mit seiner Mahlzeit beschäftigt: „aber eben auf Helene bezog sich mein Geschäft auch.“ Fräulein Geldern horchte auf. „Mir fiel nämlich ein,“ fuhr der Bruder fort, „als ich der Stadt näher kam, daß ich in der Eile der Abreise vergessen hatte, sämmtliche Goldarbeiter auf den fehlenden Opal aufmerksam zu machen, im Fall er ihnen zum Kauf angeboten würde.“ — „Der Opal?“ rief lachend Fräulein Geldern; „nun, das hättest du dir wahrhaftig sparen können.“

„Wie! — Er ist doch nicht — wiedergefunden?“ —

„Nun freilich!“ — „Wer fand ihn? Marie sicherlich?“ — Keineswegs! Helene selbst, und zwar in ihrem eigenen Kleiderschranke. Der Tribunalrath schlug mit der Hand auf den Tisch und rief „wahrhaftig! da hätte ich doch Alles wetten wollen.....

„Siehst du, du mißtrauischer?“ sagte die Schwester:

Euer Handwerk verdirbt den Character. „Nun, es ist mir lieb für Helene, daß der Stein wieder da ist,“ sagte der Oheim. — „Mir nur für Marie,“ erwiderte die Schwester, „denn die arme Helene hat ohnehin nichts mehr davon als eine Ruine: der Stein fand sich zerbrochen zwischen der Thür des Kleiderschranks.“

„Zerbrochen?“ wiederholte der Tribunalrath rasch wieder Verdacht schöpfend. „O! dahinter steckt eine Lüge. Eine Erinnerung an die Kinderjahre, wo man Abrikosenkerne in der Thürangel zerdrückte,“ — und er lachte laut, während Fräulein Geldern ihn erstaunt anblickte. „Hast dir denn nicht wenigstens die Stücke zeigen lassen?“ — fragte er. „Ich vermuthe, sie hat etwas Milchglas im Vorrath gehabt.“ „Aber Bruder,“ rief die Tante, „Helene selbst hat ihn ja gefunden, und es kommt auch Niemand über den Schrank als sie. „Nun! sagte der Bruder, „kann denn Helene nicht auch einmal von der Wahrheit abweichen? Vielleicht aus gutem Herzen, um Marie vor einem Verdacht zu retten?“ — „Bruder, du erschreckst mich. So ein Jurist sieht doch immer überall Lug und Trug. Hätte Helene so handeln wollen, so hätte sie mich in's Vertrauen gezogen.“

„Bist du dessen so gewiß?“ fragte der Tribunalrath. „Was gibst du mir, wenn ich dir sage, daß der Opal doch entwendet ist und daß wir dem Diebe schon auf der Spur sind......“ — Fräulein Geldern sah den Bruder mit einem Ausdruck des Entsetzens an, als fürchte sie, er habe Visionen. Mit leiser Stimme fuhr der Tribunalrath fort: „Der Goldschmied Richter hat gestern einen Opal von einem

jungen Mädchen gekauft, welcher genau in der Größe des unsrigen war: die Beschreibung der Verkäuferin gleicht zwar nicht Marien, — aber sie hat eine Freundin, weißt du? die städtisch gekleidete Jungfer, die sie zuweilen besucht, die übernahm aller Wahrscheinlichkeit nach den Auftrag für sie." — „Lieber Bruder, wo denkst du hin?" unterbrach ihn Fräulein Geldern. Doch der Tribunalrath ließ sich nicht stören, und erzählte eifrig weiter: „Der Goldschmied hatte nun zwar den Opal schon heut verkauft, versichert aber, er werde ihn zurückerlangen, sobald er die nähern Umstände dem Käufer erzähle; und zum Glück ist das Geld noch nicht in seinen Händen. Das Mädchen wird es bei ihm abholen wollen und sich dann legitimiren müssen. — „Du wirst dem Goldschmied nur Unannehmlichkeiten zuziehen," sagte Fräulein Geldern, „und eine Unschuldige in Verlegenheit bringen." — „O sei unbesorgt! der Mann geht vorsichtig zu Werk."

Das Gespräch, welches Fräulein Geldern sichtlich zu beunruhigen anfing, da sie von des Bruders Verdacht angesteckt war, ohne es eingestehn zu wollen, ward durch Mariens Ankunft unterbrochen. Sie übergab dem Tribunalrath einen Brief und meldete Fräulein Geldern, der Arzt sei da. Diese befahl, ihn hereinzuführen. Er kam von Ulriken und schilderte ihren Zustand bedenklicher als es Fräulein Geldern erwartet hatte. Es habe sich ein starkes Fieber eingestellt, und es zeige sich eine so bedeutende Aufregung der Nerven, daß, wenn nicht vielleicht eine ungewöhnliche Gemüthsbewegung vorangegangen sei, welche diese Erscheinungen e rkläre, sie wohl ein Nervenfieber ver-

künden könnten. „Mein Gott, Sie erschrecken mich!“ rief Fräulein Geldern: „es ist gar Nichts vorgefallen“ — und auch der Tribunalrath legte seinen Brief aus der Hand, und horchte ernsthaft auf. Ulrike scheint zu erwarten und zu fürchten,“ sagte der Arzt, „daß, wie es bei einer ernsten Krankheit freilich begreiflich erscheinen muß, sie aus dem Hause entfernt werde.“ „Ei, weßhalb?“ sagte Herr von Geldern. „Wir können sie bei einer möglichen Ansteckung ins Nebenhaus transportiren. Ich meinestheils fürchte mich gar nicht. Ernestine ist eine halbe barmherzige Schwester, und meine Nichte Helene, so erfahre ich eben aus diesem Brief ihrer Mutter, verläßt uns übermorgen.“ — „Ich dachte es wohl, daß die Schwester sie nicht länger entbehren möchte“, sagte Fräulein Geldern, und eine schmerzliche Erinnerung an Felix Hagen und ihre Hoffnungen zog an ihrer Seele vorüber. „Uebrigens, sagte sie, ist mir's doch lieb, im Fall die Lehmann ernstlich erkranken sollte, Helene zu entfernen. Ich bleibe dann bei dir Bruder, bis sie wieder gesund ist. Aber ich will doch gleich nach der Kranken sehen.“ — „Ich folge dir,“ sagte der Tribunalrath, „denn obwohl ich sonst dort nicht am Platze bin, muß ich doch Ulriken selbst versichern, daß ich sie keinenfalls werde aus dem Hause schaffen lassen. Wo denkt sie hin? eine alte Dienerin! — Er legte den Brief seiner Schwester, den er nur flüchtig durchlaufen, aus der Hand und begleitete Fräulein Geldern mit dem Arzt zu der Lehmann. Diese gerieth in heftige Bewegung, als sie den Hausherrn und seine Schwester eintreten sah. Doch da sie ihr auf das Freundlichste zusprachen und ihr versicherten, sie solle wie ein Familienmitglied

behandelt und gepflegt werden, brach sie plötzlich in krampfhaftes Weinen aus, und rief mehrmals: „so viel Güte verdiene sie nicht, und das verdanke sie alles nur Fräulein Helenen; — ob sie denn diese nicht sprechen dürfe?“ Die Tante sah den Doctor ängstlich an, denn sie glaubte Ulrike rede im Fieber. Der Tribunalrath aber sagte: „regen Sie sich doch nicht so unnöthig auf, Ulrike: Sie verdanken unsere Theilnahme wahrlich nur sich selbst und ihrer eigenen treuen Anhänglichkeit. Glauben Sie denn nicht, daß so Etwas gegenseitig wird, wenn man so lange beisammen gelebt hat wie wir?“ Ulrike weinte still und bat mit sanfter Stimme: „Kann ich Fräulein Helene denn nicht sehen?“ sie wiederholte die Frage zweimal. — „Sobald sie wieder kommt, Ulrike“, sagte Fräulein Geldern, immer ängstlicher auf den Doctor blickend; und auf seinen Wink zogen sich Alle zurück. Nur Marie blieb bei der Kranken, allen Groll vergessend, und jedes Winks gewärtig. Ihrerseits nahm Ulrike geduldig und wie es schien, beinahe dankbar die Dienste des gutherzigen Mädchens an. Die muß wahrlich recht krank sein, dachte Marie!

Der Tribunalrath war auf sein Zimmer gegangen, und Fräulein Geldern erwartete ungeduldig die Rückkehr der Nichte, die in der That lange ausblieb. Ach, die Tante ahnte nicht, welche Abenteuer die Arme zu bestehen hatte!

Helenen war der zweite Gang zum Goldschmidt weit leichter geworden als der erste. Aber schon der zweideutige Blick mit dem sie empfangen wurde, fiel ihr auf. „Haben Sie meinen Stein noch nicht verkaufen können?“

fragte sie schüchtern. „Noch nicht, mein schönes Kind," antwortete der Goldschmidt mit lauernden Mienen. „An Gelegenheit hat es mir freilich nicht gefehlt: ich hätte ihn verkaufen können, wenn mir nicht heute die Anzeige gemacht worden wäre, daß ein Opal in der Größe des Ihrigen entwendet worden sei: und da ich nicht die Ehre habe, den Namen der Eigenthümerin dieses Steins zu wissen, ..." „Mein Herr," rief Helene erblassend, „ich will nicht hoffen . . . ." „Fern sei es von mir irgend einen Verdacht zu hegen; aber ich kann den Stein nicht ankaufen, bevor ich den Namen der Besitzerin erfahren habe."

„So geben Sie mir den Stein zurück," sagte Helene entschlossen. — „Auch das steht nicht mehr in meiner Macht, selbst wenn er noch in meinen Händen wäre. Aber ich erwarte ihn jeden Augenblick von der Dame zurück, der ich ihn anbot, da ich ihn dieser nach der Anzeige des Diebstahls nicht ohne nähere Erkundigung überlassen durfte. Eben so, liebes Kind, muß ich auch Ihnen den Stein vorenthalten, bis sie mir nachweisen, auf welche Art die Besitzerin denselben erlangt hat." — Helene zauderte einen Augenblick und sagte dann mit zitternder Stimme: „Ich selbst bin die rechtmäßige Eigenthümerin des Steins, und wenn Sie denn meinen Namen wissen müssen, — ich heiße Helene Wiburg, — bin die Tochter der verwittweten Forstmeisterin Wiburg in Langenfelde, und die Nichte des Tribunalraths von Geldern."

„Oho, mein Kind," sagte der Goldschmidt, „diese

Lüge ist fein ersonnen!" „Eine Lüge!" rief Helene entrüstet, und Thränen stürzten aus ihren Augen.

„Wären Sie diese Nichte," fuhr der Goldschmidt fort, „so gehörte ihnen allerdings der Opal rechtmäßig; denn eben jenem Fräulein Wiburg wurde der Stein entwendet und vor kaum einer Stunde machte mir der Herr Tribunalrath in eigener Person die Anzeige. Er wird heute Abend selbst kommen und sehr erfreut sein, den Opal wieder zu erhalten. Vielleicht wird er auch Nachsicht mit ihrer Jugend und ihrer Reue haben, wenn Sie mir jetzt offen und ehrlich Alles bekennen. Es ist ein schlechtes Handwerk mein Kind, das Sie da treiben, oder an dem Sie sich haben verleiten lassen Theil zu nehmen." Der Goldschmidt konnte in seinen Ermahnungen nicht fortfahren; ein Wagen hielt vor der Thüre und zwei Damen stiegen aus: es waren Frau von Hagen und ihre Nichte.

„O Gott," rief Helene, ihr Antlitz verbergend und wollte rasch hinausflüchten. „Halt da! halt Mädchen!" rief der Goldschmidt und hielt sie an der Hand fest: „nicht von der Stelle bis ich die Wahrheit weiß."

„Mein Herr lassen Sie mich gehen, ich beschwöre Sie......" bat Helene. Da trat Frau von Hagen und ihre Nichte in den Laden, und ohne Helene gleich zu gewahren, die sich in den dunkelsten Winkel des Gewölbes zurückzog, wandte sie sich an den Juwelier, während die arme Helene ihre Thränen trocknete und Fassung zu gewinnen strebte. „Sie verlangen den Opal zurück?" sagte Frau von Hagen, „aber meine Nichte ist gar nicht geneigt, ihn herauszu-

geben — freilich wenn Sie Gründe haben .....“ Der Goldschmidt warf einen mitleidigen Blick auf Helene, die aber jetzt entschlossen vortrat. — „Ah, Fräulein Wiburg!“ sagte Frau von Hagen während Clementine die Bekümmerte von oben bis unten betrachtete. „Aber mein Gott! was ist Ihnen, liebes Fräulein?“ — „Wie?“ sagte der Goldschmidt, — „diese junge Dame wäre wirklich Fräulein Wiburg? die Nichte des Herrn Tribunalraths von Geldern?“ — „O, Gottlob gnädige Frau,“ rief Helene, sich vertrauensvoll an Felix's Mutter wendend, — „Gottlob Sie erlösen mich aus der peinlichsten Lage, wenn ich auch freilich durch meine eigene Schuld hineingerathen bin. Zu spät erfuhr ich, wie schwer sich jedes Verhehlen der Wahrheit bestraft.“ Und mit zitternder Stimme fuhr sie fort: „Dieser Opal ward verloren, und wieder gefunden auf eine Art die ich gerathner hielt zu verbergen um ein armes Kind vor Verdacht zu schützen. Ich verschwieg, daß ich wieder in seinen Besitz gelangte, mein Onkel war verreist, und hält den Stein noch immer für entwendet: er hat bei seiner Rückkehr diesem Herrn die Anzeige davon gemacht, und da ich nun hierher kam, um den Opal, aus einer Ursache die ich hier nicht zu erzählen brauche, freilich ohne Vorwissen meiner Verwandten, zu verkaufen, hält mich der Herr hier für eine Diebin ....“ Und Helenens Augen füllten sich wieder mit Thränen; sie konnte nicht weiter sprechen. Frau von Hagen sah mitleidig auf sie, während Clementine spöttisch die Nase rümpfte. In dem Augenblick wo das junge Mädchen durch ein dem Anschein nach nicht zu rechtfertigen-

des Vergehen alle Ansprüche auf die Liebe ihres Sohns verlor, gewann sie in Frau von Hagens Herzen ein Recht auf ihre menschenfreundliche Theilnahme, die sie einem armen verirrten jungen Wesen nicht versagen konnte. Sie sah jetzt nur in Helenen einen Gegenstand des Mitleids, und es schien ihr die nächste Pflicht, sie wieder auf den rechten Weg zurückzubringen. „Liebes Kind," sagte sie begütigend, während der Goldschmidt noch immer bestürzt auf Helene blickte: „Sie haben sehr unvorsichtig gehandelt. Ich dränge mich nicht in Ihre Geheimnisse; gewiß war es nur um einen erlaubten Wunsch zu befriedigen, daß Sie zu dem Verkauf des Opals schritten. Indessen bleibt es natürlich fern von mir, einen Stein anzukaufen, dessen Sie sich ohne Vorwissen der Ihrigen entäußern wollten. Hier empfangen Sie ihn zurück, und verständigen Sie sich nach Ihrem Gewissen mit Ihrem Onkel oder Ihrer Tante darüber; für unsre Verschwiegenheit und die dieses Herrn bürge ich Ihnen. Der Goldschmidt versicherte, er werde einstweilen dem Tribunalrath nur sagen, daß der Stein, welchen er angekauft nicht entwendet, sondern im Besitz seiner rechtmäßigen Eigenthümerin sei, ohne deren Namen zu verrathen. Helene wollte Frau von Hagen danken, sie konnte es nicht. Die Vorstellung, in ihren Augen weit schuldiger zu erscheinen als sie es wirklich war, drückte sie zu Boden. Sie fühlte, daß sie sich in diesem Augenblick nicht rechtfertigen konnte; Thränen erstickten ihre Stimme als sie zu reden versuchte, und stumm grüßend verließ sie den Laden. — „Mein Gott, wie schmerzlich ist mir diese Erfahrung," rief Frau von Hagen, und bat

nochmals dringend den Goldschmidt, den Ruf des jungen Mädchens zu schonen, die einer höchst achtbaren Familie angehöre. — „Gewiß, gnädige Frau," sagte der Juwelier, „ich verehre den Herrn Tribunalrath als einen der bravsten Männer in der Stadt; auch den verstorbenen Forstmeister Wiburg hörte ich immer rühmen; sicherlich möchte ich die Handlung dieses jungen Fräuleins nicht verbreiten, die mir, unter uns gesagt, noch weit schlimmer vorkommt, als Sie, gnädige Frau, sie beurtheilen können: denn ich fürchte, alles was das junge Mädchen sagte, war eine augenblickliche Erfindung; ich wollte wetten, der Stein war nie verloren, und nur, um ihn mit guter Manier verkaufen zu können, brachte Fräulein Wiburg Unschuldige in Verdacht." — „Es ist entsetzlich," sagte Frau von Hagen und schauderte bei dem Gedanken über die Gefahr, in der das Herz ihres Sohnes geschwebt hatte. Clementine kam zu keiner andern Empfindung, als der des Verdrusses über den mißlungenen Ankauf des Steins. Es beschwichtigte sie nur die Schadenfreude bei der Vorstellung des Schreckens und der Beschämung die ihrem Vetter bevorstand, wenn sie ihm das Ereigniß erzählen werde. Wie wollte sie es ausbeuten! Und dann sollte er lange in Ungewißheit bleiben, ob er jemals den Makel eines solchen vorübergehenden Wohlgefallens an einer Unwürdigen, in Clementinens Auge wieder abwaschen, und sich ihre Gunst wieder erobern könne. Sie führte in Gedanken ihren Plan gemüthlich aus. Am Abend sollte ein Ball, zu Ehren ihres Geburtstags, bei Clementinens Mutter stattfinden. Da nahm sie sich vor in Gegenwart einiger Zeu-

gen, wenn auch unter dem Siegel der Verschwiegenheit, das Abenteuer mit den lebendigsten Farben zu erzählen, und dann den Vetter der Verlassenheit Preis zu geben. Er sollte ihre Triumphe den ganzen Abend mit ansehen ohne irgend einen Antheil daran zu gewinnen. Mit wahrem Wohlgefallen stellte sie sich den büßenden Vetter in Sack und Asche zu ihren Füßen vor. Und dann schließlich so aus Gnade geheirathet zu werden, welche sichere Pantoffelherrschaft das versprach!

Helene war einstweilen noch immer in großer Aufregung zu Hause gekommen. Nur Rücksicht für die Tante hielt sie ab, dieser sogleich ihr Herz auszuschütten. „Gut daß du endlich kommst," sagte Fräulein Geldern; „ich vermuthe du warst in mehreren Läden nach deiner Wolle, denn du bliebst recht lange aus. Es gibt viel Neues dir mitzutheilen. Erstens ein Brief deiner Mutter, die dich nicht länger bei uns lassen will . . . ." Helenen war diese Nachricht fast lieb; sie sehnte sich jetzt weit weg aus der Stadt. Konnte sie doch ihren eignen Ruf nicht rechtfertigen, ohne die arme Marie dem bestimmtesten Verdacht auszusetzen! — „Zweitens," fuhr Fräulein Geldern fort, „ist der Onkel wieder da; ach, und was ich dir von dem Alles zu erzählen habe! — Doch erst ruhe dich aus, Kind, du siehst so erhitzt aus, und lies den Brief deiner Mutter. Was ist dir? du schweigst ja zu allem?" — Helene küßte die Hand der Tante und sagte: „Laß mir einen Augenblick Zeit, mir ist so heiß." Ihre Augen fielen auf die weiße Camellia, sie dachte an Frau von Hagen und hatte Mühe die Thränen zurückzuhalten. Um sie zu verbergen

las sie den Brief ihrer Mutter, und es überkam sie die Stimmung des heimathlichen Daches mit seinem stillen Frieden, mit der schützenden Nähe der Mutter, der Helene fast schwesterlich vertraute. Ihr konnte sie Alles sagen, ach und wieviel hatte sie ihr nicht zu sagen! Nur die Mutter konnte sie jetzt trösten über den Schmerz verkannt zu werden und an diesem Schmerz hatte die Furcht daß auch Felix sie falsch beurtheilen werde, großen Antheil. Sie hatte niemals nach seinen Huldigungen gestrebt, die sie noch dazu als das Eigenthum einer Andern ansah; aber seine Achtung zu verlieren schien Helenen unerträglich. Sie sammelte ihre Gedanken nur allmählig, während sie den Brief ihrer Mutter zu lesen versuchte. „Hast du verstanden, was Luise da am Rande schreibt?" fragte die Tante in großer Spannung Helene beobachtend. Helene fand die Stelle, und wie klopfte ihr Herz als sie die folgenden Worte las:

„Ich soll Euch auch im Auftrag der Frau Pastorin fragen, ob der kleine Karl nicht zu große Unordnung in Eurer Häuslichkeit hervorgebracht habe. Er hat sich nämlich bei seinen Aeltern gerühmt, er habe in einer Schachtel mit Pfeffermünzbonbons ein Stück schönes weißes Glas gefunden, und es herausgenommen um es Marien, damit sie sich über den verlorenen Stein tröste, während ihrer Abwesenheit heimlich in ihre Lade zu legen. Ich dachte gleich an den verlorenen Opal; er kann es doch wohl nicht sein?" — „Nun," fragte Fräulein Geldern, während Helene den Brief fallen ließ und rief: „Mein Gott! — — ist es denn möglich!" „Nun Kind?" fragte die

Tante wieder, „hättest du mich wirklich betrogen?“ Helene nickte stumm und sah bittend die Tante an die schon vergeben hatte. „Aber,“ fuhr Fräulein Geldern fort, „dann hätte Marie doch gesprochen, und der Opal in Ulrikens Pfeffermünzdose . . . . . .“ „Still Tante, um Gotteswillen,“ rief Helene, „Ulrike ist sehr krank, denke daran, die größte Vorsicht ist nothwendig. Aber nun will ich dir auch Alles erzählen.“

Und ein offenes Bekenntniß folgte. Helene war eben mit dem Bericht auch ihrer letzten Abenteuer fertig, den Fräulein Geldern oft durch ihre laute Theilnahme unterbrach, als Marie hereintrat und sie bat doch um Gotteswillen zu der Lehmann zu eilen; sie verlange dringend das Fräulein zu sprechen. Die Tante winkte ihr bedeutsam zu gehen, und mit klopfendem Herzen folgte Helene dem Ruf. „Ach Fräulein, Fräulein,“ rief Ulrike, indem sie die Hand nach Helenen ausstreckte, „endlich kommen Sie doch! — Ach, ich muß Gewißheit haben, ob Sie immer so großmüthig schweigen wollen, oder ob Sie nur noch die Kranke schonen. Anfangs dachte ich, Sie wollten nur die Rückkehr des gnädigen Herrn abwarten um mich dann auf einmal zu verderben; nun aber glaube ich, Sie sind ein Engel. Sie sagen, der Opal sei zerbrochen wiedergefunden, und haben ihn doch selbst ganz aus meiner Schachtel herausgenommen. Ach! nun sollen Sie auch erfahren, daß ich nicht so schlecht bin, als sie es wohl von mir denken. Eine Diebin war ich nicht. Ich fand den Stein am Morgen desselben Tages wo Sie ihn verloren hatten, und war im Begriff

ihn abzugeben, als mir Marie sagte: wenn sich der Stein nicht heut noch findet, wird mich der Herr aus dem Dienst schicken. Sehn Sie, Fräulein, da versuchte mich der Böse, und ich dachte: hältst du den Stein nur noch einen oder zwei Tage zurück, und sagst später, du habst ihn irgendwo gefunden, so wirst du das Mädchen los und ist sie einmal fort ruft man sie nicht zurück, dafür wollt' ich schon Sorge tragen." — „O Gott!" rief Helene, „war das nicht viel schlimmer als Diebstahl?" — „Freilich, Fräulein, freilich," seufzte Ulrike, schwerathmend, und Helene besann sich daß sie eine Kranke vor sich habe und hörte geduldig die Beichte zu Ende. — „Ja, ich hatte mich schwer versündigt und habe schrecklich dafür gebüßt! Aber wenn Sie wüßten, Fräulein, was der Vater des Mädchens an mir gethan, — — — und ich dachte immer, sie werde sich einschmeicheln bei der Herrschaft, wie er bei mir, und mich zuletzt hintergehn wie er mich hintergangen, und mich aus dem Dienst bringen.... ich traute es ihr auch wirklich zu, daß sie diebisch sei, verschloß mein Geld stets vor ihr, — ach, nun sehe ich, wie Unrecht ich gethan habe und wenn ich jetzt nicht sterbe, so will ich ihr in meinem Testament etwas von meinem Ersparten hinterlassen, denn meinen eignen Verwandten gönne ich's ohnedieß nicht Alles, sie warten doch nur auf meinen Tod!" „Sie werden nicht sterben," sagte Helene getheilt zwischen Mitleid und Abscheu. „Beruhigen Sie sich jetzt und suchen Sie wieder gut zu machen; ich will gewiß die That die Sie bereuen und von der nur die Tante weiß, nicht weiter verrathen." — „Also doch die Tante!" sagte Ulrike seufzend, „ach bitten Sie doch recht für

mich! Als ich sah, daß der Tribunalrath die Sache so ernsthaft nahm und mit der Polizei drohte, da habe ich auch gleich den Stein mit guter Art wiederbringen wollen, aber ach, mein Schrecken! als ich über die Schachtel kam und er verschwunden war. Sie hatten ihn gefunden, Fräulein Helene, aber im ersten Augenblick glaubte ich doch, Marie habe ihn genommen um ihn heimlich zu behalten und mich in ewiger Angst zu lassen ob sie reden werde oder nicht. Ach welch' eine Nacht ich verbracht habe, das kann sich Niemand denken. Wie konnt ich ahnen daß ein Engel über mir armen Sünderin wachte! Ich traute den Menschen nur Böses zu, nun hab' ich erfahren wie gute noch auf Erden sind. Während ich selbst meine schlechte Handlung erkannte und die härteste Strafe erwartete, haben Sie geschwiegen, verziehen." Und Ulrike küßte weinend Helenens Hand die diese verlegen zurückzog. Da trat der Arzt ein, um vor der Nacht nochmals nach seiner Kranken zu sehen, deren Puls er bedeutend gebessert fand. Helene hatte nun die Freiheit das Zimmer zu verlassen und eilte die Tante aufzusuchen, um ihr das Resultat ihres Gesprächs mit Ulriken zu erzählen, und mit ihr zu berathen welche Maßregeln man nun zu ergreifen habe um den Onkel einen Theil der Wahrheit, und doch nicht so viel erfahren zu lassen, daß die reuige Ulrike auf alle Zeiten sein Vertrauen verliere. Fräulein Geldern war zwar anfangs zweifelhaft, ob es erlaubt sei eine so schlechte That ganz zu verhehlen; sie meinte, sie könne sich nie darüber beruhigen eine Person im Hause ihres Bruders zu wissen, die einer so unwür-

digen That fähig gewesen war. Wenn Ulrike hergestellt ist," sagte sie, „will ich ihr vorschlagen, ihre Entlassung zu nehmen, und ich denke, der Bruder wird ihr eine Pension nicht vorenthalten." „Ach, Tante," sagte Helene, du wirst ja ganz zu dem Onkel ziehn; dann steht sie unter deiner Aufsicht und wird dir ewig dankbar sein für die Milde mit der du ihr Vergehen behandeltest, dessen Folgen ja noch rechtzeitig durch einen merkwürdigen Zufall verhindert wurden. Ich sage Zufall, aber war das nicht Alles eine Fügung Gottes? und wenn es so ist, dann sollen wir auch Ulriken vergeben." Fräulein von Geldern sagte, das könne man sich noch überlegen. Einstweilen sei die Lehmann krank, daher müsse man sie schonen. — „Aber was wird der Onkel nun zu dem Stein sagen?" fragte Helene, „nach Allem was ich erlebte, zweifl' ich nicht, er wird die Stücke zu sehen verlangen." „Nun Kind," rief Fräulein Geldern, „das ist ja sehr einfach. Der kleine Karl hat die Hand mit im Spiel gehabt, — der Brief deiner Mutter beweist es, — du gestehst deine großmüthige Lüge ein, und durch Karlchens Einmischung, der den Stein fand, und ihn in Mariens Lade legte, ist diese und deine Lüge auch vollständig gerechtfertigt. Viel mehr liegt mir jetzt am Herzen dich selbst vor Frau von Hagen zu entschuldigen. Es ist ohnehin unerläßlich, daß du dich vor deiner Abreise dort verabschiedest, — wir hatten unsern Besuch neulich schon angesagt und müssen daher morgen . . . . . ." „Nein, Tante!" rief Helene, „um nichts in der Welt

brächte man mich dahin! Laß durch den Onkel dem Goldschmidt den Zusammenhang erklären; Frau von Hagen mag von der Sache denken was sie will. Schlimm genug, daß sie mir so Böses zutrauen konnte!" — „Aber Kind," rief Frau von Geldern, „versetze dich nur in ihre Lage. Wie konnte sie deine Handlung im rechten Lichte sehen? Wie konnte sie wissen, daß du zwar sehr unvorsichtig und unüberlegt, doch eine gute edle Absicht ausführen wolltest? Nein, willst du es nicht mit mir thun, Helenchen, so gehe ich selbst nach deiner Abreise zu Frau von Hagen."

Der Onkel, der sich zum Thee einfand, erfuhr und verzieh nun auch Helenens Wagstück; er fand die Nichte hart genug gestraft. Marien that er in der Seele Abbitte, da er nun auch von ihrer Unschuld überzeugt war. Er sprach davon, ausdrücklich einmal die Frau Pastorin besuchen zu wollen, um zu erfahren, in welchem Winkel des Hauses der kleine Karl den Stein gefunden habe, und Fräulein Geldern die wohl wußte, daß solche Pläne selten zur Ausführung kommen, beschloß dennoch sogleich ihre Vorkehrungen zu treffen und Rücksprache mit der Pastorin zu nehmen. Herr von Geldern konnte den Augenblick kaum erwarten, am andern Morgen zum Goldschmidt Richter zu gehn, und seine Nichte zu rechtfertigen, deren Märtyrthum, so wenig er es zeigen wollte, hn doch innig bewegt und gerührt hatte. Helene bemerkte es wohl an des Onkels liebevoller Aufmerksamkeit, daß er ihr aus vollem Herzen verziehen. „Weißt du wohl Onkelchen," sagte sie, „wie du meinen

Ruf am besten herstellen kannst?" — „Nun, kleine heilige Crispina, wie denn? — Etwa wieder durch eine Erfindung?" — „Nein Onkel, niemals wieder, auch für den besten Zweck nicht, weiche ich je von der Wahrheit ab. Ich meinte nur, du könntest mich in meiner Absicht am glänzendsten beim Goldschmidt rechtfertigen, wenn du nun selbst den Opal für Mariens Mutter verkauftest." — „Aha! soll's da hinaus?" sagte der Onkel. „Nein, daraus wird Nichts. Der Opal hat nun schon zuviel Schicksale gehabt. Er darf sich ehrlich wieder zeigen, und ich meine, er soll dir selbst noch Glück bringen. Für die arme Försterswittwe wollen wir schon so Rath finden, wenn wir auch nicht so großartig helfen können wie du es dachtest. Ich wünschte, du würdest noch einmal reich, Helenchen; du bist zu großmüthig für deine Verhältnisse. Wer verschenkt denn gleich einen so schönen Opal und der noch dazu ein Erbstück ist?" — „Schilt sie nicht," sagte die Tante, „sie verdient es nicht."

Helenen war es doch wieder ganz wohl und leicht um's Herz geworden bei dem Onkel und der Tante, und fröhlichen Muths ging sie zu Bett. Marie erfuhr noch am selben Abend von ihr, daß nicht die Lehmann, sondern Karlchen den Stein in ihre Lade gelegt habe, und konnte sich nicht genug freuen und wundern, daß nun mit Einemmal alles aufgeklärt und Niemand in Schuld sei. „Aber, Fräulein," sagte sie, „was ist die Lehmann jetzt gut für mich! Sie ist wie umgewandelt seit der Krankheit, ich mache ihr Alles recht, sie nennt mich „meine Tochter", und hat mir ein schönes wollenes

Zeug das sie sich erst neulich gekauft hat, für meine kleinen Geschwister geschenkt.“ „Das ist recht von ihr,“ sagte Helene, und dachte innerlich, „ob nicht Frauen-Justiz am Ende die beste sei?“ Sie schlief nach allen überstandenen Stürmen des Tags ruhig ein; nur im Traum quälte sie der Gedanke, daß man sie als eine Diebin festhielt, und daß auch Felix sie einer Lüge schuldig glaubte.

Wie Unrecht that sie ihm! — — Clementinens Pläne scheiterten an dem Abend vollständig. Was wäre die Liebe, wenn auch sie zweifeln könnte? Im Gegentheil wuchs die Hingebung des jungen Mannes für Helenen von dem Augenblick an, wo der Schein einer Schuld auf ihr haftete, von der sie doch nach seiner Ueberzeugung rein sein mußte. Die Mutter hatte ihm schon den Vorfall mitgetheilt, als er trüben Herzens und mit Widerwillen auf dem Ball seiner Tante erschien, und nun von Clementinen beinah öffentlich Helenens Abenteuer erzählen hörte. Sie ließ es an Commentaren dazu nicht fehlen. Felix konnte in dem Zorn und in der Verachtung die er in dem Augenblick für seine Cousine empfand nicht schweigen; laut und öffentlich beschämte er sie. Er erklärte, daß Fräulein Wiburg sicherlich keiner unedeln That fähig sei, daß er aber die Handlungsweise seiner Cousine in diesem Augenblick unedel, unverzeihlich nennen müsse. „Ich selbst werde morgen den wahren Verlauf der Sache ergründen,“ rief er, „und will alle Lächerlichkeit meines Ritterthums auf mich nehmen, wenn ich mich in der jungen Dame, deren Ehre ich vertheidige, getäuscht haben sollte.“

Nach dieser Erklärung die mit sehr verschiedenen Empfindungen von Clementinen, deren Mutter und Tante angehört wurde, — welche letztere das Benehmen ihrer Nichte auch nicht länger entschuldigen konnte, — verließ Felix Hagen bald den Ball.

Am nächsten Morgen wußte die halbe Stadt den Vorfall auf dem Ball; nur im Geldern'schen Hause ahnte man nichts davon. Der Tribunalrath ging schon vor dem Frühstück zum Goldschmidt, während Fräulein Ernestine noch mit Ankleiden beschäftigt, und Helene bei der Kranken war die eine ziemlich ruhige Nacht gehabt hatte. Sie wollte eben der Tante die gute Nachricht bringen, als die Vorsaalklingel so heftig erschallte, daß es sie bewog, selbst zu öffnen; sie glaubte, es sei der Onkel. Aber zu ihrer größten Verwunderung stand Felix Hagen vor ihr. Helene ward über und über roth, und Felix schien beinah noch verlegener. „Mein Fräulein," stotterte er, „vergeben Sie; ich komme so früh, weil, — aber eine Bitte führt mich her." „Treten Sie ein," sagte Helene; „ich will meine Tante rufen die wohl schon angekleidet sein wird." „O nein," bat Felix; „ich kann ja warten." Und er öffnete die Zimmerthür. Sie mußte eintreten, schüchtern ging sie Felix voran, er folgte. Sie bat ihn Platz zu nehmen, klingelte, und sagte der eintretenden Marie: „Melde meiner Tante, daß Herr von Hagen hier ist." Marie gehorchte. Hui, wie beeilte sich nun Fräulein Geldern bei ihrer Toilette! — Aber sie konnte sie doch nicht so beschleunigen, daß ihre Gegenwart den jungen Leuten die erste peinliche Verlegenheit ganz erspart hätte.

„Ich komme mit einer Bitte," begann Felix wieder. „Sie wollten gestern, mein verehrtestes Fräulein, — sie trafen mit meiner Mutter zusammen, ... Sie wollten einen Opal verkaufen, — (Helenens Gesicht bedeckte abermals eine flammende Röthe) — gewiß für einen guten edeln Zweck, vielleicht Nothleidenden zu helfen? Meine Mutter ist jetzt mit mir davon überzeugt. Sie bietet Ihnen durch mich die Summe an welcher Sie bedurften um Hülfe zu bringen. Befehlen Sie mein Fräulein, an welche Thüre ich das Geld tragen soll!"

Helenens Augen füllten Thränen. „Hat Ihnen mein Onkel etwas erzählt?" fragte sie. „Nichts hat man mir erzählt," rief Felix freudestrahlend. „Aber mußte ich nicht ahnen, daß es Ihnen nur darauf ankam, im Verborgenen Gutes zu thun? Helene lächelte beglückt. Die Sache ist doch nicht so einfach wie Sie glauben," sagte sie, „aber ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Herr von Hagen," und sie reichte Felix die Hand. Zu erzählen brauchte sie Nichts, denn eben trat die Tante ein, und Helene hätte nun kein Wörtchen mehr anbringen können selbst wenn sie es gewollt hätte, sobald die gute Dame ahnte, wovon es sich handle. Felix erfuhr Alles, sogar unter dem Siegel der Verschwiegenheit das, was man dem Onkel vorenthalten hatte. Er hörte mit stillem Entzücken dem alten Fräulein zu, und schlug ebensowenig ihren Kaffee aus, als ihre fernere Protection die sie ihm in jedem Blick versprach. Ach! wäre er erst Helenens sicher gewesen! — Da fiel sein Auge auf die weiße Camellia, die von den übrigen Blumen getrennt, in einem

Glase Wasser stand. Von der Blume wanderte der Blick auf das Mädchen zurück das er liebte; Helene erröthete und sagte: „ich wollte sie malen, sie ist so schön!“ Innerlich rief Felix: und du bist tausendmal schöner! aber er sagte doch nur: „meine Mutter hat jetzt einige schöne blühende Exemplare; wenn Sie erlauben, bringe ich sie Ihnen.“ Helene dankte herzlich für diese freundliche Absicht, aber meinte, sie werde wohl nicht davon Nutzen ziehen können, da sie schon heut Nachmittag nach Langenfelde zurückkehren werde. — Das war ein Donnerschlag für Felix. „So plötzlich!“ sagte er leise, und dachte mit Herzensangst, Helene wolle sich seinen Besuchen mit einem Mal entziehn und ihm deutlich zeigen, daß sie keine Huldigungen von ihm anzunehmen gesonnen sei. — „Es ist nicht so plötzlich,“ sagte die Tante, die in des jungen Mannes Seele las: „die Mutter verlangt Helene längst zurück, wir wollten heute noch unsern schuldigen Be.....“ „Ja bitte“ fiel Helene der Tante rasch ins Wort, „entschuldigen Sie uns bei Ihrer Frau Mutter, wenn wir heut nicht unsern Besuch abstatten; bei meiner nächsten Anwesenheit in der Stadt sind wir wohl glücklicher.“ Da kehrte der Tribunalrath zurück und fand mit Verwunderung Felix Hagen an seinem Frühstückstisch. „Es freut mich Ihnen zu begegnen,“ sagte er, „ich würde sie sonst aufgesucht haben um Ihnen meinen Dank abzustatten. Sie haben sich wie ich eben hörte, gestern meiner Nichte angenommen.“ Felix gerieth in Verlegenheit bei dieser Erinnerung und brach, um das Gespräch nicht fortzusetzen, seinen Besuch plötzlich ab. Er war kaum gegangen, und der Onkel eben

beschäftigt seinen Damen den gestrigen Vorfall zu erzählen, wobei er immer einfließen ließ, es sei doppelt hübsch von Felix sich seiner eigenen Braut widersetzt zu haben, als Marie außer sich ins Zimmer stürzte. „Um Gotteswillen Fräulein," sagte sie, „was ist das? — Ist's denn wahr? Sie haben in der Lotterie gespielt für meine Mutter? und haben gewonnen?" — Und Marie hielt mit zitternder Hand Helenen einen Hundertthalerzettel hin. „Wer sagte dir das?" fragte Helene erröthend und bewegt. „Mein Gott, der Herr der eben ging! Er sagte: da, schicke das deiner Mutter, sie hat's gewonnen. Ich glaubte, er wolle scherzen und sagte: ohne Loos gewinnt man nicht, mein Herr, aber er drückte mir's in die Hand und rief: nimm nur, nimm, es ist in allem Ernst wahr, dein Fräulein hat für Euch gesetzt. Und dabei war er schon die Treppe hinunter. Ach, glauben kann ich Alles von Ihnen Fräulein, Sie sind ja so engelsgut!" und Helene erwiderte gerührt: „Ja, dein ist's sicherlich, Marie, schick' es deiner Mutter, wenn's auch nicht durch mich, sondern durch Gott gekommen ist!" Und während Marie in einem Freudentaumel Helenens Hände küßte, blickte die Tante mit einer herabrollenden Thräne, triumphirend auf den Bruder, als wolle sie sagen: Glaubst du's nun? und ist dieser Verlobungsring nicht so gut als Jeder andere? — Der Tribunalrath verstand die Schwester, begriff aber auch die steigende Gefahr für das Herz seiner Nichte, und sagte: „Herr von Hagen ist ein ächter Ritter, der fühlt, was man Frauen schuldig ist, und in diesem Fall wieder gut machen wollte, was die Taktlosigkeit seiner Braut und das

Mißverstehen seiner Mutter an Helene verschuldeten. Dies war freilich kaltes Wasser auf Fräulein Gelderns Empfindungen, die gern schon gesungen hätte „Nun danket alle Gott!" Aber sie faßte sich, und hoffte den Tribunalrath bald eines Bessern zu überzeugen, den ganzen Tag blieb sie in Erwartung eines zweiten Besuchs oder einer Botschaft von Frau von Hagen: und als nun der Abend herankam, und gar nichts von Allem erfogte, was sie erwartete, da wünschte sie wirklich des Bruders Kutscher oder mindestens seinen Pferden eine leichte Krankheit, damit Helene nur am nächsten Morgen nicht fort könne. Das gute Fräulein vergaß, daß Langenfelde gar nicht aus der Welt lag, und am wenigsten für einen Liebenden, und als Helene nun wirklich am andern Morgen mit ihr einstieg, verzögerte sie die Abfahrt so lange als möglich, immer noch in der Hoffnung das versprochene Camellia-Bouquet ankommen zu sehen. Alles vergeblich! Fräulein Geldern mußte sich in das Schicksal fügen, Helene, die mit gleicher Freundlichkeit, wenn auch etwas still und nachdenklich neben ihr saß, in die Heimath zu bringen, ganz als ob gar nichts vorgefallen wäre; und Helene selbst glaubte sich auch um Nichts reicher als um die Bekanntschaft mit einem edeln und vortrefflichen Menschen, dessen Bild ihr immer eine liebe Erinnerung bleiben werde. Ein leiser Seufzer stahl sich aus ihrer Brust bei dem Gedanken, daß sie Felix vielleicht in Jahren erst wieder begegnen würde, und wohl drängte sich ihr die Frage auf ob Clementine, die ihr im Laden des Goldschmidts so kalt und herzlos erschienen war, eines solchen Mannes würdig sei? Aber sie gab sich selbst zur Ant-

wort, das müsse Gott wissen; und wenn auch noch eine stille ihr selbst nicht erklärliche Wehmuth sie auf den Rückweg in die Heimath begleitete, so verschwand diese doch ganz beim Anblick des väterlichen Daches, der Mutter und der Geschwister. Helene war gleich wieder sechs Jahre alt mit ihrem kleinen Schwesterchen, das ihr alles neue Spielzeug herbeiholte, und wiederum hörten die Mutter und die ältern Geschwister ihr eifrig zu als sie ihre letzten Schicksale und die Abenteuer des Opals erzählte. Die Tante mußte sich gestehen, als sie am folgenden Tage wieder der Stadt zufuhr, daß sie fröhlich glückliche Menschen verlasse, weßhalb trauerte sie also, daß sie nicht noch mehr Glück in das Haus bringen konnte? aber es war ihr nun einmal bekümmert zu Muthe, ihr Herz konnte nicht wieder zur Ruhe kommen, und sie blieb in den nächsten vierzehn Tagen in fortwährender Spannung. Wir müssen ihr aber das Zeugniß geben, daß sie trotz dieser Gemüthsaufregung Ulriken vortrefflich pflegte, welche wenn auch kein Nervenfieber, doch eine schlimme Gelbsucht durchzumachen hatte.

Fräulein Geldern sah weder Felix Hagen noch seine Mutter, obgleich sie versucht hatte, letztere in ihrem Hause zu treffen. Aber sie begegnete Clementinen, die zu Pferde und in Begleitung vieler andern Reiter Fräulein Geldern freundlicher grüßte als je, und durchaus nicht darnach aussah, als ob eine Veränderung in ihrem Schicksal vorgegangen sei oder bevorstehe. Das beunruhigte Fräulein Geldern grade am meisten. Wie soll man erst ihren Schrecken schildern, als sie eines Morgens durch eine Bekannte von dem bevorstehenden Verlobungsfest Clementine

Hagens hörte! Die arme Tante wäre beinah umgesunken. „Wie? Sie wissen noch nicht?" sagte die Berichterstattende; „die ganze Stadt ist ja von dieser Verlobung voll. Eine solche Neuigkeit!" — „Neuigkeit?" sagte Fräulein Geldern seufzend. „Ach! es ist ja ein längst abgemachter Familienvertrag! Der arme Mensch!"

„Wie!" entgegnete lachend die Erzählende, „Sie sind noch in dem Wahn, Fräulein Clementine heirathe ihren Vetter? Ei bewahre! dem hat sie den Laufpaß gegeben, und seine Verzweiflung, heißt es, ist so groß, daß er gleich die Stadt verließ, um, wie man sagt, eine Reise um die Welt zu machen. Nein, Clementine Hagen hat sich mit dem reichen liefländischen Baron Echtershausen verlobt, dem frühern Legationsrath, er wird Gesandter in London." Fräulein Geldern, die einen Augenblick auflebte, war schon wieder in neue Betrübniß versunken. Also Felix war frei, und dachte doch nicht an Helene! Wollte um die Welt reisen! sogar ohne sie und Helene gesehen, und wenigstens einen rührenden Abschied genommen zu haben!

Die Tante sollte es bald anders erfahren. Die Mittagspost brachte einen Brief aus Langenfelde: dort hatte der Weltumsegler den Anker ausgeworfen, war gelandet, hatte mit seinen Wünschen, seinen Hoffnungen die Ruhe und den Frieden des Hauses wohl einen Augenblick lang gestört, aber nur um das Glück und die Zufriedenheit der Familie noch zu erhöhen. Helenens Mutter schrieb darüber in folgender Weise: „Wer hätte mir es voraus gesagt, liebe Ernestine, als ich gestern mit meiner Helene den Morgen still verbrachte, daß wir am Abend eine

Braut im Hause haben würden? Helene hatte mir Felix Hagens Namen wohl oft genannt, und mir mit ungewöhnlicher Wärme von ihm gesprochen, aber ich schob es auf Rechnung ihrer Dankbarkeit, die er ja in hohem Maaß verdient hatte, und ahnte nicht, daß Er für mein Kind mehr als Wohlwollen empfunden habe. Wie söllt ich auch! da Ihr mir nichts verrathen hattet, und Helene selbst ihn für den Bräutigam einer Andern hielt. Gottlob ward dieses lockere Band ohne Felix's Schuld aufgelöst, wie mir Frau von Hagen sagt, die den Sohn begleitete und für ihn um die Hand meiner Tochter warb. Ich verliere Helenen nicht aus meiner Nähe, liebe Ernestine, wir sollen alle mit ihr nach Steindorf ziehen. Helene bittet auch den Onkel, daß er ihr die kleine Marie überlasse. Wir erwarten Euch morgen Alle hier, Ihr Lieben, um die Verlobung zu feiern. Ich sage dir Nichts von dem Glück der jungen Leute; du sollst es ihnen ansehen, Helene kommt heute schwerlich dazu, dir zu schreiben. Ich selbst thue es so verkehrt und zerstreut, daß du mir's vergeben mußt, aber nicht nur mein Herz, auch mein Haus ist voll. Frau von Hagen nahm diese Nacht unter unserem Dach vorlieb; sie scheint so glücklich über die neue Schwiegertochter, als ich es über den Sohn bin.

„Nun? glaubst du's jetzt?" mit diesem Ausruf stürzte Fräulein Ernestine in das Zimmer ihres Bruders. Er brauchte wirklich einige Zeit sich zu besinnen; dann aber freute er sich so herzlich, doch so ohne alle Verwunderung, als habe er nie an Allem gezweifelt. Das war der einzige Umstand der Fräulein Gelderns Freude ein wenig verdarb,

sie hatte auf mehr, auf viel mehr Erstaunen gerechnet: übrigens aber war ihre Befriedigung vollständig, und nie hat man ein vergnügteres Gesicht bei einer Hochzeit gesehen als das der Tante Ernestine. Sie ward an dem Tage nicht müde zu erzählen, wie sie vom ersten Augenblick an die Neigung ihres neuen Neffen für Helenen bemerkt habe, und der Tribunalrath sagte scherzend: „gesteh' es nur gerade heraus, Ernestinchen, du möchtest dich gern rühmen, daß du eigentlich die Heirath gemacht habest. Aber wenn's diesmal der liebe Gott nicht ganz allein zu Stande brachte, so gebührt dir doch nur die halbe Ehre, denn der Opal that das Meiste dabei.“ Fräulein Geldern machte dem Stein, der so viele Herzen verschiedenartig bewegt hatte, seinen Ruhm nicht streitig. Frau von Hagen drückte bei der Erinnerung daran zärtlich Helenen's Hand; sie schien beinahe mit dem Sohne um die Wette verliebt zu sein. Hatte sie doch für ihre einstige Schwiegertochter so viel Nachsicht in Bereitschaft gehabt, die sie nun völlig über Bord werfen konnte! denn an Helenen entdeckte sie täglich nur neue Liebenswürdigkeit, neue Güte; und solche Ueberraschungen erhalten die Seele eben in einem Zustand von erhöhter Freude an einem andern Wesen, der nicht minder lebhaft aber viel nachhaltiger ist, als jener, welchen man gewöhnlich mit dem Wort „verliebt“ zu bezeichnen pflegt. Die Freude an dem Glück ihrer Kinder zog Frau von Hagen gar oft aufs Land: auch Fräulein Geldern, welche ihr Stift verlassen hatte, um ganz bei ihrem Bruder zu wohnen, brachte gemeiniglich die Sonn- und Festtage in Steindorf zu. Ulrike, die sich nur langsam von

ihrer Krankheit erholt hatte, bedurfte eines Landaufenthalts zu ihrer völligen Herstellung: sie ward aber nie wieder so rüstig als vorher, dafür aber verträglicher und freundlicher als sie je gewesen, und Fräulein Geldern, welche ihr Stillschweigen und ihre Nachsicht mit der schlechten Handlung der alten Haushälterin immer nur provisorisch ausgedehnt hatte, ertheilte ihr endlich völlige Absolution. Sie blieb im Hause des Tribunalraths, und diente ihm noch zehn Jahre eben so treu und thätig als zuvor, ohne daß er je eine Ahnung von dem Vorfall hatte, der einmal zu seiner Kenntniß gelangt, Ulrike auf immer aus seinem Hause verbannt haben würde. Marie blieb in Helenens Diensten und schlug sogar eine gute Heirath aus, um in der Nähe ihrer Frau zu leben, der sie mit hingebendster Treue anhing. Während Felix und Helene stillen Segen rings um sich her verbreiteten, glänzte Clementine in der Welt, und ihres Mannes Name stand, wenn auch ohne Ruhm, doch oft in den Zeitungen. Das ist in den Augen Vieler Ehre genug. Indessen hatte Frau von Hagen, bei allem was sie Näheres über Beide erfuhr, nur zu oft Gelegenheit zu sagen: wie Schade um Clementine! Es hätte etwas besseres aus ihr werden können. Dann aber dankte sie immer Gott von ganzer Seele, daß sie nicht auch sagen mußte: wie Schade um Felix! denn er hatte zwar nicht nach der Meinung der Welt „seinen Weg gemacht," aber dennoch ein schönes Ziel erreicht!